



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Graf Stolberg.

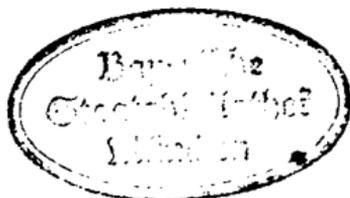
Historischer Roman

von

Klenke.

Erster Band.

Dreslau,
Verlag von Joh. Urban Kern.
1855.



Erstes Kapitel.

Ein schöner August-Nachmittag des Jahres 1774 hatte eine Gesellschaft junger Männer aus der Stadt Göttingen nach einem nahegelegenen Dorfe gelockt, wo sie auf dem grünen Rasen des schattigen Obstbaumgartens in lauter Heiterkeit lagerten. Es war nahe vor der Dämmerung, die Sonne glühete bereits durch die Oeffnungen der alten Ruinen, welche vom nahen Gebirge ihren Schatten über die Ebene warfen, in der eine ländliche, feierliche Friedensruhe herrschte; von den umliegenden Dörfern erklang das Geläut der Thurmglöckchen, welche den morgenden Sabbath verkündigten. —

Der Obstbaumgarten lag unmittelbar vor einem freundlichen, sauberen Bauerhause, am äußersten Rande des Dorfes, von wo man die Stadt Göttingen im röthlichen Lichte des nahenden Abends erblickte und eine reiche Fernsicht über Felber und

Holzungen bis an die blauen Gebirgsformen des transparenten Horizontes hatte. — Es war Sonnabend, der gewöhnliche Tag, an dem die jungen, frohen Männer sich hier, oder auch wohl in einem andern Dorfe der städtischen Umgebung, zu versammeln pflegten, nicht allein um die Landschaft zu genießen, sondern auch um einem geistigen Zwecke zu genügen, welcher ihren Zusammenkünften einen ganz eigenthümlichen Charakter verlieh.

Es mochten ihrer wohl zwölf junge Männer sein, welche theils liegend, theils stehend oder auf einer Bank sitzend, eine sehr laute, heitere und muthwillige Unterhaltung pflogen, aber, trotz der Vertraulichkeit und zwanglosen Umgangsweise, dennoch durch Kleidung und Manieren sich auffallend unterschieden und ungleichen Lebensweisen anzugehören schienen. Daß sie nichts weiter als Studenten der Universität seien, war um so weniger anzunehmen, als sie, bei aller Lust der Gegenwart, weder die Zechgebräuche akademischer Jugend übten, noch die Sprache des herrschenden Umganges redeten, sondern mehr von einem gemeinsamen, geistigen Interesse, einer idealeren Freundschaft verbunden sein mußten.

Unter einem der Apfelbäume stand ein etwa dreiundzwanzigjähriger Genosse dieser Gesellschaft und las einen Brief laut vor. Seiner mehr schwächli-

chen Figur, der ehrbaren Kleidung, den glatt zurückgekämmten und lockig im Nacken herabfallenden Haaren, den schmalen, niederhängenden Schultern, sowie dem langen Halse nach zu urtheilen, welcher über dem niederen, weißen Halstuche den Kopf mehr nach vorn gerichtet trug, hätte man einen jungen Landeschullehrer oder theologischen Seminaristen in ihm vermuthet, zumal seine Haltung ohne alle Politur, natürlich, schlicht und absichtslos war. In seinem Gesichte, dem eine freie, sanfte Offenheit den Charakter des biedersten Vertrauens ausdrückte, sprach sich aber mehr aus, als die Erscheinung anfangs verrieth; die kräftige, an den Schläfen breite Stirn, die hervortretende, edle Nase, der festgebauete und, bei aller Herzlichkeit, entschlossene Mund, die unter starken Stirnwölbungen frei und denkend liegenden Augen, der eigenthümliche, von der Stirn und Nasenwurzel anhebende, am innern Augenwinkel gegen den Backenknochen sich verlierende, vertiefte Zug, dem eine Hautfalte vom Nasenflügel ab parallel lief, gaben diesem Gesichte einen forschenden, fränklich empfindsamen und doch wieder unerforschlichen Ausdruck, so daß in diesem jungen Manne die schöne Mischung der Seelenelemente, Biederkeit, Besonnenheit, Wahrheitstrieb und Ueberzeugungstreue nicht zu verkennen war. Er nannte sich Johann Heinrich Bosh und war seit Michaelis 1772, nachdem er die Theo-

logie aufgegeben hatte, in das philologische Seminar zu Göttingen eingetreten.

Dicht neben ihm, an den Stamm des Apfelbaumes gelehnt, die Hand auf Bosen's Schulter gelegt, stand ein anderer junger Mann, von gleichem Alter, aber der offenbarste Gegensatz der äußeren Erscheinung. Man sah ihm an, daß die Tournüre und formelle Bildung der vornehmen Welt in seinem äußern Wesen Gewohnheit geworden war, sein edles, empfindsames Gesicht mit den sinnigen, aber leicht von raschen Stimmungen und Eindrücken entflammenden Augen, die leichte Erhitzung, welche seine Wangen färbte, die fast leidenschaftliche Lebendigkeit, die Unruhe und Raschheit, welche ihn ergriffen, wenn er fremden Worten horchte oder selbst redete, die schwärmerische Weichheit, die oft unwillkürlich den Blick und den edlen, sonst stolzen Mund beherrschte, die nervöse Reizbarkeit endlich, welche Freude und Ernst begleitete, machten diese Jünglingsgestalt zum offenbarsten Gegensatze seines Nachbarn, der in diesem Augenblicke, wo der Freund in eleganter Nachlässigkeit am Baume lehnte und den einen Arm auf Bosen's Schulter gelegt hatte, einem festen Stamme glich, auf den sich ein edler, von innerem Feuer erfüllter Nebenstoß stützt. Der junge, vornehm erscheinende Mann war Graf Friedrich Leopold zu Stolberg, ein Holsteiner von Ge-

burt, der mit seinem, um zwei Jahre älteren Bruder Christian, welcher auf der Bank neben Anderen saß, seit einigen Jahren in Göttingen studirte. Herrschte in Bosphs äußerer Erscheinung die Ruhe und Zuversicht eines von Vernunft geleiteten warmen Herzens, so deutete die Physiognomie seines Nachbarn auf vormaltendes, von erregbarer Phantasie beunruhigtes Gefühlsleben, das, für jeden Eindruck empfänglich, für das Ideale schwärmen, für das Gemüthliche oder Ungewöhnliche rasch gewonnen und erhitzt werden konnte.

Bosph hatte den Brief zu Ende gelesen; einer von Denen, welche auf der Bank saßen, ein dreißigjähriger Mann, der mehr Gelehrter als Student erschien und eine merkliche Ueberlegenheit den Freunden gegenüber verrieth, nahm das Wort: — „Ihr seht, daß sich unser Bund eines neuen correspondirenden Mitgliedes erfreuet; antworten wir dem guten Brückner auf seinen Rath durch einen poetischen Erlaß des Bundes.“ —

— „Ja, lieber Bosph, das hat er schon um mich verdient. Wir hätten uns nimmer kennen lernen, wenn von Brückner nicht meine Lust am Apoll in trostloser Zeit gepflegt wäre“ — erwiederte Bosph.

— „Wie so? das haben Sie mir noch nicht erzählt, Bosph“ — fiel Friedrich Stolberg rasch ein und sahe den offenen, in ernster Erinnerung leuch-

tenden Freund mit Hast und erregter Miene an. — „Sie nannten Brückner schon einmal, er ist Landprediger bei Benzlin, dem Orte Ihrer Kindheit — hat er Sie unterrichtet, hat er etwa dem Knaben die klassische Welt erschlossen?“ —

— „Nein, er hat dem Jünglinge genützt, hat auf eine trostlose, mehrjährige Zeit der Noth und Verödnng, meinen Winter von 1770 auf 71 mit Sonnenblicken erwärmt und den Dichter in mir er-muthigt.“ —

Boje blickte wohlwollend auf Wosß und flüsterte seinem Nachbar auf der Bank, dem Hofmeister der beiden gräßlichen Brüder, Clauswitz, zu: — „wir Alle haben dem Pastor Brückner zu danken, daß er uns Wosß mittelbar bekannt machte, doch hören Sie, er erzählt es schon selbst.“ —

Friß Stolberg hatte nämlich mit seiner lebhaften Eile gleichzeitig gefragt: — „War das nicht dieselbe Zeit, wo Sie Hauslehrer bei dem Herrn von Derßen auf Ankershagen waren und in der alten Raubbürg von aller Welt abgeschieden lebten?“ —

— „Eine Zeit der Prüfung“ — versetzte Wosß, „aber mir dennoch in der Erinnerung theuer. Als ich im Herbst 1769 von der Neubrandenburger Schule in die ehemalige Raubbürg einzog, hoffte ich dort so viel zu ersparen, daß ich nach Halle gehen und als Waisenhauslehrer fortkommen könnte — aber

mein Gehalt betrug nur 60 Thaler für fünf Lehrstunden und eine Klavierstunde täglich. Meine Erholung war nach der Last des Tages Musik, Latein, Griechisch und Hebräisch, meine ehemaligen Mitschüler in Neubrandenburg schickten mir aus Mitleid Bücher und Noten in die einsame Burg, da ich sie mir nicht kaufen konnte, denn mein Vater bedurfte meines aufgesparten Geldes. Im nahen Walde auf einsamen Spaziergängen las ich laut Horaz, Rameau, die Hermannschlacht, durch Zacharia's homerische Verdeutschung wurde ich gelockt, einige Verse von Hesiod zu übersetzen, aber ich wagte sie Niemandem zu zeigen. Da kam Brückner als Prediger in das nächste Dorf, ich vertraute ihm, dem erfahrenen Sachkundigen, meine Arbeiten an, er ermunterte mich in einer Weise, daß ich darüber selbst bestürzt wurde, aber er that noch mehr, er zeigte mir zuerst den Göttinger Musenalmanach von 1770 und sagte mir, daß Kästner ihn herausgäbe. Ich entdeckte Brückner, daß ich manche Verse darin eben so gut liefern könne, er trieb mich an, Proben zu machen und sie an Kästner zu senden. — Seht, Freunde, das ist der Weg, der mich zu Euch geführt hat, Ihr wißt, wie freundlich Kästner an mich schrieb, wie unser Boze, der eigentliche Herausgeber des Almanachs, sich nach mir erkundigte und mich, den Verlassenen, zu einer Zeit nach Göttingen einlud und

aus der Mecklenburgischen Dunkelheit hervorzog, als meine Hoffnungen auf Halle sich trübten, weil ein frömmelnder Superintendent seine versprochenen Empfehlungen vergaß und Herr von Derzen nichts für mich that, um mich noch länger auszunutzen. Unter Euch, Boje, Stolberg, Miller, Hölty und wie Ihr Alle mit theueren Namen mich umtönt, wurde ich wieder der Frohherzige, der ich einst auf der Schule war. Boje! was haben Sie Alles an mir gethan!“ — Mit diesen Worten eilte Bofß auf den älteren Freund zu und umarmte ihn.

— „Bin ich nicht der Eigennützigste unter Euch Allen?“ — nahm Boje das Wort; — „habe ich Euch nicht um mich versammelt, durch Euch den Hainbund gestiftet, von Eurem Talente den Almanach genährt und mir ein Ansehen verschafft, das allein auf das Dichterbündniß meiner Freunde gestützt ist? Lehrer und Lernende zugleich hat Einer den Andern zu uns gebracht, ich fand Miller und Hahn, Kästner den Hölty, die beiden Stolberge brachten Cramer zu uns — Hölty den Leisewitz — und so seid Ihr Alle von Sympathie und Gesinnung geführt, Clasen, Esmarck, Wehrs — seht, Freunde, wir sind uns sämmtlich verpflichtet.“ —

Das Gefühl der Dankbarkeit, welches Bofß, in Erinnerung seiner überwundenen Jahre, zu einem lauten Ausdrucke angetrieben hatte, war übrigens in



Boje's Handlungsweise gegen ihn begründet. Dieser hatte auf die eingezogene Erkundigung von Bopps Hülfslosigkeit, einige Gedichte desselben nach Hannover geschickt und die Zusicherung eines zweijährigen Freitisches und freie Collegia erwirkt, sowie ihm eine Anzahl einträglicher Lehrstunden bei reichen Engländern vermittelt. Diese Umstände wirkten mit, beide Freunde noch inniger mit einander zu verbinden, als es der poetische Bund ohnehin gethan hatte.

— „Wie habt Ihr Euch denn eigentlich zuerst zusammengefunden?“ — fragte ein junger Mann mit feinem, fast mädchenhaften Gesichte und einer vornehm-schüchternen Geberde, — „bin ich doch der Jüngste unter Euch, den Hölty erst im letzten Frühling in den Hainbund einführte.“ —

— „Das sollen Sie wissen, Reiseritz“ — ergriff Bopps das Wort — „ist es doch eine alte Regel, jedem neuzugehorenen Bündner die Geschichte des Bundes mitzutheilen, die bei uns freilich nicht sehr alt ist. Es ist im Frühlinge 1772 gewesen, als ich nach meinem Eintreffen in Göttingen von Hölty zum Kaffee eingeladen wurde; ich traf Miller und seinen Wether dort; Hölty, in einem alten, zerrissenen Schlafrocke, schenkte Kaffee ein und sprach kein Wort, ich hielt ihn für den Hausknecht, bis er plötzlich von seiner neuen Ballade über Wälder und Büsche“

zu reden anfing und sie auf unsere Bitte vorlas. Wir nahmen uns in der Begeisterung vor, eine engere, poetische Verbindung zu schließen, um uns gegenseitig unsere Arbeiten mitzutheilen und zu kritisiren, uns im Vorlesen zu üben, über Wissenschaft und Kunst zu sprechen und unsere besseren und gebilligten Gedichte in ein Buch zusammenzuschreiben. Wir theilten Boje und unserem melancholischen Freunde Friß Hahn unser Bündniß mit und sie schlossen sich an — ersterer als älterer und erfahrenerer Rathgeber. So kam der Herbst heran — wir machten einen Spaziergang in das freie Feld, unsere Herzen erglüheten von einem heißen Gespräche, die Hoffnungen, auf denen sich unser eigenes Talent wiegte, machten uns froh und muthig — wir waren unter einer schönen Eiche auf grünem Ager angekommen, Abendroth und Himmelsblau umglänzten uns, die Eiche rauschte mahnend über unseren erhitzten Häuptern — eine plötzliche Begeisterung ergriff uns, wir hatten nur Einen Gedanken, dem Vaterlande sich im feierlichen Bunde zu weihen!“ —

Wosens Wangen waren geröthet, seine offenen Augen leuchteten glücklich im Kreise der Freunde umher.

— „Und diesem Bunde laßt uns heute eine neue Weihe geben!“ rief Friß Stolberg in Aufwallung seines Temperamentes — „je näher die Zeit

heranrückt, daß die älteren Freunde sich in die Welt zerstreuen, und auf eigenen Wegen gehen, desto fester schlinge sich das geistige Band um ihr Streben — der Hainbund will Religion und Tugend verbreiten, Hochgefühle für Ebles, Liebe zur Natur und zum Vaterlande entflammen, will gegen den verwahrloseten Geschmack des anacreontischen Leichtsinns wirken!“ —

— „Das wollen wir!“ — riefen viele Stimmen und Bos drückte dem Freunde Stolberg dankbar die Hand. —

— „Was treibt der Hölty dort?“ — ertönte der Ruf des heiteren Cramer. Aller Blicke richteten sich auf den Genannten. Dieser hatte nämlich, ohne um die Andern sich zu bekümmern, seither im grünen Rasen auf dem Rücken gelegen und mit träumerischen Augen bald in das Laub des nächsten Apfelbaumes, bald in den vollen Schein des Abendhimmels oder in das klare Blau der Luft geschauet; selbstvergessen schien er sich seinen Empfindungen überlassen zu haben, die Hände lagen gefaltet auf der Brust, zuweilen lächelte oder murmelte er, als spräche er in Gedanken Verse. Ein Glas Milch stand neben ihm, halb im Rasen versteckt. Als aber Bos von dem Herbstabend unter der Eiche auf dem Felde erzählte, schlen der Hingestreckte zu horchen, allmählig hatte er das Haupt emporgerichtet und Bos freund-

lich angeblickt, bis er endlich bei Stolberg's begeisterten Ausrufe aufgesprungen war und sich stolpernd und unbeholfen auf dem einen Fuße herumdrehte.

— „Was machst Du da, Hölty?“ — rief Cramer vergnügt.

— „Ich freue mich“ — antwortete er mit kindlicher Arglosigkeit — „meine Gedanken weilten unter der Eiche.“ Er trat freundlich heran, wo Stolberg und Bofz standen, richtete seine hellblauen Augen, in denen ein treuherziges, etwas schalkhaftes Lächeln schimmerte, auf sie und rief, in die Hände klatschend, in glücklicher Stimmung: — „Das war herrlich!“ —

Wer diese Erscheinung zum ersten Male sah, vermuthete nicht, daß eine edle Dichterseele in der mehr bäuerischen und unbeholfenen Hülle lebte. Seine Gestalt war kräftig, aber träge, schlaff und langsam in jeder Bewegung, die Haltung nachlässig niedergebückt, die scheinbare Gleichgültigkeit des Benehmens hätte bei einer auffallend einfältigen Miene auf Verstandesbeschränktheit schließen lassen, wenn nicht in Momenten der Begeisterung die sonst verschlossenen Empfindungen sich wie ein glückliches, behagliches Staunen über das todtenbleiche Antlitz ausgegossen hätten. Seine Kleidung war in hohem Grade vernachlässigt und ärmlich, ein abgetragener, fadenscheiniger und der Ausbesserung bedürftiger Rock

war sein gewöhnlicher Anzug. Er bildete einen gewaltigen Gegensatz zu dem eleganten, in vornehmer Tournüre bestehenden und sanguinisch-lebhaften Stolberg, welcher mit ihm redete. Trotz dem aber betrachteten ihn Alle mit einer freiwilligen Liebe und Achtung und es schien beinahe, als ehre man in dem leichenblaffen Jünglinge ein heiliges der Erde bald wieder entfliehendes Wesen.

— „Heute ist die Reihe an Ihnen, Hölty, das aufgegebenes Pensum vorzutragen“ — sagte Friedrich Stolberg — „haben Sie die Bouts rimés, Ihre Lieblings-Exercitie, vollendet?“ —

Hölty, welcher, seiner Gewohnheit nach, nahe vor Stolberg sich gestellt hatte und ihm freundlich in's Gesicht sah, nickte komisch mit dem Kopfe und setzte sich dann, als ob er gar nicht angerebet wäre, auf die Bank neben Boje. — „Aber Freunde“ — begann dieser, in die Hände klatschend — „die Zeit verstreicht, der Sonnabend gebührt ausschließlich dem Zwecke unseres Bundes — beginnen Sie, Hölty, dann soll der jüngere Stolberg sein Harzgedicht vortragen, damit es gebilligt werde.“ —

— „Glaubt Ihr“ — versetzte Hölty mit komischem Ernste — „daß man ein Hochzeitsgedicht auf die Endreime „Abend labend, Herbst verfärbt“ so ganz ohne auf das Wohlsein der Braut zu trinken,

richtig würdigen könne? Erst schafft Rheinwein und Rosenblätter.“

— „Es sei!“ — rief der ältere Christian Stolberg, von der Bank aufspringend und dem Bauernhause zuweisend.

— „Er wird wol einen Schnapps, aber keinen Wein bei der Bäuerin finden“ — lachte Bos — „und würde überhaupt die rheinische Traube zu diesen Apfelbäumen passen?“ —

Zu nicht geringer Ueberraschung der Anwesenden, jedoch unter mitwissendem Lächeln des jüngeren Grafen, kehrte Christian Stolberg in den Baumgarten zurück aber ihn begleitete ein Bursche, welcher einen Korb mit Flaschen und Gläsern trug. Der Hofmeister Clauswitz flüsterte dem verwunderten Boje zu: — „Die Grafen haben heute Nachmittag den Wein herausbringen lassen, es ist der Geburtstag von Claudius in Wandsbeck und den wollen wir feiern, zur Ehre von Hölty's Petrarkischer Bettler-Ode, welche im Wandsbecker Boten abgedruckt ist.“ —

— „So!“ — rief der in den Freundeskreis zurücktretende Christian Stolberg — „nun rather, was für eine Ursache heute den Bauernwirth veranlaßt hat, rheinländisches Feuer anzuzünden? Neugieriger Hölty, den man, gleich Socrates, mit einer Neugierigkeit wie ein Kalb mit vorgehaltenem Grase locken kann, rathen Sie!“ —

Hölty, in der That ungemein neugierig, hatte aber kaum den Flaschenkorb erblickt, als er aufsprang und sich in seiner schwerfälligen Weise neben denselben in den Rasen warf, eine Flasche ergriff und sie prüfend gegen das abendbräthliche Licht hielt. — „Sollte man nicht glauben“ — lachte Boß — „wenn man Hölty's gewaltige Anstalten zum Trinken sieht, daß er aus dem Schlusse seines Rheinweinliedes

„„So lang er's Kelchglas halten kann
Und dann zu Boden sinkt!““

wirklich Ernst machen wollte? Aber wir wissen längst, daß es bei ihm nur beim vorbereitenden Entschlusse bleibt.“ —

— „Denkt an Claudius“ — sagte Christian Stolberg — „er trinkt heute auch sein Glas darauf, daß er vier und dreißig Jahre alt geworden ist — es gilt meinem Landsmann und dem Freunde unsers Bundes.“ —

Man hatte sich schnell in die Situation gefunden, lagerte sich in einem Kreise um den Flaschenkorb auf den Rasen und wollte die bald gefüllten Gläser zum Trinkspruche erheben, als Boje ausrief: — „Halt! vergeßet nicht eine gewohnte Pflicht zu üben, wenn der Bund ausnahmsweise feiert; laßt uns dem Altvater, dem messianischen Dichter die Ehre geben, daß er gegenwärtig unter uns sei —

rückt den Kreis etwas größer, damit hier ein Platz für Klopstock frei bleibe!“ —

Mit schwerfälliger Eile entfernte sich Hölty schweigend aus dem Kreise und lief an die äußerste Grenze des Obstgartens, wo mehre blühende Rosenbüsche standen. — Er kehrte bald wieder zurück, beide Arme voll Rosen und aufgesammelter Rosenblätter, streuete sie auf den leeren Grasplatz, den man für Klopstock frei gemacht hatte, und setzte sich ruhig wieder in den Kreis, still vergnügt lächelnd.

— „So ist's recht, Klopstock mitten unter uns!“ — sagte Fritz Stolberg — „gedenkt des zweiten Juli, als wir zur Feier seines Geburtstages auf Hahn's Zimmer um den Tisch saßen, auf dem die Rheinweinflaschen blinkten und am obern Ende ein Lehnstuhl stand, auf dem Klopstocks Werke lagen, während wir seine Oden laut lasen; so laßt ihm auch heute uns verpflichten, Religion und Vaterland zu besingen!“ —

— „Und denkt daran, wie wir in der Mitternacht vorher auszogen unter die rauschende Eiche des Bundes, um die grünen Zweige zu brechen, womit wir das Zimmer ausschmückten“ — nahm Hahn das Wort — „denkt daran, wie wir in edlem Unwillen Schriften des Leichtsinns, welche Ernst und Gefühl für Großes hinwegändelten, den lobernen Flammen übergaben. Hatten wir doch unter der

mitternächtigen Eiche, über welcher gerade ein funkelnder Stern stand, dem Vaterlande im Wobansgesange gehuldigt und unsere Hüte bekränzt, als bei Klopstocks Namen ein plötzliches Wehen die ganze Eiche von oben herab durchrauschte." —

— „In Klopstock's Namen für Religiosität und Vaterlandsliebe?“ — rief Friß Stolberg und hob das Glas. —

Und als die Gläser von Neuem eingefüllt waren, sprach Christian Stolberg: — „Dem Freunde unseres Bundes, dem heiteren Wandsbecker Boten!“ — Man trank und Alle fielen in den von Cramer angestimmten Gesang eines Liedes vom jüngeren Stolberg ein:

— „Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur etc.“ —

— „Nun aber“ — hob Christian Stolberg an — „nun beginne unser Richteramt. Claudius schickte mir gestern das neueste Stück seines Wandsbecker Boten, worin eine petrarkische Bettler=Ode, eine Parodie auf das Bardengebrüll, gedruckt steht und zwar von Hölty verfaßt. Da er ohne Erlaubniß des Bundes ein nicht gebilligtes Gedicht in die Welt geschickt hat, so verurtheile ihn der Hainbund zu der von uns gesetzlich eingeführten Strafe!“ — Hölty sah Boje mit einer drollig bittenden Miene

an und hörte den im Kreise herum geredeten muthwilligen Berurtheilungen ruhig zu.

— „Er muß büßen!“ — erscholl es rings um — „wo ist die Grenadiermüge?“ —

Immer lächelte noch Hölty gutmüthig, selbst als Boje den großen Makulaturbogen des Göttingischen Wochenblattes hervorzog und eine gewaltige Tute daraus drehte. Das Tragen einer solchen Papiermüge zur Zeit des Beisammenseins war die bestimmte Strafe für Jeden, welcher ohne Gutheißung des Bundes eine Poesie hatte drucken lassen oder mit der ihm aufgegebenen Arbeit nicht zu bestimmter Zeit fertig geworden war.

— „Was steht denn Gedrucktes darauf?“ — fragte Boje's Nachbar, als er die große Papiertute näher betrachtete — „ha! ha! der Hymnus von Hölty, den der Bund verworfen hat — seine eigene Schande soll ihn krönen!“ — Hölty horchte, sein bleiches Gesicht bekam etwas lebendige Farbe; obgleich man sahe, daß sein Ehrgefühl beleidigt erschien, so verlor doch seine Miene keinen Augenblick den Zug der Treuherzigkeit und gutmüthigen Milde. — „Rein!“ — rief er, als Cramer mit der Papiertute nahete, um sie ihm feierlich auf den Kopf zu drücken — „das ist zu arg, das ist zu ernsthaft!“ — und indem er emporsprang setzte er sich weigernd zur Gegenwehr. Der Muthwille trieb die Andern

an, das Aufsetzen der Mütze zu erzwingen, aber der scheinbar schwächliche Hölty ergriff die Papiertute und vertheidigte sie mit Kraft gegen die mit ihm ringende vereinigte Gewalt.

Plötzlich rief eine laute kräftige Stimme: — „Heda! ist Revolution am Helikon ausgebrochen? dann ist's Zeit, daß der Adler des Gesanges kommt, um das kleinere Geflügel zur Ruhe zu bringen!“ —

Die Freunde blickten nach der Gegend hin, woher der Ruf kam und ein gemeinsames Willkommen wurde ihm entgegnet. Draußen am Holzgitter des Baumgartens hielt ein Reiter auf dampfendem Rosse, die Reitgerte hoch in die Luft haltend, das frische, von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne geröthete Antlitz feck und stolz über die Boetenjünglinge gerichtet. Ehe aber diese dem Gitter des Baumgartens zuweilen konnten, hatte der Reiter bereits seinem Pferde die Sporen gegeben und jagte im Galopp, von der Staubwolke der Landstraße umhüllt, hinter das Bauerhaus.

— „Bürger!“ — erscholl der freudige Ueberraschungsruf von Mund zu Mund und Boje rief: — „Nun können wir dem Hühnerhabicht gleich die vom Bunde beschlossene Antwort auf sein stolzes Schreiben mittheilen.“

Gleich darauf eilte Bürger, der dem Hainbunde befreundete Justizamtmann zu Altengleichen, in den

Baumgarten und den Kreis der Poeten. Wie sie daher kam, die kräftige, elastische Gestalt, mit dem biederem, festen und robusten Gesichte, den lebensfrohen, großen Augen, dem selbstbewußten Haupte, dessen Haar in kurze Seitenlocken und Haarbeutel frisirt war, in dem blauen Frack, dem lebernen Reitbeinkleid und den gelben Stulpenstiefeln, die Reitspeitsche salutirend durch die Luft schlagend, wer hätte dieser frischen, muthigen Erscheinung nicht ein freudiges Anlächeln entgegen gesandt! Hand und Herz der poetischen Jünglinge eilten ihm zu, und als er die Rheinweinflaschen auf dem grünen Rasen erblickte, rief er aus: — „So Recht, Ihr habt eine glückliche Ahnung gehabt; was ich Euch mitbringe, verdient die edelste Rebe, welche Vater Rhein jemals genährt hat — lagert Euch, Ihr kleines Geflügel, die Fabel soll erfüllt werden, der Lieberaar will mit Euch theilen.“ — Mit diesen Worten zog er die Bank nahe an die Flaschen und ergriff ein Glas, um es zu füllen.

— „Wären Sie nicht gekommen, so würde morgen der Beschluß des Hainbundes an Sie abgeschickt worden sein“ — versetzte Boje — „jetzt können Sie selbst das Urtheil hören — so vernehmen Sie, daß der Hühneraar, der Abler zu sein sich anmaßt, an einen Wipfel geschnürt, flattern soll bis der Mond aufgeht.“ —

— „Ihr Feldmäuse, die Ihr einen Löwen für Eureßgleichen haltet“ — lachte Bürger, nachdem er das Urtheil unter schelmischem Trinken angehört hatte und dem nebenstehenden Hölty das leere Glas hinhielt, um es zu füllen — „habet Respect vor mir, denn ich trage hier etwas in der Tasche, das Ihr kennen lernen sollt, wenn der Mond aufgegangen ist.“ —

— „Etwa ein neues Lied?“ — fragte Hölty neugierig.

— „Ja, ein Lied, wie ihr Sylbenstecher noch nie eins gehört habt — ahnen Sie noch nichts Boje?“ —

— „Ah! ist etwa die Leonore fertig? — Dann soll Ihnen Ihr Hochmuth des Ablers verziehen sein.“ —

— „Ja, ja, fix und fertig in meiner Tasche; in der Einsamkeit auf dem Lande zu Altengleichen und in der Spannung mit meinem ehemaligen Freunde zu Gelliehausen, mußte ich mich zerstreuen; es hat meine Phantaste keine Ruhe gehabt, bis die Worte, die ich einmal ein Bauermädchen im Mondscheine singen hörte und mir immer in den Ohren forttönten, zu einer selbstständigen Ballade geworden sind. Die Todten reiten so schnelle — Der Mond der scheint so helle — Fein's Liebchen, graut Dir nicht?“ —

Fritz Stolberg, welcher diesen letzten Worten mit gespannter Aufmerksamkeit gehorcht hatte, zumal alle geheimnißvolle Romantik auf seine reizbare Phantasie einen tiefen Eindruck machte, nähete sich dem trinkenden Bürger, welcher, wie zu Pferde, auf der Bank ritt und mit der Peitsche durch die Luft schlug. Mit der dem jungen Grafen eigenen aristokratischen Feinheit rebete er ihn an: — „Haben Sie etwa eine englische, alte Ballade benützt?“ —

— „Benützt?“ — rief Bürger stolz — „nein, nicht einmal die im Volksmunde lebenden Verse, welche das Bauermädchen sang, vermochte ich vollständig aufzuspüren und es war mir nichts als die paar Zeilen bekannt geworden, die mich aber um so nachhaltiger beschäftigten.“ —

— „Wäre eine alte, englische Ballade vorhanden, so wäre sie mir in unserer Göttingischen Bibliothek schwerlich entgangen“ — nahm Boje das Wort — „aber liebster Bürger, spannen Sie unsere Erwartung nicht so lange auf die Folter, lesen Sie.“ —

— „Nein, der Mond muß aufgegangen sein — ich muß auf die Wirkung meines Gebichtes rechnen, denn wenn ihr die Form kennen lernt, so werdet Ihr sie von aller Convention abweichend finden; ich spotte Eurer ästhetischen, steifen Regeln der Schule, ich habe einmal etwas Neues geben wollen. Aber damit Ihr doch bis zum Mondscheine Eure Phantasie

etwas beschäftigen könnt, so will ich eine nagelneue Begebenheit mittheilen, eine Liebesgeschichte.“ —

— „Haha!“ — lachte Cramer — „Ihre Liebesgeschichten sind uns nichts Neues; nachdem der Hainbund Sie im Trinken und Lieben auf bessere Wege gebracht hat, sorgte Boje dafür, daß Sie die Entbehrung auf dem Lande zur zweiten Gewohnheit machen sollen.“ —

— „Thorheit, als ob ein Adler aufhörte Adler zu sein wenn er in ein Hühnerbauer gesperrt wird — so erfahret denn, ich habe mich verlobt und heirathe in vier Wochen.“ —

Ein allgemeines Erstaunen bemächtigte sich der Anwesenden. Boje zeigte in seiner Miene Schreck und ängstlichen Zweifel. — „Bürger!“ — sprach er ernst herantretend und des Freundes Hand fassend — „Sie sehen, wie selbst Ihr Scherz mich erschreckt.“ —

— „Bei dem unbefleckten Harfenspiele der Liebe! Ich rede ernsthaft, so wahr ich lebe und empfinde — kommt heran, füllet die Gläser, trinket auf mein herrliches Mädchen, das mein Weib ist, ehe der Mond zum zweiten Male voll wird — Ihr kennt den hannoverschen Beamten Leonhart, in meiner Nachbarschaft zu Niedeck, er hat prächtige Töchter, schön, sanft, großherzig; eine davon ist meine Braut.“ —

— „Wwat!“ — riefen mehre der Anwesenden

und stießen mit den Gläsern zusammen; nur Boje blieb still und betrachtete den Freund mitleidig. — „Ein Wort, Bürger, ein Wort“ — sagte er unruhig, ergriff dessen Arm und führte den fröhlichen Mann abseit durch den Baumgarten. — „Sie wollen heirathen, Sie?“ — fragte er, vorwurfsvoll zum Freunde aufblickend.

— „Nun? bin ich etwa als sechs und zwanzig Jahre und sechs Monate alter Mann zu jung dazu?“ —

— „Ich bitte Sie, Bürger, welch' ein Leichtsinne, bei Ihrer kärglichen Einnahme, die Sie selbst kaum nothdürftig ernährt? — Nun wird die poetische Muse, welche wir Ihnen auf der Landstelle verschaffen wollten, eine Zeit der Noth und niederdrückenden Sorge sein, Sie fordern das Schicksal heraus!“ —

— „Wie furchtsam schauet Ihr guten Leute in's Leben! — Ist denn die Liebe ein Gefühl, über das man reflectirt? Wenn mich die unbezwingliche Leidenschaft an ein Mädchen fesselt, so wird sie mir auch Kraft und Laune bewahren, um der Geliebten das Leben angenehm zu machen. Ich beziehe ein Bauerhaus zu Wölmershausen, einem in meinem Gerichtsprengel liegenden Dörfchen, und die ländliche Zufriedenheit wird mich im Arme der Liebe jegliche Einschränkung vergessen machen.“

— „Ich mag Ihr Phantasiegemälde nicht trü-

ben — kommen Sie, Freund — ich werde mich anstrengen, meine Gefühle an Ihrer leichtfertigen Heiterkeit zu ermuntern.“ —

— „Ich freue mich auf mein Jbyll und der Hainbund soll mir dort jederzeit willkommen sein. — Boje, Sie sind zu kritisch, zu viel Verstandesmensch, Sie können die Leidenschaft eines flammenden Temperamentes nicht begreifen. Und — Freundchen, haben Sie nicht ein christliches Werk an mir thun wollen und mich aus der unregelmäßigen Wirthschaft eines Junggejellen retten? Die Heirath wird mich erst ganz zu einem ordentlichen Menschen machen. Kommen Sie zu den Anderen zurück, wir wollen trinken.“ —

— „Es lebe Vater Klopstock und Vater Rhein!“ — erscholl in diesem Augenblicke der laute Ruf aus dem Kreise der poetischen Freunde. Boß trat dem an Bürger's Seite nachdenklich zurückkommenden Boje entgegen und sprach: — „Sollen wir denn nicht beginnen? Die Dämmerung bricht herein. Sehen Sie, der Mond steigt hinter dem Walde empor.“ —

— „Sogleich!“ — erwiderte Boje schnell zwischen die Genossen tretend; — „Sie, Graf Stolberg, sind verpflichtet, heute, zur Ehre des Stolberg'schen Stammschlosses Wernigerode, das aufgegebenes Harzgedicht mitzutheilen.“

— „Ich bin bereit“ — antwortete Fritz Stol-

berg, indem er ein Blatt Papier hervorzog und unruhig, den lebhaften Blick in die Ferne sendend, auf und niederschritt, um die Ruhe und Aufmerksamkeit der sich Setzenden abzuwarten. — „Halt!“ — rief Boje — „es ist feucht im Grase, wir müssen in die Stube gehen — sehen Sie, Bürger, der Mond erhebt sich und fordert Sie zum Todtenritt auf.“ — Mit einer gewissen vornehmen Abgeschlossenheit hatte Fritz Stolberg in den Arm seines Bruders und schritt mit ihm auf das im Hintergrunde liegende Bauernhaus zu, ohne sich um die Genossen zu bekümmern, welche bemühet waren, Flaschen, Gläser und Bank fortzutragen. Bürger sah den beiden Grafen mit einer gewissen Verwegenheit nach, gesellte sich dann zu dem nahe vorüber schreitenden Posa und sprach: — „Die philiströsen Lehrer der Universität, die Landsmannschaften und die praktischen Leute mißgönnen dem Hainbunde den vertraulichen Umgang mit Grafen, welche Griechisch lernen und Oden dichten — die Herrn Grafen scheinen mir aber immer noch sehr vornehm zu sein, ächt aristokratisch — ich bin begierig, des Jüngeren Verse zu hören, ob er menschlich fühlen und singen gelernt hat; seine Ode, welche er vor zwei Jahren auf Scharf's Garten vorlas, wo er in Schwedens Gustav nur den jungen, schlauen Octavius erblickte, hat mich geärgert, empört.“ —

— „Sie urtheilen hart, lieber Bürger“ — er-

wiederte Boß mit milder Fürsprache, welche unmittelbar vom Herzen kam. — „Freilich kommen uns die Grafen weniger nahe, als anderen Studirenden ihres Standes, wie den beiden Grafen Cai und Friedrich von Reventlow, dem Baron Haugwitz; aber wenn sie in unseren Dichterveriammlungen erscheinen, dann sind sie rein menschlich. Nicht so, wenn wir uns am anderen Orte treffen. Zwei Male wurde der Bund zum Thee bei ihnen eingeladen, da waren sie gräßlich, formell, weniger mit dem Herzen zugegen, weniger unseres Gleichen.“ —

— „Der Aeltere scheint mir weniger adelstolz als der Jüngere zu sein, er unterschreibt seine Verse bloß Ch. Stolberg.“

— „Ich behaupte, der Jüngere sei's — denn er denkt bei dem Grafen wol nichts weiter, als einen Theil seines Namens. Seine Oden athmen die reinste Begeisterung für Freiheit, Menschenwerth und unclavische Religion und entsprechen damit den edelsten Zwecken unseres Bundes. Ich liebe ihn, meine Ode an ihn singt ihm ohne Hehl entgegen:

„Ich geh' und sag' umarmend ihm
Nicht fein, nach Höfingsbrauch,
Rein, grad' und deutsch: Dich liebt mein Herz,
Und ist Dein werth!“ —

— „Deutsch — ja, die Stolberg'sche Ode: „Ich bin ein Deutscher, fühlte die erbliche Tugend in den

Jahren des Kindes schon" — — diese erbliche Tugend ist mir immer anstößig gewesen, die heißt so viel als Geburtsadel." —

— „Hätte er dabei wol etwas Anderes, als an seine edlen Vorfahren gedacht?“

— „Nun, nun, die Zeit wird's lehren — was macht Kästner? nimmt er sich des poetischen Bundes noch an?“ —

— „Er ist der treueste Freund und Rathgeber des Hainbundes; Sie wissen, wie er Hölty liebt und uns durch seine epigrammatische Feder gegen die Berunglimpfungen Uebelwollender schützt. Es ist freilich beklagenswerth, daß gewisse öffentliche Lehrer an hiesiger Hochschule, deren erste Pflegerin einst Haller's Muse gewesen war, selbst solche, denen die Erklärung der Dichter obliegt, Spott gegen unsere Musenbeschäftigungen ausgießen, uns Klopstock's Besuch, den Ruhm einzelner Gedichte mißgönnen, auf schöne Geister sticheln, unsere belletristische Ungründlichkeit beklagen und vor unseren brotlosen Spielen der Phantasie warnen. Haben sie doch selbst Lügengerüchte über unsere Zusammenkünfte verbreitet von nächtigen Wodansopfern auf dem Blocksberge und im Schlosse Wernigerode u. — und verdächtigen sie doch den jugendlichen Muthwillen, der die geniale Begeisterung begleitet, als Verbrechen gegen Wissenschaft und Sitte.“ —

— „Aber Heyne? Feder, Gatterer, Murey?“ —

— „Sie sind unsere Freunde. Heyne schätzt unsere Arbeiten, er ist unser Lehrer. Ich habe die Ilias bei ihm gehört, besuche mit Hölty gegenwärtig noch den Pindar, so sehr man auch im philologischen Seminar unsere Poesie übel genommen und uns Beide auf der Liste der Seminaristen gestrichen hat.“ —

— „Was? Sie sind nicht mehr auf dem Seminar? Lassen Sie uns noch ein paar Schritte in den Baumgarten zurückgehen, sehen Sie, unsere Freunde tragen noch Sachen nach dem Hause und es ist noch kein Licht in der Stube — also gestrichen auf der Liste, sagten Sie?“ —

— „Ja — während ich letzten Frühling eine Reise zu Klopstock und zu Boje's Eltern in Flensburg machte, hat man Hölty und mich gestrichen — eine Brustkrankheit, welche ich ohnehin von der Reise mitbrachte, fesselte mich an meine Stube, ich bekümmerte mich um das Seminar nicht weiter, wo ich für die 50 Thaler jährlich alle Woche zwei Male disputiren mußte und durch meine gutgemeinten, kritischen Abweichungen in der Interpretation über Stellen des Pindar mir längst Mißfallen zugezogen hatte.“ —

— „O! die Philister!“ — rief Bürger, indem er ärgerlich an seine Stulpenstiefel mit der Reitpeit-

sche Schlag — „freie Wahrheitsforschung ist in ihren Augen ein Verbrechen, jede Selbstständigkeit und Originalität ist ein Schulfehler, den Mißgunst und Pedantismus eifrig zu unterdrücken suchen. Aber noch einmal auf die Stolberge zurückzukommen, ich finde es unnatürlich, daß ein Adliger seine Geburt und Standesvorurtheile so gänzlich vergessen könnte, um in der Poesie der Humanität und Freiheit ganz aufrichtig zu sein. Beide Stolberge haben ein so vornehmes, aristokratisches Ansehen, daß mir ihre Genossenschaft in dem Poetenbunde wie herablassende Gefälligkeit oder wie ein Zugeständniß erscheint, das sie ihrem Hofmeister Clauswitz machen, der für den Bund begeistert ist.“ —

— „Nein, nein, darin irren Sie Sich“ — fiel Boß eifrig ein — „die Stolberge, namentlich der mit mir bekanntere Jüngere, sind aufrichtige, für Vaterland, Religion und Menschentugend begeisterte Naturen, denen ich unbedingtes Vertrauen schenke; ihre vornehme Tournüre ist anezogene Gewohnheit, wobei sie nichts denken. Achten Sie auf den Jüngeren, er hat eine lebhaftere Phantasie, ein feuriges Temperament, eine Seele, welche jeder Empfindung, mag sie schön, erhaben oder ahnungsvoll sein, unwillkürlich geöffnet ist. Und hat unser Bund den beiden Grafen nicht die Bekanntschaft Klopstock's zu danken? Waren sie es nicht, welche im vorigen Jahre

unsere ausgewählten Gedichte an den messianischen Sänger schickten, der sie gütig beurtheilte und Mitglied des Bundes sein wollte? — Doch kommen Sie, dort brennt bereits die Lampe im Bauerhause, Frib Stolberg hat ein Gedicht zu liefern, Sie mögen selbst daran den Menschen erkennen und den Abligen darüber vergessen.“ —

Beide schritten in dem, vom Mondscheine heller erleuchteten Baumgarten auf das Bauerhaus zu, wo die Freunde sich bereits im großen Wirthszimmer um einen alten Eichentisch gruppiert hatten und Boje eben das Fenster öffnen wollte, um die zurückgebliebenen Spaziergänger herbeizurufen. Der Rheinwein hatte auf dem Tische seinen Platz gefunden und Frib Stolberg saß in der Nähe des Fensters, den Blick in die dammernde Gegend gerichtet und die Ankommenden erwartend, von denen namentlich Bosen’s Gegenwart beim Vortrage seines Gedichtes ihm unerläßlich war. Die Eingetretenen nahmen in der Gegend der Thür ihre Stellen am Tische ein und Boje rief, in die Hände klatschend: — „Wollen Sie jetzt beginnen, lieber Graf? Sie werden uns eine Ode an den Harz vorlesen.“ —

Frib Stolberg blickte mit seinem edlen, umlockten Antlitze, dem die nervöse Empfindsamkeit stets einen erhigten Ausdruck aufpragte, sobald ein Gedanke, Gefühl oder Vorsatz ihn beschäftigte und wo

bei seine Miene, selbst in der Freude, mit dem Zuge der Reizbarkeit in lebhaftere Bewegung gerieth, auf Boje's Aufforderung im Kreise umher und zog ein Gedicht hervor, das er sofort mit lauter, wohlklingender Stimme vorzulesen begann:

„„Herrlich sei mir gegrüßt, werthes Cheruskerland!
 Land des nervigen Arms und der gefürchteten
 Kühnheit, freieres Geistes,
 Denn das blache Gefild' umher!
 Dir gab Mutter Natur aus der vergeudenden
 Urne männlichen Schmuck, Einfach und Würde Dir,
 Wolkenhöhnende Gipfel,
 Donnerhallende Thäler Dir. 2c.““

Wosß blickte während des Vorlesens mehre Male bedeutungsvoll auf den horchenden Bürger; als Stolberg geendet hatte, stand er bescheiden vom Tische auf und trat an das Fenster zurück, um in die aufgehende Mondscheinlandschaft zu blicken. Den Gebräuchen des Bundes gemäß, begann nun eine Besprechung des Gedichtes, das man einstimmig billigte, während Wosß zu Bürger flüsternd sagte: — „Glauben Sie jetzt an den ächten Freiheitsinn des Grafen, an seinen, von Natur erhabenen, nach Eblem und Hohem auffliegenden Genius?“ —

— „Ich fühle mich beschämt“ — sagte Bürger laut — „für solche antike Verse bin ich zu ungeduldig, zu unmittelbar, ich würde über der metrischen

Mensur den Gedanken und das Gefühl vergessen. Habt Ihr mir doch schon in aller Hainbündnerischen Gelehrsamkeit bewiesen, daß Stolberg's Jamben vorzüglicher wären, als die meinen. Ich habe deshalb das angefangene, fünfte Buch der Ilias vorläufig wieder bei Seite gelegt. Aber eine andere Weise habe ich angeschlagen, die jetzt Ihre erste Probe und Wirkung vor den Freunden bestehen soll. Höret mein neues Gedicht." —

Da die bäuerische Lampe mit röthlich trüber Flamme brannte, so beherrschte der in die Fenster scheinende Vollmond vorzugsweise das mit weißen Kalkwänden versehene Zimmer. Friedrich Stolberg wendete sich vom Fenster ab und sahe mit sinnendem Blicke den lebhaften Bürger an, welcher die Lampe ganz nahe vor sich hinrückte und dadurch dem Mondscheine in der Gegend, wo Stolberg stand, die meiste Beleuchtung überließ. Als Bürger zu deklamiren begann:

„Lenore fuhr um's Morgenroth
Empor aus schweren Träumen“ 2c.

entstand eine allgemeine Spannung bei den Freunden, eine ernste, unheimliche Erwartung malte sich in Aller Gesichtsmienen. Friedrich Stolberg setzte sich auf den Stuhl am Fenster nieder und sahe träumerisch, den Kopf gestützt, in den mondhellen Baumgarten, dessen ästige Apfelbäume wie langarmige

Schatten sich zu bewegen schienen. — Todtenstille herrschte in der Stube, die vom Lampen- und Mondlicht grau beleuchteten Gesichter deuteten eine unheimliche Aufmerksamkeit an, unwillkürlich erschreckte ein leises Rauschen, ein Wehen der Lampenflamme, die erregten Sinne. Als Bürger bei der Stelle:

„„Rasch auf ein eisern Sitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Bert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel — —““

in der lautlosen Versammlung plötzlich mit seiner Reitgerte einen kräftigen Schlag an die Thür der Stube that, sprang Friedrich Stolberg geisterbleich vom Stuhle auf und starrte, wie aus gespenstlicher Umgebung erwachend, den Kreis seiner nicht minder erschrockenen Freunde an. —

Bürger las ungestört weiter, Niemand wagte einzureden, dieselbe Stimmung, welche Stolberg's reizbare Phantasie zum heftigsten Schreck getrieben hatte, fesselte auch die Anderen durch die Gewalt des Grauens und als Bürger mit den Worten endete:

„„Des Leibes bist Du ledig,
Gott sei der Seele gnädig““ — . . .

da wahrte es lange, ehe das ängstliche Schweigen gebrochen wurde. Bürger sahe triumphirend die Wirkung seiner Ballade in den Mienen der Freunde, und

lächelte dem immer noch bleichen, auf und nieder-schreitenden Grafen nach. — Boff nahm zuerst das Wort. — „Das Urtheil über dieses Gedicht ist bereits gefällt — wer möchte noch sagen, daß der Dichter von aller conventionellen Form abgewichen sei, wo man von der neuen Weise solche Wirkung verspürt? Bürger, Sie haben ein Gedicht geschaffen, was in ähnlicher Art noch nicht dagewesen ist, aber..“

— „Gottlob!“ — fiel Bürger ein — „war ich doch etwas besorgt, daß die klassischen Leute an meiner Form einen gewaltigen Anstoß nehmen und mäkeln würden, ich sehe aber, daß die Wirkung mächtiger ist. Nun kann ich das Gedicht ohne Bedenken in die Welt senden — da habt Ihr's, laßt es im Musenalmanache drucken.“ —

— „Was wollten Sie mit Ihrem „Aber“ sagen, lieber Boff?“ — fragte Cramer.

— „Ich meine, dies Gedicht wird das Volk ergreifen, wofür es geschrieben ist, aber die Leute, welche für den Hexameter schwärmen, welche...“

— „Nun ja, welche für die Form der Antike das gelehrige Talent besitzen, aber das innerste Leben unserer Volkspoesie nicht empfinden können, die mögen aus diesem Gedichte erfahren, was Romantik ist“ — fiel Cramer ein. — „O! wie mich der Klang des Bürger'schen Verses anzieht, das ist Musik, Scene, Naturlaut!“ —

— „Mein Aber ist noch nicht wiederlegt“ —
sagte Boß — „wäre es nicht gut, einen so herrlichen
Stoff, wie diese Leonore, ganz correct für alle Welt
zu machen? Sollte das Gedicht an seiner Wirkung
verlieren, wenn es in ein conventionelles Versmaß
umgedeutcht würde?“ —

— „Etwa in klassische Jamben“ — meinte Einer.

— „Nein, die würden zu unfüßsam sein, ich
dachte in Hexameter.“ —

— „Nein, nimmermehr!“ — riefen alle Anderen
einstimmig. — „Das Gedicht muß bleiben, wie
es ist, es wird eine neue Gattung repräsentiren;
Freund Boß ist zu sehr für die antike Form einge-
nommen, er ist ein Gegner der Romantik; Bürger!
kein Titelchen dürfen Sie daran ändern — das Lied
wird bald im Munde des Volkes leben“ — so redeten
die Anwesenden laut und eifrig durcheinander.
Die Leonore wurde mit Begeisterung gebilligt und
Boße nahm das Manuscript zu sich, um es dem
nächsten Musenalmanache einzuverleiben.

Fritz Stolberg hatte an der allgemeinen Beur-
theilung des Gedichtes nicht Theil genommen; still
und unbemerkt war er hinausgegangen, um in freier
Luft die Wirkung auf seine reizbare Einbildungs-
kraft nachklingen zu lassen. Erst später sah ihn Boß,
welcher ihn vermiste und zufällig an das Fenster
trat, im mondhellen Baumgarten auf und niederge-

hen. Ohne Aufsehen zu erregen, ging er hinaus, um den Freund aufzusuchen; er traf ihn in einer ungewöhnlichen, unruhigen Seelenstimmung. — „Was ist Ihnen, lieber Graf?“ — redete er ihn theilnehmend an. — „Ich weiß es selbst nicht, Bof, meine Phantasie treibt mich in ein wogendes Meer von Bildern; Mondschein, Baumschatten und Ferne wirken seltsam auf mich ein.“ —

— „Das ist die unheimliche Stimmung, welche in Bürger's Gedichte herrscht, wozu diese ländliche Mondlandschaft mitwirkt — kommen Sie in die Stube zurück und sehen Sie, wie der Dichter des Todtenrittes dem blühenden Leben die Ehre giebt und mit vollem Rheinweinglase der Leonore ein fröhliches Erwachen zutrinkt.“ —

— „Freund!“ — erwiderte Stolberg fast empfindlich — „in diesem Augenblicke bin ich für solche Scenen keineswegs empfänglich, meine Natur muß sich in ihrem eigenen Klima beruhigen.“ —

Bof sah ihn ernst an; er war ein zu besonnener, ruhig denkender Charakter, um nicht zu wissen, daß in des Freundes Seele ein Wesen keime und wachse, das mit seiner eigenen Anschauungsweise nicht ganz übereinstimme. Stolberg blickte, die Arme auf der Brust gekreuzt, über das Feld, hinter dem in Mondämmerung die Stadt erkennbar war. — „Ich kam mich“ — hub Bof an — „aufrichtig ge-

sagt, mit dieser romantischen, grausenerregenden Poesie nicht ganz befreunden, sie macht die Wirklichkeit zu einer Welt von gespenstischen Ahnungen, verleiht unserem Sehnen nach Uebersinnlichem einen phantastischen Ausdruck, foltert und beunruhigt mehr, als sie erquickt, und befördert den Aberglauben."

— „Was nennen Sie Aberglauben?“ — fragte Stolberg schnell und des Freundes Arm ergreifend, um ihn tiefer in den Baumgarten zu führen.

— „Alles, was gegen Vernunft und Natur, also gegen das Wirkliche streitet. Wenn ein Verstorbener sein Liebchen in's Grab holt, so ist das eine poetische Fiction, welche nicht auf Möglichkeit beruhet, und ich bin zweifelhaft, ob die Poesie überhaupt aus der Welt der Unmöglichkeit Bilder entlehnen darf, welche wirkliche Zustände der menschlichen Seele darstellen sollen. In meinen Idyllen bleibe ich stets auf wirklichem Boden und die Naturlaute sind naive Anschauungen des Verhältnisses unseres Wesens zu der Außen- und Geisterwelt.“ —

Stolberg blieb plötzlich stehen und fragte, den Arm seines Begleiters fahren lassend: — „Wenn Sie den Homer, den Pindar übersetzen, haben Sie da die Mythologie in der Wirklichkeit wiedergefunden? Huldigen Sie nicht reinen Phantastiegestalten, verkörperten Vorstellungen einer gedachten Welt?“ —

— „Nein, jene Göttergestalten sind Bestand-

theile einer Weltanschauung, welche insofern Realität hatte, als sie den Cultus der damaligen Völker bestimmte und dadurch zur Wirklichkeit wurde.“ —

— „So?“ — fragte Stolberg hitzig, wie immer, wenn ihn ein Gedanke interessirte — „dann werden Sie doch auch die altlutherische Lehre, die orthodoxe Bibelgläubigkeit gelten lassen müssen, das Wunder anerkennen, das Realität erhält, indem es auf den Cultus des Christenthums Einfluß übt, deren übernatürliche Geschichte unsere positive Glaubenslehre bedingt.“ —

— „Ich bin nicht orthodox.“ —

— „Dann sind Sie kein Christ, dann hat die herametrische Bahn der Muse Sie in eine heidnische Welt geführt, in welcher Sie Dasjenige suchen, was Sie unwissend hinter sich gelassen haben.“ —

— „Ich bin Protestant; als solcher glaube ich nur, was ich begreife mit der Vernunft — Sie aber sind Altlutheraner — Sie hängen mit auffallender Treue an dem Augsburgerischen Bekenntniß . . .“

— „Boß — berühren Sie das Unantastbare nicht in mir, das Positive“ — fiel Stolberg ein.

— „Das Ihre Phantasie mehr als die Vernunft beschäftigt; — lieber Freund, wir gerathen wieder auf ein Thema, das uns schon einige Male in einen Streit der Ansichten gebracht, aber uns dennoch im Herzen näher verbunden hat.“ —

— „Ansichten? Nein, Boff, nicht Ansichten, welche der Mensch ändern kann, wir selbst, unser innerstes Wesen ist die Religion, die Anschauung der Dinge.“ —

— „Wir sind, zu was wir erzogen werden; die erste Nahrung unseres jungen Bewußtseins giebt unserem ganzen Wesen einen Grundcharakter, der nur durch Austausch, Reibung der Ideen, inneres Erlebniß und Wendung unsers Schicksals abgeschliffen, verändert, zu einer rechten Mitte geführt werden kann. Sie haben mir selbst erzählt, daß Ihre erlauchten Eltern streng evangelische Grundsätze haben, daß Graf von Zinzendorff, wie auf viele seiner Standesgenossen, auch auf Ihr Haus einen herrschenden Einfluß geübt hat; Sie haben mir selbst von Ihrem gutmüthig schwachen Hauslehrer erzählt, der die Rechtgläubigkeit zum vornehmsten Grundsatz seines Religionsunterrichtes machte, eine pietistische Gefühlsfrömmigkeit weckte und Gedächtniß wie Phantasie besonders in Anspruch nahm. Sind das nicht wichtige Elemente, aus denen ein Charakter von edler Anlage sich nothwendig so gestalten muß, wie ich in meinem Freunde zu erkennen glaube?“ —

— „Und Sie?“ — fragte Stolberg, indem er die Hand auf des Begleiters Schulter legte, und in dessen, dem Mondlichte ausgefetztes, ehrliches und

unerschrockenes Antlitz mit unruhiger Freundlichkeit schauete:

— „Sie kennen die beschränkten Verhältnisse, in denen ich, ein schwächlicher Knabe, nach Wissenschaft ringen mußte. Rector Struck in Benzlin lehrte mich Rechnen, Gesang, Latein, der Präpositus machte durch seine Liebe zum Terenz auch mich darauf begierig; — Hausbibel und Volksbücher waren bis dahin meine selbstgewählte, fast träumerische Beschäftigung gewesen. Aber auf der Schule zu Brandenburg, bei dem Magister Dankert wurde ich in strenger Grammatik und Vernunftlehre erzogen und darin fand mein Wesen seine Richtung. Da haben Sie mich in wenig Worten, einen grammatikalischen Kritiker, der nach höchster Vollendung des sprachlichen Ausdrucks strebt, einen Vernunftmenschen, der überall nach Logik trachtet.“ —

— „Und ich betheuere Ihnen, bester Voss, Ihre Logik vermag nicht Alles, was da ist, zu begreifen, Ihre Grammatik findet die Gesetze für das Unausgesprochene nicht, das in der Tiefe der Menschen-seelen wohnt. Sie begreifen nicht, was mich mit wundervoller Ahnung erfüllt, eben weil Sie es begreifen und nicht glauben wollen. Das ist es aber, was mir in Bürgers Gedichte so erschütternd entgegen getreten ist, eine geheimnißvolle Welt des Jenseits, die, ohne daß wir es uns klar bewußt sind,

auf unser sichtbares Leben eingreift, ich glaube daran als guter, orthodoxer Lutheraner.“ —

— „Und ich liebe es, dem hellen Tage mehr, als der mystischen Mondscheinnacht zu vertrauen — nennen Sie Sich mit Stolz einen Lutheraner, gut, so bin ich ein ächter Protestant.“ —

— „Und doch Lutheraner, nicht wahr?“ — fragte Stolberg scharf.

— „Ja — ein lutherischer Protestant, der diejenigen Grundsätze anerkennt, von denen unser Reformator einst ursprünglich ausgegangen ist, und die, wenn er heute lebte, sich ganz anders fortentwickelt haben würden, als die alte stereotype Erklärung des Wortes einer gewissen dogmatischen Partei uns aufdringen möchte.“ —

— „Sie möchten die Dogmen der Bibel wol gar grammatikalisch auflösen und eine philologische Erklärung zum Anhaltungspunkte der religiösen Anschauung machen?“ —

— „Warum nicht, wäre es doch eine Vernunftthätigkeit, die immer zur Wahrheit führt.“ —

— „Gottloser Freigeist“ — rief Stolberg in leidenschaftlicher Hitze mit dem Fuße stampfend und rasch davon gehend. Wos sah ihm ernst, mild und schweigend nach, wie er sich entfernte, dann plötzlich stehen blieb, mit verschränkten Armen in die mond- helle Gegend starrte, darauf sich wendete und zu

Wosß zurücktritt. — „Kommen Sie“ — redete er ihn mit lieblicher, versöhnlicher Stimme an — „wir wollen weiter gehen.“ — Er nahm dessen Arm und führte ihn gegen das Haus, aus dem in diesem Momente ein lautes, fröhliches Reden und Lachen erscholl.

— „Stolberg“ — hob Wosß mit ernster, aber herzlicher Stimme an — „wie mich das schmerzt, daß wir gerade in dem Grunde unserer Anschauungen keine Verständigung finden können — — Sie sind so edel, Ihr Geist nährt sich mit klassischer Begeisterung an den Brüsten des Griechenthums, Ihr Herz klopft höher im Anschauen altdeutscher Tugend, im Genuße der sanften, glücklichen Natur, wie mögen Sie mit unheimlicher Phantasie der beängstigenden Vorstellung Raum geben, die das Mittelalter nicht länger gegen die neue Zeit und Aufklärung zu vertheidigen vermochte. Auf den Ruinen des klassischen Rom mag die Gule der finstern Kirche nisten, nicht aber in der Seele eines Lutheraners, der dem Geiste des großen Reformators getreu, forschen soll in der Schrift und aufklären soll die Finsterniß durch das Licht der vernünftigen Erkenntniß.“ —

— „Ich bitte Sie, Freund, berühren Sie diesen Punkt nicht, lassen Sie uns glauben, was uns Bedürfniß und Beruhigung ist; — hätten Sie meine lebhafteste Phantasie, dann würden Sie in der näch-

ternen Welt der Aufklärung für den Verstand wohl, nicht aber für das Gemüth Befriedigung finden, welches, seiner eigentlichsten Natur nach, dem Gefühle des Göttlichen folgen und in einer unsichtbaren Welt schwärmen muß." —

— „Schwärmen“ — wiederholte Voss halblaut, aber nachdrucksvoll.

— „Wie kommen wir überhaupt immer auf Religion zu sprechen, wenn wir allein sind?“ —

— „Weil zwei sich anziehende, ergänzende Naturen sofort auf den einzigen, wunden Fleck stoßen, der sie noch an gänzlicher Durchdringung hindert — hören Sie doch einen disharmonischen Ton um so leichter und verletzender aus einem Concerte hervor, je harmonischer die übrigen Töne sind. Eben weil ich Ihre Orthodoxie und fromme Schwärmerei nicht theilen kann, weil wir dennoch Beide eine aufrichtige Begeisterung für Homer, Pindar, Plato haben und die griechische Lebenssonne auf uns entzündend niederstrahlet, darum möchte ich so ganz alles Undurchsichtige wegwünschen, was zwischen uns Schatten wirft.“ —

— „Ehrlicher Voss!“ — rief Stolberg, dem Freunde die Hand drückend — „Sie suchen auf Ihrem logischen Wege Dornen, während ich, allein dem Gefühle folgend, Rosen der Poesie finde. Ebenso wenig, wie mich ein gelehrtes Grübeln über gram-

mathekalische Bedenken irgend locken oder stören kann, liebe ich auch das tiefere logische Erforschen dessen, was mir schön, gut, wahr und heilig erscheint. Ich erkenne Instincte des Gefühles an, empfangе Glaube, Poesie, Begeisterung unmittelbar als eine auf mein ganzes Wesen einwirkende Macht und nehme sie auf, ohne Reflexion und Kritik.“ —

— „Was höre ich? Stolberg verachtet die Wissenschaft, die vernünftige Kritik, das Forschen, die beste Kraft des Menschen?“

— „Habe ich bei Plato, meinem Lieblingschriftsteller, wol nöthig, die Schönheit erst durch den Maßstab der Logik zu suchen? Ist mir's doch, als fände ich in ihm meine eigensten Ideen wieder — wozu noch den leeren Tand philologischer Gelehrsamkeit, den pedantischen Bau eitler Schlüsse?“ —

— „Wüßte ich nicht, daß mein Stolberg mehr platonischer Schwärmer als philologischer Freund des Griechenthums wäre, so könnte ich einen Tadel meiner eigenen Bestrebungen darin erkennen. Aber ich zweifle nicht, daß Ihnen noch der reine Geist der Alten, wie Ernesti, Lessing, Meiske ihn den Jüngeren zuführen, die philosophische Forichung am Quell des antiken Heiligthums zum Bedürfnis machen wird. Dann erst gestaltet sich die von Ihnen mißachtete Schulweisheit zu einer freundlichen,

lebendigen, erfrischenden nach der mühevollen Arbeit.“ —

— „Ich kann trotz dem die gelehrten Leute nicht mit den poetischen gleichstellen; zu der Himmelsleiter der Weisheit klimmt der Gelehrte purzelnd hinan, indes dem unten, wie Jacob träumenden Dichter die Engel höhere Erkenntniß herabbringen.“ —

Boß hielt seinen Begleiter am Arme zurück und blickte ihn herausfordernd an. — „Sie preisen die Begeisterung, welche den Dichter oft über sich selbst erhebt, daß er überhaupt selbst nicht begreift, wie seine Schöpfungen entstanden sind. Haben Sie etwa an Plato's eigene Worte gedacht, die ich bereitwillig auf Sie anwende, indem er sagt: „Der Gott nimmt den Dichtern ihren Verstand und gebraucht sie zu Dienern, wie Wahrsager und heilige Propheten, damit wir, sie hörend, erkennen, daß nicht sie es seien, die so Kostliches reden, sondern daß Gott selbst der Redende sei und durch die Dichter töne zu uns.“ —

— „Das meine ich — so ist's auch mit der Ahnung im Religiösen, Gott empfindet durch uns, wenn wir Andacht haben — wir verständigen uns leichter in der Poesie denn als Philosophen und Lutheraner — doch still, wir werden behorcht, wer steht dort im Schatten des Baumes?“ —

Beide Freunde waren im lebhaftesten Gespräche

von ihrer Richtung auf das Bauerhaus abgekommen und hatten sich unwillkürlich einem Rasenhügel genähert, der am Ende des Baumgartens im hellsten Mondlichte lag. Hier, an einen Apfelbaum gelehnt, ein Papier bei vorgebeugtem Kopfe gegen das Licht kehrend, stand ein Mensch und schrieb. — „Täusche ich mich nicht?“ — rief Bof — „ist es nicht Hölty? Was machst Du hier?“ —

In Wirklichkeit war es der bleiche Dichter. — „Ich muß campiren“ — versetzte er mit gutmüthiger Ehrlichkeit.

— „Doch nicht gezwungen?“ —

— „Ja — weil ich die Strafe der Grenadiermüze nicht habe erdulden wollen, so soll ich so lange im Mondschneise stehen, bis ich ein Gedicht geliefert habe.“ —

— „Nun“ — meinte Stolberg — „Das kann Ihnen nicht schwer werden, denken Sie an Scharf's Garten, wo Sie, Bof und Hahn campirten und die beiden Andern noch im Dichten waren, als Sie längst Daphne's Kanarienvogel fertig und Sich schlafen gelegt hatten.“ —

— „Ich kann keinen Stoff finden, der Mond ist schon besungen, die Nachtigallen schweigen — ja, wenn's eine Mainacht wäre!“ —

— „Hörst du nicht, lieber Hölty, wie zu Det-

nen Füßen die Grille zirpt? Bleib ihr die Ehre, mache diese Grille unsterblich.“ —

— „Kommen Sie, wir wollen den guten Freund nicht stören, folgen Sie bald in das Zimmer nach, lieber Hölty“ — sagte Stolberg unruhig und entfernte sich mit Eile in das Bauerhaus. Hier hatte sich die Scene geändert; von dem unheimlichen Geiste der Leonore, dem gespenstischen Todtenritte, dem beängstigenden Schlage an das eiserne Kirchhofsthor war nicht die mindeste Nachwirkung zu verspüren — das lebhafteste, lebenslustige Temperament Bürger's forderte heiteren Gemüths der Gegenwart. Er hatte die Ursache erfahren, warum heute der Rheinwein im Kreise der Freunde perlte, dem Lebehoch auf Claudius, dem herzlichsten Wandsbecker Boten, ließ Bürger den Trinkspruch der Liebe folgen und man gewährte dem fröhlichen Bundesgenossen um so bereitwilliger die Lust an Wein und freundschaftlicher Geselligkeit, als man wußte, daß er auf dem Dorfe nur wenig Gewähr für seine unruhige Sehnsucht nach gleichgestimmten Genossen und frohsinnigem Austausch der Empfindungen hatte. Boje, welcher den lachenden Dichter mit einer scheuen, mühsam verborgenen Wehmuth betrachtete, mochte im Stillen daran denken, daß die Einsamkeit auf dem Lande das sanguinische, mittheilungsfüchtige Gemüth des Freundes zu dem Schritte der Verlobung getrieben hatte.

Die beiden Grafen Stolberg pflegten, sobald der Hainbund einmal durch eigenen genialen Muthwillen oder durch Bürger's Gegenwart in die Ausgelassenheit eines akademischen Convivium gerieth, mehr zuschauend als mitwirkend sich zu verhalten. Sie hatten an Boß und dem feingebildeten Leisewitz Gleichgestimmte gefunden, die, dem lauten Getöse der Fröhlichkeit, das Boje freundlich als verständiger Theilnehmer überwachte, nur scheinbar zuhorchend, sich auch jetzt in der Nähe des Fensters zusammenfanden und ein Privatgespräch führten. Plötzlich klopfte eine Hand von draußen an das Fenster, Hölty's bekannte, ehrliche Stimme rief: — „Ich bin fertig, gleich sollt Ihr's hören!“ — dann lief er um das Haus und trat in die, von trüber Lampe und hellstem Mondschein zweifach erleuchtete Stube. Obgleich er der Stillste und Unbeholfenste von den Genossen war, so übte doch sein redliches unscheinbares Wesen, seine leidende Miene, namentlich aber sein schönes, idyllisches Talent, das Kästner dem Bunde zugeführt hatte, einen so achtungsgebietenden Einfluß auf die Freunde aus, daß sein bescheidenes Eintreten, so wie er bemerkt wurde, die lärmende Freude schnell unterbrach und der Ruf: „Hölty ist wieder da!“ — die Augen auf den bleichen Jüngling lenkte. Boje, Boß und Friß Stolberg schritten auf ihn zu, während Bürger, in seliger Weinlaune, sich auf dem

Stuhle zu ihm zurückbog und, den Arm um ihn schlagend, ausrief: — „Hölty, wenn ich Sie sehe, muß ich an Weischen, Apfelblüthen, Turteltauben und Nachtigall denken. Ihre Elegie auf ein Landmädchen, welche mir Boje vor ein paar Tagen nach Gelliehausen hinausgeschickte, las ich gerade, als aus der Ferne das Geläut von Dorfkurme ertönte und mich an ein stattfindendes Begräbniß mahnte — Hölty, wie können Sie auch so schwermüthig dichten, wahrhaftig, ich konnte erst heute, da ich austritt, die Worte: „„Wilhelm! Wilhelm! Sterbeglocken läuten!““ — in meiner Phantasie etwas übertönen — tagelang hallten sie in mir nach — bleiben Sie hübsch bei der sanften Idylle der Minne und Mal- lust — Sie haben doch draußen auf der poetischen Mensur kein Sterbelied gedichtet?“ —

— „Lies, Hölty, lies!“ rief Boß herantretend, um jeden möglichen Uebergang der guten Laune Bürgers in eine tändelnde Sentimentalität zu verhüten, da er wußte, wie in Hölty jeglicher Vers innerste erlebte Stimmung und Wahrheit war. Der Angeredete hatte Bürger mit einer so glücklichruhigen Miene angesehen, als empfangt er einen Triumph, der ihm gebühre, dann aber trat er an den Tisch und wollte zu lesen beginnen, als er plötzlich seine Bewegung unterbrach und mit entschuldigender Stimme

sprach: — „Es betrifft nur eine kleine Grille —
Bos rieth dazu.“ —

— „Unschuldiges, naives Blut!“ — rief der leb-
hafte Bürger aufspringend und den betroffenen Dich-
ter umarmend — „wahrhaftig, Hölty, warum sind
Sie mit Ihren treuherzigen, blauen Augen kein
Mädchen, ich würde wöchentlich ein paar Verse auf
Sie dichten! Sie müßten Balladen machen, Sie
haben Talent dazu, das beweiset selbst Ihre Elegie.“ —

— „Nimmermehr!“ — rief Bos — „führen
Sie unseren Hölty nicht irre, er muß bei dem Idyll
bleiben, der ländlichen melancholischen Poesie —
daran nimmt sein Herz am Meisten Antheil.“

— „Ich will kein Dichter sein, wenn ich nicht
ein großer Dichter werden kann“ — versetzte Hölty
— „Ich danke dem Himmel, daß er uns hier zu-
sammen geführt hat, denn meine Freunde werden
das Mittelmäßige, was ich schreiben könnte, nicht
öffentlich und in mir zur falschen Richtung werden
lassen. Höret mein Gedicht:

An die Grille.

Wiege Dich hier auf diesen Rasenblumen,
Kleines Grillchen, und zirpe Deinem Traurer,
Wie dem Schnittermädchen und Schnitterjüngling,
Schlummer entgegen;

Wenigen linden Schlummer, liebes Grillchen,
Daß die Warter in meiner Seele raste

Und im Traumgesichte mein süßes Mädchen
Freude mir lächle.“ —

Als Hölty geendet hatte, ließ er es ruhig geschehen, daß Boje das Blättchen Papier ergriff und ein freudiges Lob aussprach, während er sich beschel- den zu Boß drängte und mit ihm an das Fenster trat, wo Friedrich Stolberg stand. Dieser drückte ihm heftig die Hand und flüsterte: — „Glücklicher Schwärmer, wie beneide ich Sie um diesen Schmerz in der Natur“ — und zu Boß gekehrt fuhr er fort: Sie wissen, ich verehere Ihre ländlichen Gemälde, die Wahrheit, womit Sie die mecklenburgischen und holsteinschen Landleute in Sitte und Lebensart darstellen — was ist's, das mich in Hölty so wunderbar fesselt, meine Phantasie so wunderbar in Sphären der Ahnung hebt?“ — —

— „Und was Sie in meinen Ibsyllen vermissen?“ — setzte Boß hinzu — „Ich kann es Ihnen sagen, es ist dasselbe, was vorhin in Bürger's Leonore mit geipenstischem Schreck vor Ihre Seele trat — das Uebersinnliche, Seh nende, der Traum einer Phantasiewelt — das Romantische. Ich bin zu sehr Realist, Vernunft- und Wirklichkeitsmensch, die griechischen Muster haben mich auf Lebenswahrheit, Naturtreue, naive Wirklichkeit geführt — sehen Sie, Stolberg, die alte Spaltung wieder — Sie Romantiker, ich Klassiker — Sie ein Schwärmer für

Plato, ich ein Forscher im Homer — Sie dichten mit Idealität, ich mit Kunstregel und Besonnenheit, Sie schreiben im Auffluge, ich mit fester Hand.“ —

Stolberg antwortete nicht, sondern wendete sich nach dem Fenster und schauete in die mondhelle Gegend.

— „Hölty!“ — rief in diesem Augenblicke Bürger's heitere Stimme, nachdem er mit Boje und Cramer Worte über das eben vorgelesene Gedicht gewechselt hatte — „erklären Sie mir, wie es möglich ist, die Stimmung und den Ton der schwermüthigen Liebe zu treffen, ohne jemals selbst geliebt und um ein Mädchen geweint zu haben? So viel ich weiß, fürchten Sie Sich vor dem Blicke eines Frauenzimmers.“ —

Fritz Stolberg wendete sich mit empfindsamer Miene gegen Bürger und fragte: — „Sind Sie wirklich der Ueberzeugung, daß ein Dichter nur seine alltägliche Lebenserfahrung und gelegentliche Passion zu versificiren habe?“ —

— „Erlebt muß es sein, erlebt!“ — rief Bürger laut — „und wenn es auch nur an unser eigenes Leben anklingt — dann erst wird der Gesang von Wirklichkeit und wahrer Empfindung wiedertönen und der Dichter ist fähig, das Verwandte sich zu eigen zu machen.“ —

— „In gewisser Hinsicht hat Freund Bürger

Recht“ — versetzte Wos — „nach klassischem Grundsatz sollen Idee und Form eines Kunstwerkes durchaus identisch sein, der Gedanke der Liebe soll sich in der Venusgestalt vollständig ausdrücken, das Ideale soll sinnlich gemacht werden.“ —

— „Immer diese philiströse Empirie!“ — fiel Friß Stolberg ungeduldig ein — „soll sich denn nie die geflügelte Phantasie dem Alltagsleben entziehen und den Richtungen der Ahnung folgen? Gerade im Ueber Sinnlichen gestaltet sich vor dem poetischen Seherblicke das Ideal höherer Schönheit, das Ziel heiliger Sehnsucht, das Bild geistiger Heimath. — Ist unser Leben nicht zu klein und niedrig, um an seinen Wirklichkeitsstufen thatsächlich in den Himmel zu führen? Die Poesie ist die Kunst, das reine Silber der Ideale in die kleine Münze zu prägen, welche das Volk für das tägliche Leben nöthig hat.“ — Stolberg hatte so hitzig geredet, daß seine Wangen eine fliegende Röthe zeigten.

Bürger wehrte diese Behauptung mit Wort und Geberde zurück, als Wos anhub: — „Auch Stolberg hat halb Recht — der Dichter soll das Ideale ergreifen, aber so in Fleisch und Blut kleiden, daß es wirkliches Leben erhält — die griechischen Göttergestalten sind solche verkörperte Wesen der idealen Welt, welche mitten durch das wirkliche Leben schreiten. Der Dichter, welcher dem Ideale oder der

Wirklichkeit ferne steht und nicht beide zu versöhnen vermag, ist niemals wahr.“ —

— „Hm! Menschenbünkel! Eitelkeit!“ — rief Stolberg — „es giebt eine andere Welt außer dieser nüchternen Wirklichkeit und dahin leitet allein die Ahnung. Kleidet das Gewige in den Purpur dieser Welt, er bleibt doch nur ein Bettlergewand!“ —

— „Was streiten wir uns um des Kaisers Bart“ — erwiderte Bürger — „Ihr wißt, Gleim singt vom Wein und begnügt sich, Andere trinken zu sehen, er rühmt und preiset die Liebe und hat wohl nie ein Mädchen in Leidenschaft geküßt — aber so wahr der Mond hier durch's Fenster lacht, wenn ich nicht schon selbst Appetit zu Wein und hübschen Dirnen gehabt hätte, Gleim's Lieder hätten mich nicht firre gemacht. Seht, Freunde, daher kommt's; — wer nicht aus Erfahrung singt, bleibt unwahr, gekünstelt, kalt. Weil ich mich Nachts auf einem Friedhose und vor einer grauen, vom Monde beschlenenen Kirchenmauer fürchte, darum hat meine Leonore auch die rechte, wirkfame Geipensterangst. Und nun auf Hölth zu kommen, diese blaue Sehnsuchtsblume unseres Bundes, dieser gute Junge, der so schmachtend wie die Nachtigall, Liebe und Liebeschmerz singt — fragt ihn auf das Gewissen, ob er nicht schon einmal unglücklich geliebt hat — Hölth, gestehen Sie's ein, Sie haben gegirrt, geweint, Don-

nerwetter! so gestehen Sie's doch! Wenn ich meine Liebesgeschichten aufzählen sollte, würde es Mitternacht darüber werden." —

Hölty, dieser stille, unbeholfene, todtbleiche und eigentlich höchst ärmlich und unbedeutend erscheinende Jüngling, blickte mit unaussprechlicher Behmuth und Treue den kühnen, lustigen Bürger an und suchte dann mit bittendem Auge Schutz bei Bos. — „Mich beseligt heilige Freundschaft“ — hub er an — „seitdem ich Euch Alle gefunden habe; konnte ich doch nun mein früher einsames Herz gegen Euch ausschütten und viele Bitterkeiten des Lebens vergessen.“ —

— „Freund!“ — fiel Bürger, mit dem Finger drohend, ein — „Sie hätten vor zwei Sommern Ihre herrliche Ode an Laura aus der Luft gegriffen? Nein, nein, machen Sie mir nichts weis, das ist ein Gedicht aus Erfahrung.“ —

— „Ja, das ist's!“ — seufzte Hölty ehrlich. — Und als ob die Erinnerung ihm höheren Muth und frische Leidenschaft gegeben hätte, so glänzend wurde sein Auge, so erhitzt röthete sich seine bleiche Wange, so lebhaft wurde seine Rede, als er fortfuhr: — „Laura lebte nicht in der Stadt, sie war die schönste Person, die ich je gesehen habe, ich habe mir kein Ideal liebenswürdiger bilden können — man denke sich einen majestätischen Wuchs, ein ova-

les Gesicht, blonde Haare, große, blaue Augen, blühende Farbe, Grazie und Anmuth in Miene und Stellung; nie habe ich mit mehr Anstand tanzen gesehen, es zitterte mir das Herz vor Wonne, wenn sie ein deutsches oder italienisches Lied sang. Sie las Kleist's und Gessner's Schriften, vielleicht auch Klopstock." —

— „Wo? Wo haben Sie die Unvergleichliche gesehen, hier in Göttingen oder in Hannover?“ — fragte Bürger entflammt.

— „O! es ist schon lange her — ich war noch in Mariensee — dort war sie, um ihre Schwester zu besuchen. Es war ein schöner Maiabend, die Nachtigallen begannen zu schlagen und die Abenddämmerung brach an. Sie ging durch einen Gang blühender Apfelbäume, im weißen Kleide, rothe Bänder am Busen, und oft zitterte ein Abendsonnenblick durch die Blüthen und röthete ihr weißes Gewand und ihre Brust. Meine Phantasie schwärmte in lauter glücklichen Thorheiten, als ich sie aus scheuer Entfernung betrachtete. Nach einem Jahre kam sie wieder, sie war verheirathet. Ob es Liebe war, was der kaum dem Knabenalter entwachsene Jüngling empfand, weiß ich nicht — aber eine süße Erinnerung, ein süßes Herzklopfen stimmen mich glücklich wehmüthig, wenn mir ihr Bild vor die Seele kommt.

In einer solchen Stimmung habe ich die Ode an Laura gedichtet.“ —

Eine tiefe Stille herrschte, als Hölty schwieg — selbst der fröhliche Leichtsinm Bürger's war verstummt; als hätte man zum ersten Male die vollen Eindrücke der schönen Ode an Laura erfahren, so still bewegt war das Gemüth eines Jeden. Erst nach einigen Minuten ergriff Boje das Wort. — „Hölty's Geständniß war an sich schon ein Gedicht; wo sich unmittelbare Empfindung zu einer Scene gestaltet, die uns Alle in gleiche Stimmung versetzt, da haben wir eine poetische Wirkung erfahren.“ —

— „Hölty!“ — rief Bürger, das Glas erhebend — „eine Hütte, ein Wald daran, eine Wiese mit einer Silberquelle und ein Weib wie Laura in der Hütte — das sei Ihr Erdenloos, das wird Sie beglücken.“ —

— „D!“ — rief Hölty lebhaft und unwillkürlich die Hände faltend — „das ist Alles, was ich auf diesem Erdboden wünsche!“ —

— „Gut das!“ — fuhr Bürger fort — „nun sollt Ihr Freunde auch meiner Liebe gedenken; auch ich habe mich dem Jhull ergeben, in vier Wochen bewohne ich ein Bauerhaus im Dorfe Wöllmershausen und führe die Auserwählte ein. Wos, Sie werden ein ländliches Gedicht auf mein Glück schreiben.“

ben. Ihr Alle, lieben Freunde, seid eingeladen, mein Jdyl kennen zu lernen.“ —

Boje stimmte nicht mit in die laute Beifalls-
äußerung der Anderen ein, vielmehr ruhete sein besonnenener Blick ernst und beobachtend auf dem Freunde. Als Bürger aber die rasche Absicht verrieth, den Anwesenden einen Punsch bereiten und ein außergewöhnliches Abendbrot von der Bäuerin herstellen zu lassen, da opponirte sich Boje, indem er den lebhaften Freund an der schon geöffneten Thür zurückhielt und ihm eindringlich zuredete: — „Um Gotteswillen, Bürger, handeln Sie nicht so leichtsinnig, denken Sie daran, was Sie an schweren Pflichten übernommen haben. Ich komme in diesen Tagen nach Niedeck, um mich am Anblicke Ihres Glückes selbst zu beruhigen.“ —

Unterdessen war der ältere Stolberg an den Tisch getreten und begann: — „Da wir heute einmal so munter und in ländlicher Weise beisammen sind, so erlauben Sie mir, dieses Mal den Wirth zu machen. Unsere gute Bäuerin ist bereits davon unterrichtet, ein frugales Mahl aufzutragen. Einige Flaschen Rheinwein stehen noch in Reserve im Schranke unserer Wirthin. Ich und mein Bruder werden wol schwerlich wieder eine Landparthie mit dem Hainbunde unternehmen können, da wir vor den Michaelisferien abzureisen gedenken. Sie wissen,

unsere Göttinger Zeit ist zu Ende — ohne Zweifel bleiben wir uns aber poetisch nahe.“ —

Diese unerwartete Mittheilung erregte eine gemischte Empfindung; die Freude am gemeinschaftlichen Mahle mußte erst von dem Gedanken der bevorstehenden Trennung zweier geachteter Bundesmitglieder wieder frei werden, man sah sich betroffen an, als auch Miller erklärte, daß er Michaelis von Göttingen abgehen und Leipzig besuchen würde.

— „Was soll aus unserem Bunde werden?“ — fragte Boje, die besorglichen Blicke im Kreise umherfendend — „unser Bosh wird uns nächste Ostern verlassen, auch mich rufen die Lebensjahre bald in ein Amt, wer wird den Musenalmanach redigiren?“ —

— „Machet Euch vor der Zeit keine Sorge“ — rief Bürger — „der Bund muß bestehen durch jüngere Generationen — jetzt aber machet der Gegenwart Ehre und genießet — aber fanget an, denn ich reite diese Nacht im Mondschein nach meinem Dorfe zurück.“ —

Die freundliche Bauerfrau kam jetzt in sauberer, weißer Schürze herein, um den Tisch zu decken. Was der ländliche Wohlstand herbeischaffen konnte, Eierkuchen und gesottene Eier, Butter und Käse gruppirten sich reich auf dem Tische und der Rheinwein — als stolzerer Verwandter, ließ sich die Gabe des Bauerhauses willig als Begleiterin gefallen. Man

hatte bald Platz und Gekluft gefunden und in frohlicher Vertraulichkeit die Gläser erklingen lassen. Die Rede kam auf die Zukunft.

— „Ich werde reisen“ — sagte Fritz Stolberg — „ehe ich den vorgeschriebenen Pfad der Carrière betrete; mit meinem Bruder und dem Grafen Haugwitz ist schon längst eine Schweizerreise verabredet.“ —

— „Reisen!“ — seufzte Hölty — „ach, lieber Bof, sollen wir nicht auch reisen?“ —

— „Glaubst Du nicht, daß mich der Hang der Poesie nach den glücklichen Gegenden ziehe, wo klassische Menschen gelebt haben?“ —

— „Laß uns diesen Winter reisen“ — sagte Hölty schnell. — „Ich habe eine mächtige Begierde, einfältige Sitten des Alterthums in freiwirkender Natur auszuforschen — laß uns eine Fußwanderung nach Italien und Sicilien machen.“ —

— „Ohne Geld?“ — erwiderte Bof.

— „Was braucht der Pegasus Hafer und Heu, wenn er in das romantische Land fliegt“ — lächelte der ältere Stolberg.

— „Doch“ — fuhr Hölty mit ernstem Eifer fort — „wir finden unsern Unterhalt, wir schließen einen Vertrag mit einem Buchhändler und verdienen Geld durch Uebersetzungen aus dem Griechischen, Englischen und Italienischen, die wir mit Lust in Hesperiens Gärten ausführen. Ich übernehme Aus-

jüge aus dem „Kemper“, aus Hund, Shaftesbury, Platon's Republik, Dir, lieber Bof, schlage ich den Blackwell vor, woraus alle Interpreten ihre homerische Weisheit schöpfen.“ —

— „Der Gedanke ist köstlich“ — lachte Bürger — „wie wird auf klassischem Boden der Geist eines Homer, Hesiod's und Theokrit's über Beide kommen! Der Letztere wird dort vernehmlicher zu ihnen reden, als aus Kamler's Bateau! ha! ha!“ —

— „Spotten Sie nicht“ — erwiderte Bof — „unseres Freundes Idee spricht mich immer mehr an, je deutlicher mir die Ergiebigkeit derselben wird, und was man will, das kann man auch vollbringen.“ —

— „Und welchen Zweck hätte diese Reise? Auch ich werde jedenfalls noch einmal Italien sehen“ — sagte der jüngere Stolberg.

— „Ei“ — fiel Hölty ein — „wir umgehen dort alles Bekannte, Alles, wonach Antiquare und Künstler suchen, entfernt von der Heerstraße würden wir in freundlichen Dörfern uns längere Zeit niederlassen oder mit Berghirten der Appeninen oder des Aetna umherstreifen.“ —

— „Freilich, ein sehr naiver Zweck — das könnte man allenfalls schon auf dem Harze genießen“ — erwiderte Friß Stolberg mit vornehmem Lächeln.

— „Nun, Stolberg, Sie werden doch als ein

Freund der Griechen und Römer keine andere Sehnsucht haben, als den alten klassischen Boden zu sehen?" — fragte Voss.

— „Freilich, aber den sucht man nicht bei Berg-
hirten und auf den Appeninen, den findet man auf
den Ruinen der ewigen Roma, unter den Säulen
des einstigen Athen!“ —

— „Ganz recht — und wenn der Dichter die
Atmosphäre des klassischen Geistes geathmet und am
Wesen antiker Schönheit seinen Sinn veredelt, sein
Gefühl gefüllt hat, dann sucht er in ländlicher Ab-
geschiedenheit, den Blick von der Höhe des Berges
über Land und Meer sendend, die klassischen Bilder
in seine Gegenwart zurückzuträumen.“ —

Diese von Voss mit jener Entschiedenheit, wo-
mit er seine Begeisterung auszudrücken pflegte, laut
gesprochenen Worte fanden bei den Bundesmitglie-
dern eine heitere Bestätigung. Frits Stolberg reichte
ihm mit der ihm eigenen, sanguinischen Hast die
Hand und sprach sanft: — „Wenn wir uns nirgend
wiederfinden sollten, Voss, wir treffen uns sicher auf
klassischem Boden, im alten Hellas und bei Plato
wieder, wo wir Beide schon oft Befriedigung such-
ten und empfangen.“ —

— „So höre ich den Stolberg gern reden!“
— rief Voss freimüthig wie immer — „dem Abligen
gehört die Romantik und der Despotismus des Mit-

telalters, dem Dichter und freien Manne leuchtet in Kunst und Wissen die republikanische Sonne des Alterthums — niemals wird einer unserer Stolberge dem Geiste unseres Bundes, welcher Tugend und Freiheitsliebe, Schönheit und edle Begeisterung weckt, ungetreu werden. Stimmet ein, Freunde, bringen wir unseren, bald scheidenden Geistesgenossen einen ehrlichen Nachruf!“ — Er stand auf, hob das blinkende Glas und sprach:

„„Traute Stolberg! Ihr, die der Scalden Heimath
Flohn, am Saum' urahnlicher Berge Weisheit,
Muth und Freiheitsfinn zu erhöhen, ein Nachklang
Alten Barbietes!

Ihr erschienen kaum unserm Kreis und schwindet!
Bleibet treu uns, o! gefellet uns Wonne zur Sehnsucht!““ —

— „Freiheit und Vaterland!“ — erscholl es vom Munde der Anderen — und Christian Stolberg erwiederte den Hochruf mit den Worten Klopstock's, welche derselbe im vorigen Jahre den beiden Grafen in das Album geschrieben hatte:

— „Frei, o Deutschland,
Wirft Du bereinst! Ein Jahrhundert nur noch,
So ist es geschehen, so herrscht
Der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht!“ —

Bis Mitternacht blieb der Hainbund beisammen. Dann gaben beide Grafen die erste Veranlassung zum Aufbruch, indem sie Boß überredeten,

mit ihnen den Heimgang nach der Stadt anzutreten. Bürger gedachte seines Rittes nach Niedel und rief nach seinem Thiere, indem er aufstand, an das Fenster trat und die Worte recitirte:

„Rapp! Rapp! ich witt're Morgenluft,
Rapp! tumm'le Dich von hinnen!“ —

Alle verließen jetzt ihre Plätze, traten hinaus in die helle, laue Mondnacht, umringten das harrende Roß, das Bürger fröhlich bestieg, und gingen dann, nach herzlichem Handdruck und Adieu den Reiter verlassend, auf dem Feldwege um das Gitter des Baumgartens. Plötzlich sprengte der Dichter der Leonore hart an ihnen vorüber, der Mond erhellte die aufwirbelnde Staubwolke, die Reitgerte pfiß durch die Luft — „Halloh!“ — rief Bürger im Vorbeisausen —

„„Graut Liebchen auch? Der Mond scheint hell!
Hurrah! Die Todten reiten schnell!““ —

Fritz Stolberg faßte seines Bruders Arm in unheimlicher Anwandlung fester und spähet dem Reiter nach, der aber schnell im nächtigen Zwielfichte verschwunden war. In demselben Augenblicke schlug die schrillende Thurmglöcke des Dorfes Zwölf. —

Zweites Kapitel.

Der Sommer 1777 neigte sich seinem Ende zu. In Wandersbeck, dem Wohnorte des Dichters Claudius, führte Voss seit seinem Abgange von Göttingen ein ländlich-glückliches Stillleben. Claudius, welcher seine Stelle als Oberlandcommissair in Darmstadt nach einjähriger Dauer freiwillig aufgegeben hatte, war vor wenigen Wochen wieder nach Wandersbeck zurückgekehrt und erhöhete durch seinen Umgang mit Voss dessen geistige wie idyllische Zufriedenheit; Voss, welcher bei seinen Eltern in Flensburg wohnte, war durch ein besonderes Ereigniß zur Zeit nach Wandersbeck gekommen, denn vor wenigen Tagen hatte Voss dessen jüngste Schwester Ernestine, welche schon bei dem Frühlingsbesuche von Göttingen aus im Jahre 1774 seine Aufmerksamkeit gefesselt hatte, geheirathet und nach den rauschenden Stunden, welche die Neuvermählten in Flensburg, Altona und

Hamburg bei Verwandten und Freunden flüchtig ver-
 lebt hatten, waren sie gestern Abend in das beschei-
 dene Asyl ihrer Liebe und Hoffnung, in das ländlich
 stille Wandsbeck eingezogen.

Am anderen Morgen, als Bosß am Schreib-
 tische saß, die gemüthliche Pfeife rauchend und an
 Hexametern schreibend, wurde die Stubenthür behuts-
 sam leise geöffnet und ein Frauenkopf, jugendlich an-
 genehm, lauschte, mit dem lieblichsten Ausdrucke der
 zärtlichen Milde und Herzensgüte, glücklich lächelnd
 nach dem denkenden und selbstvergeffenen Manne.
 Die junge Frau schien mit sich selbst in Zweifel zu
 sein, ob sie dem Zuge ihrer Gefühle folgen und dem
 neuvermählten Gatten schon wieder ihr Glück bekun-
 den und, seine Stirn küssend, ein neues Glück hin-
 zufügen dürfe, oder ob sie die geistige Arbeit höher
 achten, den Dichter nicht stören und, im stillen, flüch-
 tigen Anschauen befriedigt, heimlich wieder davon
 schleichen solle. Sie hatte eben die Absicht, der letz-
 teren Reflexion zu folgen, als Bosß, das Oeffnen der
 Thür bemerkt habend, sich plötzlich umwandte und,
 dem sanft erröthenden Antlitze und um Verzeihung
 bittenden Blicke der Gattin belegend, rasch Feder
 und Pfeife zur Seite legte und mit geöffneten Ar-
 men die heraneilende Ernestine empfing.

— „O! geliebter Heinrich!“ — sprach sie, in
 der edlen Selbstbeschämung eines, sein Glück verrä-

thenden Weiberherzens — „welch ein seltsames Gefühl ist es doch, nunmehr ein Leben und ein Haus mit Dir zu theilen, einem Manne ganz anzugehören, sein Schicksal als sein eigenes zu betrachten, an seinem Wirken und Hoffen das nächste Theil zu haben, seinen Namen zu tragen und seinen Ruhm mit zu empfangen!“ —

— „Gute Ernestine!“ — erwiderte Boß, die junge Gattin mit dem sanften Ernste männlicher Nührung liebeich anschauend und aus ihren milden Augen den vertrauenden Blick einer glücklichen Seele empfangend — „Deine Liebe hat mich muthig gemacht — Gott wird mir beistehen, Dich auch für alle Zukunft in dieser Freude zu erhalten.“ —

— „Mein Eintreten kostet vielleicht der Welt einen schönen Gedanken, aber ich wollte Dich nicht stören, ich mußte Dich nur einmal sehen, mein Herz quoll mir über, als ich vorhin durch das Haus ging und Alles mich daran erinnerte, daß Du es seiest, der mich hierher geführt, mir so süße Pflichten auferlegt hat und für mich arbeitet. O! könnte ich Dir ganz in Worten ausdrücken, wie wunderbar selig das Gefühl eines jungen Weibes ist, das zum ersten Male in seinem neuen Hauswesen zum vollen Bewußtsein der Selbstständigkeit, der Gemeinschaft und Lebensaufgabe kommt! Eine Seligkeit, die im Anfange nicht ohne Beklommenheit ist — und —

verzeihe mir, Heinrich, diese von Pflicht und Liebe ängstlich-glückliche Empfindung hat mich in die Thür Deines Arbeitsstübchens getrieben.“ —

— „Gute, natürliche Seele — o! wie Alles Naturtreue, Wahrheit, Güte in Dir ist! Gern, theures Weib, hätte ich Dich in schönere häusliche Umgebung, vor eine gewissere Zukunft schon jetzt geführt, aber Du weißt, wir haben im Vertrauen auf Gott unser neues Leben zu beginnen gewagt — wir entbehren nicht, wenn wir zufrieden sind.“ —

— „Ich zage nicht vor der Zukunft, ein weibliches Herz ist stark im Glauben, wenn es liebt. Deine Zuversicht auf eigene Kraft und gute Menschen hat mich über jeden Zweifel erhoben. Du bist zu ehrlich, um Dich selbst zu betrügen — das sagte mein Bruder, als er unsere Heirath genehmigte, ohne daß Du ein Amt hast.“ —

— „Ich werde mich darum bemühen; bis dahin sollen dieser Kopf und die fleißige Hand Dich und mich vor jeder Noth schützen. Der Musenalmanach trägt jetzt 400 Thaler ein, meine angefangene Verdeutschung und Erklärung der Odyssee, manche andere poetische Arbeit werden so lange vorhalten, bis meine Lust und Fähigkeit zum Schulamte mir einen festen Wirkungskreis verschafft haben. Und mehr noch als alle meine Projecte und Kräfte hilft die Vorsehung.“ —

— „Bruder Christian zweifelt nicht daran und hat es den Eltern mit Gewißheit vorgestellt, daß Deine Zukunft sicher sei. Er liebt Dich aufrichtig; wie verstimmt war er, als man Dir voriges Jahr die zweite Lehrerstelle in Hamburg nicht gegeben hatte trotz der Hoffnung, welche mancher Wahlherr zu geben bereit war, und trotz der Empfehlung des Professors Heyne in Göttingen.“ —

— „Liebe Ernestine, Du wirst das im Vereinen mit mir noch näher kennen lernen; noch bist Du zu unschuldig im Glauben, daß alle Menschen derselben Wahrheit huldigen müssen, welche Dein argloser Naturstinn für Das, was unzweifelhaft erscheint, unmittelbar anerkennt. Aber über Das, was man Wahrheit, Recht und Gutes nennt, giebt es viele widersprechende Ansichten in der Welt, namentlich unter den gelehrten Leuten. So hat auch der Pastor Göze in Hamburg eine Partei, welche mir die Lehrstelle dort um jeden Preis entzogen hat.“

— „Aber es giebt doch nur eine Wahrheit, und ich bilde mir ein, je unbefangener und natürlicher der Mensch in seiner Lebensansicht sei, um so leichter müsse es ihm werden, das Gute, Wahre und Schöne zu finden und Lieb zu gewinnen. Es giebt doch in uns einen Instinct für das Wahrhaftige.“ —

— „Und dennoch irren so Viele! Temperament, Erziehung, erste Eindrücke, falsche Grundsätze

und oft Parteilucht haben die Menschen in eine Menge Ansichten zersplittert, von denen selbst die irrthümlichsten den Schein der Wahrheit anzunehmen vermögen und durch künstliche Vernunftgründe oder Gefühlsdrang täuschen. Haben doch selbst über unsere höchsten Angelegenheiten des Daseins, über Gott und Religion die Menschen so widerstreitende Lehren aufgestellt.“ —

— „O Heinrich! ich glaube wie Du, ich werde in Deinem Umgange auch so denken lernen wie Du!“ —

— „Gott! wie hast Du mein Lebensbedürfniß so ganz erfüllt, indem Du mir dieses Weib gegeben!“ —

Ernestine legte ihre Wange an die des Gatten und flüsterte: — „Ich muß Dir etwas anvertrauen, Heinrich; oft ist mir's, als forderte eine tiefe Verehrung vor Deinem Charakter und Urtheile meine Liebe auf, sich Dir nicht gleich zu stellen, sich . . .“

— „Ich verstehe Dich nicht, Ernestine, was meinst Du? Ich bitte Dich, reflectire nicht über Gefühle, welche wir nicht willkürlich gemacht haben.“ —

— „Höre mich erst, Heinrich“ — fuhr die Frau schnell und mit zärtlicher Beschwichtigung fort, indem sie einen vollen glücklichen Blick über die Seele des Gatten ausströmte und dann das sanfte Auge, sinnend nach dem rechten Worte suchend, über den

Schreibtisch schweifen ließ, wo Bosen's letzte Handschrift lag. — „Wenn ich Dich mit den Fremden über Gott, Religion, Vernunft und Wissenschaft reden höre, so erscheinst Du mir, in Wort und Eifer, wie Luther, den ich so gern vor meiner Seele mir vergegenwärtige. Ich fühle mich ergriffen von der Festigkeit Deiner Ueberzeugung, der Offenheit und dem edlen Zorne, womit Du gegen Finsterniß und Unrecht redest, ja Du sprichst oft, ohne es zu wissen, in der Sprachweise unseres großen Reformators und mein Bruder Christian sagte einst: es steckt ein Luther in ihm, er würde auch die päpstlichen Theesen verbrannt haben!“ —

Bos sah seine junge Gattin leuchtend an. — „Nenne mich einen ächten Lutheraner, das heißt einen Mann, der keine Menschenfagung respectirt, wenn sie nicht ein Zeugniß der ewigen Wahrheit ist, der gegen jegliche Halbheit und Lüge, gegen Lauheit und Schnellgläubigkeit rücksichtslos eifert und der Vernunft die Ehre giebt — aber auch Dir, theures Weib, will ich ein Luther sein, hast Du wol gelesen, wie hoch und heilig er seine Catharine geliebt, und mit ihr ein glückliches Hauswesen geführt hat?“ —

In Ernestine's seelenvolle Augen traten einige Zähren, welche das glückliche, dankbare Herz zu Zeugen stiller Empfindungen aufrief; Bos betrachtete sie gerührt. — „Ach!“ — jubelte sie plötzlich,

als wollte sie ihre glückliche Wehmuth verbergen — „sind doch alle Mädchenträume von Liebe und Ehe nur bunte Bilder einer selbstthätigen Phantastie, jetzt, nun ich Dein Weib bin, nun ich heilige Pflichten übernommen habe, welche mir süßer erscheinen, als die Genüsse der rauschenden Freude, jetzt erst erscheint mir die Bestimmung des Weibes schön und bedeutsam — Heinrich, ich helfe Dir in Deinem Leben und Wirken, ich werde Deinen Charakter auch zu dem meinigen machen.“ —

— „Edle Seele!“ — rief Voss im glücklichsten Eifer — „Du vertrauest Dich meinem Wesen an, um das Meer des Lebens zu durchschiffen; ich will Dir ein sicherer Führer sein, ein Steuermann, welcher dem Sterne des Lichtes in Glauben und Wissen ohne Ablenkung zufährt — wohlan, Ernestine, laß Deinen Blick in die Zukunft getrost hinausheilen, übergieb der Fluth Dein Herz und Hoffen — ich stehe fest, mein Steuer heißt: Unererschrockenheit für Wahrheit und Recht, mein Ziel ist unverrückbar und Du, theures Weib, stehst ermunternd und mitwirkend an meiner Seite. Höre meinen Wahlspruch für das Leben.“ — Mit diesen Worten ergriff er ein Blatt Papier vom Schreibtische und sah dann seine Gattin voll Ernst und Entschlossenheit an. — „Wir sind uns jegliches Gefühl und jede stille Reflexion einander einzugestehen schuldig, gute Ernestine

— als ich heute Morgen früh in mein Arbeitsstübchen trat, wo Bücher und Schreibtisch meiner nach mehrtägiger Unterbrechung warteten, als die Linde hier am Fenster mit ihren Zweigen rauschte, eine feierliche Ruhe mich einlud, nunmehr für Dich und mich die Arbeit zu beginnen, da wandelte mich plötzlich, wie das Wehen eines fremden Geistes, eine niegekannnte Beklommenheit an. — „Du hast eine Zukunft vor dir!“ — ertönte eine Stimme — „bahne Dir den Weg dazu; von dem Anfange und der Richtung hängt es ab, ob er durch Dornen oder Blüthen führen wird.“ — Und ich weiß selbst nicht, wie es zuging, mir kamen die Worte wie ein unheimliches Zuflüstern in den Sinn, die mir einst Fritz Stolberg beim Abschiede sagte: — „Freund, seien Sie toleranter gegen fremde Ansichten, gehen Sie nicht den gefährlichen Pfad der Widersacher gegen das Herkömmliche; kämpfen Sie nicht so frei und offen mit den Mächten, welche Sie nicht bewältigen können — Sie sind zu freigeistig, Sie werden verkehrt, Sie machen Sich Feinde. — „Erschrecke nicht, liebe Ernestine, höre weiter. Diese Worte riefen zugleich die Aussprüche in mein Gedächtniß zurück, welche die Göthe'sche Partei in Hamburg über meine freisinnige Ueberzeugung gethan hatte — Ich schäme mich vor Dir, daß ich einen Augenblick die Frage an mich selbst richten konnte: „Wie? mußst

Du Deines Weibes wegen nicht auf ein Amt hoffen? Wird ein solches aber dem Manne der Vernunftszugung von Denen gegeben werden, welche die Schulen beherrschen und der orthodoxen Unfehlbarkeit, der Hierarchie und dem Pfaffenthume angehören? — Die Frage selbst empörte meine Gemüthung, ich hätte, gleich Luther auf der Wartburg mein Dintensfaß nach dem Teufel dieser Selbstschwäche werfen mögen, ich dachte an Dich, liebes Weib, deren ich unwürdig sein würde, wenn ich um ein Amt, das mir etwa den irdischen Nothpfennig leichter zahlt, als ich ihn durch freie geistige Arbeit erringen kann, mich selbst aufgeben, meinen Charakter tödten, meine Ueberzeugung verrathen möchte — es war der Teufel, der zu mir getreten war, ich stärkte mich in meinem ursprünglichen Wesen, indem ich mich hinsetzte und dieses Gedicht schrieb.“ —

Die junge Gattin saß still in die Lindenzweige vor dem Fenster, als vermöchte sie einer heimlichen Trauer nicht Herr zu werden.

— „Verzeihe mir“ — fuhr Wosß fort, indem er ihre Hand an seine Brust drückte — „höre dieses Gedicht, damit habe ich unser häusliches Leben begonnen, es sei der Wahlspruch unseres Schicksals, Gott helfe mir, ich kann nicht anders!“ — Wosß las:

„„Dir, Wahrheit und Gerechtigkeit,
Dir schwör' ich Treu auf immer,

Vergebens lockt die Welt und bräut,
 Mit ihrem Trug und Schimmer!
 Sei noch so schlimm Gefahr und Noth,
 Verachtung selbst, ja schöner Tod,
 Unredlich sein ist schlimmer!
 Wir müssen, müssen vorwärts geh'n,
 Wie Wahn und Trug auch toben,
 Uns hat, zum Himmel aufzuseh'n,
 Gott selbst das Haupt erhoben.
 D'rum wank' und fall' es links und rechts,
 Wir sind unsterblichen Geschlechts,
 Das Vaterland ist oben!" —

— „Darin erkenne ich Dich!“ — rief die Gat-
 tin, schnell ihre Trauer verkleidend — „Heinrich, nicht
 anders vermag ich Dich zu denken, selbst, wenn die
 Welt Deine Freimüthigkeit zur Ehre der Wahrheit
 verfolgen und mit harten Worten bezeichnen wollte,
 ich würde sie segnen und Dich achten müssen — da,
 nimm den Lohn des liebenden Weibes!“ — Sie
 küßte ihm die Stirn. —

In demselben Augenblicke wurde an die Thür
 geklopft und unmittelbar darauf geöffnet. Ernestine
 fuhr aus des Gatten Armen empor, da ein Herr,
 voll Frische und Heiterkeit im Antlitz, hereintrat,
 und die störende Ueberraschung seines Erscheinens
 bemerkend, mit verstelltem Erstaunen in der Thür
 stehen blieb. — „Hoho!“ — lachte er — „man
 sollte junge Eheleute in der Honigzeit so früh nicht
 besuchen — guten Morgen, Voss und Vossin —

„nun junge Frau, wie haben wir uns in der neuen Wirthschaft und im schönen Wandsbeck befunden?“ —

Während Boff dem Besuchenden die bewillkommene Hand reichte und ihm Hut und Stock abnahm, sagte Ernestine: — „Ei, lieber Herr Claudius, sind wir doch erst gestern Nachmittag eingezogen; aber ich kann Ihnen sagen, es gefällt mir hier vorzüglich.“ —

— „Glaube es gern — hat sich hier auch schön verändert; — ein gemüthliches Zimmerchen, Boff! Morgensonne, eine Linde zur Fensternachbarin, ein behagliches Plätzchen im Canapé, das sein gutes Recht gegen die Bücher dort und den Arbeitsstuhl geltend macht — und da Klopstocks Bild — nicht wahr lieber Boff, die Hexameter müssen hier fließen wie das Blut vor Troja oder sich fügen wie die Fäden im Schleier der Penelope!“ —

— „Der Anfang der Arbeiten in meiner neuen Lage ist mindestens nicht unbefriedigend gewesen“ — versetzte Boff — „meiner Ernestine wird das freundliche Wandsbeck in Hamburgs Nähe schon gefallen, hat sie sich doch schon in Flensburg immer auf den „Wandsbecker Boten“ gefreuet, um was Neues vom Freunde Adamus zu erfahren.“ —

— „Nun brauchen Sie, junge Frau, nicht mehr das Aufhören der Zeitschrift zu bedauern, der Wandsbecker Bote wird Ihnen in Zukunft Alles mündlich

erzählen, was er auf dem Herzen hat. Aber wo ist Boje?" —

— „Er ist schon früh nach Hamburg gefahren.“ —

— „Was? um schon wieder nach Flensburg zurückzukehren? Nur eine Nacht hätte er in Wandersbeck zubringen mögen?" —

— „Nein, er kehrt Mittags zurück, er hofft in Hamburg mit Dohm zusammenzukommen, um über das von beiden herausgegebene „Deutsche Museum“ zu reden.“

— „Das ist mir lieb, möchte ihn bestwegen ebenfalls gern ansprechen — seitdem ich den „Boten“ habe eingehen lassen, muß ich an die Thür des „Museum“ klopfen. Stolberg hat geschrieben, er läßt Sie grüßen, wünscht Glück zur Vermählung; da, leset selbst.“ — Damit zog Claudius einen Brief hervor und reichte ihn dem erfreuten Voss hin. Dieser las und Ernestine, auf seine Schulter gestützt, blickte gespannt mit hinein.

— „Ei, noch so jung und schon solche hohe Stellung!“ — rief sie verwundert aus — „nun wird er wol für Deine Freundschaft zu entfernt und vornehm sein!“ —

— „Dann müßte er sich selber untreu werden“ — erwiderte Voss ruhig — „freilich ist ein Privatgelehrter wie ich ein unbedeutendes Object gegen

einen Fürstbischöflich Lübeck'schen bevollmächtigten Minister zu Kopenhagen, aber wir sind beide Dichter und haben uns als solche gefunden und befreundet, ohne zu fragen, was die Welt aus uns machen würde. Hohe Geburt und strahlende Titel haben mir niemals imponiren können, nur der innere Mensch hat für mich Werth und ich erkenne aus diesen Zeilen meinen Friß Stolberg wieder." —

— „Und dennoch erscheint er mir nach seiner Reise in die Schweiz, wo er mit seinem Bruder und Haugwitz vom Jahre 75 bis 76 bei Lavater blieb, excentrischer als vorher“ — meinte Claudius. — „Wann haben Sie ihn zuletzt gesehen?“ —

— „In Göttingen — er ging schon Michaelis 74 ab, ich blieb bis Frühjahr 75, um dann als Brustkranker hierher nach Wandsbeck zu ziehen, während Stolberg bereits in der Schweiz weilte. Bei seiner Rückkehr wurde er sogleich dänischer Kammerjunker und er schrieb mir von Bramstedt aus einen herzlichen Brief voll alter Wärme und sandte mir auch alle seine neuen Poesien zur Beurtheilung zu.“ —

— „Ganz recht, er hat zu viel hingebendes Gefühl und persönliche Liebenswürdigkeit, um gegen einen Freund, den er liebt, jemals erkalten zu können — dennoch aber, lieber Voss, scheinen Sie Beide Himmelweit auseinander zu gehen.“ —

Wos sah mit einem schmerzlichen Nachdenken zu Boden.

— „Glauben Sie mir, Lavater hat einen mächtigen, übertreibenden Einfluß auf Stolberg's ohnehin überschwängliche Phantasie geübt; er hat schon viele Köpfe erhitzt und in schwärmende Bewegung versetzt. Nicht Jeder, welcher so viel scharfen Verstand wie er selbst besitzt, ist der gleichen Portion Einbildungskraft gewachsen, welche er in Anderen mit leidenschaftlicher Eindringlichkeit zu entzünden weiß.“ —

— „Ja, ja, Freund, der Brief Stolberg's an Sie, den er damals im glühenden Eindrucke des Umgangs mit Lavater aus der Schweiz schrieb und den Sie vorigen Sommer auf sein Geheiß in das deutsche Museum setzen ließen, macht mir Sorge um ihn; er verräth den ungeduldigen Jüngling, der die Zeit nicht abwarten kann, alle Erkenntniß in sich selbst abzuschließen, um sie so schnell als möglich Anderen wieder mitzutheilen. Etwas in Zweifel zu behalten, einstweilen dahin gestellt sein zu lassen, um es späterer Prüfung und besonnenerer Erfahrung zu unterwerfen, damit verträgt sich Stolberg's Naturell nicht. Sein gefährlicher Seelenarzt Lavater hat ihm das Gift der religiösen Schwärmerel eingeimpft, hat ihn psychologisch und physiognomisch beobachtet und richtig im Mittelpunkte seiner Achillesferse getroffen.“ —

— „Ich kann mir recht gut denken, wie Lavater mit seiner persönlichen Ueberredungskraft, seiner gefühlvollen Philosophie voll übersinnlicher Ahnung, sinnreicher Vermuthung und mystischer, phantastischer Glaubenschwärmerei, auf Stolberg's empfängliche Natur nachdrücklich einwirken mußte; wie er die Vernunft gefangen nahm und die himmlische Eingebung, die göttliche Offenbarung, die unsichtbaren Mächte und angeblich geheime Wissenschaft zum Bedürfniß der sehnsüchtigen Seele vieler vortrefflicher Menschen zu steigern verstand.“ —

— „Und dazu kommt namentlich, daß er es mit seinem Glauben und Befehlen grundhehrlich meint, daß Stolberg ein angeborenes Respectgefühl für jede ehrlich gemeinte Ueberzeugung besitzt — o! hätte er doch nur zuweilen an unsere Gespräche in Göttingen gedacht! Geschrieben habe ich ihm zwei Male nach Zürich.“ —

— „Lavater hat Ihren persönlichen Einfluß, lieber Voss, in Stolberg's Seele schwächen wollen, Sie müssen das erfahren, um den Freund richtig zu beurtheilen. Sein älterer Bruder Christian hat neuerlich mit mir viel darüber gesprochen. Lavater und Sie sind die offenbarsten Gegensätze, welche zwei Menschen in sich darstellen können, zwischen Beiden schwankte Stolberg's Natur, auf beiden Seiten gleich mächtig angezogen; der Gedanke an Sie zügelte die

von Lavater entfesselte Phantasie. Um diese Zeit traf Ihr erster Brief in Zürich ein, Lavater charakterisirte durch seine physiognomische Analyse Ihre Handschrift als die eines kalten Vernunftmenschen; das soll Stolberg frappirt und zu dem Versuche veranlaßt haben, manche Ihrer Ansichten und Anschauungen daraus zu erklären. So viel ist ausgemacht, Lavater hat ein Vorurtheil gegen Sie und Ihre Vernunftkälte in Stolberg's Seele begründet." —

— „O, Heinrich!“ — rief die junge Frau im Feuer gekränkten Gefühles — „wie kann man Dich so verkennen, wie hättest Du ohne glühende Phantasie ein Dichter sein können!“ —

— „Liebe Frau“ — erwiderte Claudius, indem er dem Freunde die Wange flüchtig klopfte — „der excentrischen Phantasie eines Lavater genügt die poetische, von der Vernunft geleitete Einbildungskraft unseres Voss nicht; unserem Stolberg wünschte ich übrigens jene Vernunftkälte, welche er in Zürich misachten lernte. Er ist eine glühende, des inneren Feuers volle Rebe, die sich nach ihrer Stütze sehnt; die feste Ulme wäre ihr zu wünschen.“ —

— „Aber wie erkläre ich mir die alte Wärme, welche Stolberg in seinen Briefen gegen mich unverholen ausdrückt, selbst wenn ich ihm seine Gedichte mit freier Kritik zurücksandte?“

— „Das mag ihn wol manchmal ungeduldig

und hitzig gemacht haben, aber er ist zu feinführend und in ruhigerer Stimmung zu edel, um dem zum Urtheile aufgeforderten Freunde eines Tabels wegen jürnen zu können. Und ich weiß, er liebt Sie aufrichtig.“ —

— „Meine Freundschaft zu ihm ist nicht minder ächt und unwandelbar. Ich kenne ihn, er giebt auf vernünftige Ueberzeugungsgründe weniger, als er den Eingebungen der Phantasie, der Aufwallung des Gemüthes und den augenblicklichen Eindrücken folgt. Wie oft haben wir uns schon im Gespräche unwillig getrennt, wenn wir verschiedener Meinung waren und wie ruhig und versöhnlich kam er wieder, wenn sich seine Hitze gelegt oder er sein Unrecht eingesehen hatte. Er ist eine edle Natur, mit den edelsten Trieben, nur in Aufregung unselbstständig und der Vernunft unzugänglich.“ —

— „Ei ja, so leicht widerlegen läßt sich der Boß nicht, einen harten Kopf hat er, weiß das schon aus eigener Erfahrung, wo der Vernunftbeweis fehlt, da glaubt er nicht. Junge Frau, Sie müssen einmal versuchen, den Vernunfteigensinn Ihres Mannes zu demüthigen, man sagt ja überall, daß die Frau des stärksten Mannes Meisterin sei.“ —

— „O! da kennen Sie das Weib doch noch nicht, lieber Herr Claudius“ — versetzte Ernestine freundlich, indem sie den Arm um ihren Mann

schlang — „ich empfinde keine größere Befriedigung der Seele, als mich so ganz und gar in meines Heinrich's Denk- und Gesinnungsweise hineinzuleben, damit ich, auch ohne bei ihm angefragt zu haben, mit ihm übereinstimme in Urtheil, Geschmack und Gefühl.“ —

— „Bravo!“ — fiel Claudius ein — „das ist der thatächlichste Beweis, daß unser Voss ein Mann der Wahrheit ist.“ —

— „Stolberg schreibt in diesem Briefe“ — nahm Voss das Wort, nachdem er Ernestine dankbar an sein Herz gedrückt hatte, — „daß er Ihnen eine Uebersetzung vom zwanzigsten Gesange der Iliade schicken wolle, um sie in Voje's deutschem Museum drucken zu lassen. Es freuet mich, daß er an klassischen Arbeiten den unveränderten Geschmack findet.“ —

— „Er hat mit vollem Eifer die Absicht, als Dichter öffentlich vor die Welt zu treten; ich wollte dieserhalb Voje sprechen, ehe er abreiset, denn diesen hat Stolberg ausersehen, alle im Göttinger Almanache und deutschen Museum zerstreuten Gedichte, nebst vielen noch ungedruckten, gesammelt herauszugeben.“ —

— „Darauf freue ich mich“ — sagte Voss — „und Voje wird die Herausgabe nicht ohne meine Mitwirkung bewerkstelligen; fehlt auch Stolberg's Uebersetzungen die Einfalt und Treue und dem Hera-

meter Rundung und Wohlklang, so hat er doch Homerischen Anflug und Tiefe des Gefühls — und vor Allen sind es seine Oden voll edlen Geistes und Bilderreichtthums, seine leichteren Lieder, in reizender Einfachheit eines warmen, herzinnigen Gefühles, die mir unendlich viel werth sind. Gottlob, darin wird er sich von Lavater's Einflüssen wieder frei machen.“ —

— „Noch Eins, Freund, was mir auf dem Herzen liegt; soll denn unser Hölty ganz vergessen werden? Ihm gebührt eine Sammlung seiner zerstreuten Gedichte und das kommt Ihnen zu.“ —

— „Da sprechen Sie mir aus der Seele“ — fiel Ernestine lebhaft ein — „ich lebe und schwärme in diesen Gedichten, o! die sind ganz für ein weibliches Herz gedacht und empfunden!“ —

— „Guter, ehrlicher Hölty!“ — seufzte Boff — „ach! warum können wir Dich nicht in Wandsbeck haben, dem Orte Deiner letzten Wünsche und heitersten Zukunftsbilder. Bald, am ersten September ist's ein Jahr, daß er in Hannover verschied.“

— „Kamten Sie ihn auch?“ — fragte Boffen's Gattin den Freund Claudius.

— „Durch Boje und Boff wurden wir bekannter; namentlich seit Ihr lieber Mann hier nach Wandsbeck gekommen war, beschäftigte ihn seine Phantasie mit der Aussicht, Hölty ebenfalls hierher zu ziehen; im Juli vorigen Jahres war er auf acht Tage hier,

er schien sich wohler zu fühlen, er wollte zu Michaelis eintreffen, um ganz hier zu wohnen.“ —

— „Eine Stube hatte ich ihm schon in diesem Hause miethen müssen — die Vorsehung hat uns aber das Glück der Wiedervereinigung versagt...“ sprach Voss gerührt.

— „Heinrich hat mir die Briefe gezeigt, welche Hölty an ihn nach Wandersbeck geschrieben hatte — o, jene Stelle ist mir unvergesslich, da sie mein ganzes Herz mit Wehmuth und Freundschaft für ihn erfüllte: So wenig — schrieb er — ich mich vor dem Tode fürchte, so gerne lebte ich doch noch ein paar Jahre, um mit den Freunden mich des Lebens zu freuen. Was hilft mir die schöne Gegend von Mariensee mit Gehölz, Kornfeldern und Wiesen, da ich sie mit keinem Freunde durchirren kann.“ —

— „Diesen Brief empfangen Sie gerade, als Miller aus Ulm zum Besuche hier war, wenn ich mich nicht irre“ — sagte Claudius. — „Haben Sie den Brief noch bei der Hand?“ —

— „Voss hat ihn noch, um ihn Voss in Hamburg mitzutheilen. Aber ich kenne ihn auswendig. Mit Freude dachte er an die schönen Bundestage in Göttingen, wenn er sich im einsamen Mariensee nach Freundschaft umsah und das Gefühl des Alleinseins empfand. Er schickte alle seine neuentstandenen Gedichte an mich, um ein Urtheil darüber zu hören.“ —

— „Ich erinnere mich, daß er damals, es ist gerade Jahresfrist, von der Besserung seiner Gesundheit sprach, auch beschäftigten ihn eifrige Arbeits- und Reisepläne für die kommende Zeit, er wollte gern Lübeck sehen und . . .“

— „Ja, es war sein letzter Brief vom 21. August, aus Hannover geschrieben, wo er, für die Reise zu uns, sich noch durch eine Nachkur unter Zimmermann stärken wollte. Zehn Tage später starb er, sehnüch- tig nach mir. O! ich traute ihm schon in Göttingen keine lange Lebensdauer zu, schon im Herbst 1774, gleich nach Stosberg's und Miller's Abgange, begann er Blut auszuwerfen und als im folgenden Mai sein Vater starb, ging er über Hannover nach Marien- see, um eine Kur zu gebrauchen, welche ihm Doctor Zimmermann empfohlen hatte.“

— „Dann hat der Tod des Vaters ihm gemiß manche Thräne gekostet, welche seine Lebenskraft löschen half“ — meinte Ernestine.

— „Es war eine tief innerliche Natur, ohne sich im Aeußeren Luft zu machen; Thränen würden ihm vielleicht wohlgethan haben. Nur zwei Male habe ich ihn weinen sehen — aber es ergriff mich um so erschütternder. Damals, als er eines Morgens erschrocken zu mir sagte, daß er Blut gehustet habe, drang ich in ihn, einen Arzt zu befragen: als er aber dem Rathe nicht folgte, führte ich ihn gewaltiam zu

Doctor Richter. Die Fragen, welche dieser an ihn richtete, der Trost, der ihm wurde, waren von Hölty recht wohl verstanden; auf dem Rückwege weinte er bitterlich. Ein anderes Mal kam er mit verstörtem Gesichte auf meine Stube, um mit mir, wie gewöhnlich, Mittags zu essen. Wie geht's? fragte ich ihn — er antwortete: „Recht gut, aber mein Vater ist gestorben,“ und dabei stürzten ihm die Thränen über die bleichen Wangen.“ —

— „Haltet ein, Boß“ — sprach Claudius — „Eure junge Frau bedarf heiterer Bilder des Lebens.“ — In Ernestinen's Augen glänzten gleichfalls die Thränen der Rührung. „D!“ — flüsterte sie dem zärtlich und beschwichtigend sie anblickenden Gatten zu — „laß meinem Gefühle freien Lauf — ich will mich noch oft mit ihm beschäftigen, wenn sich keiner von den Männern dazu findet, so werde ich seine Gedichte sammeln und herausgeben, das weibliche Gemüth empfindet vollständig die herzliche Tiefe dieses Dichters.“ —

— „Dann würde die Literatur auch eine Boßin zu ihren besten Namen zählen müssen“ — meinte Claudius.

— „Und dem Boß zürnen müssen, daß er nicht selbst für des Freundes Andenken sorgte — nicht wahr, liebe Ernestine, du wirst auch mir erlauben, an der Herausgabe des Dichters mitzuwirken?“ —

Ein leuchtender, dankbarer Blick war die Antwort der jungen Frau. In demselben Momente schlug die Wanduhr auf dem Vorplage Zehn. Claudius zog seine Taschenuhr hervor und sagte: — „Später, als ich wünsche — ich muß davon eilen, um noch einige Wege vor Tisch abzumachen. Aber ich habe noch eine Bestellung der Claudia mit dem gleichzeitigen Wunsche des Claudius zu verbinden, nämlich das junge Ehepaar einzuladen, bei uns den Kaffee zu trinken. Natürlich erwarten wir Freund Boje ebenfalls, da er Mittags aus Hamburg zurückkehren wird.“ —

Man nahm die Einladung an und Claudius entfernte sich. Ernestine wurde in ihren Haushalt gerufen, dem sie als junge Ehefrau nunmehr mit der Freude und dem Reize der Neuheit vorstand, und Boj setzte sich wieder an den Schreibtisch, um bei gemüthlicher Pfeife weiter zu arbeiten. Es herrschte eine wohlthuende Stille im Stübchen, die Sonne lachte in die Fenster und der Schatten der Lindenzweige spielte an der Wand auf Klopstock's Bild. So wurde es Mittagszeit. Boj war in seine Herameter so vertieft, daß er nicht bemerkte, wie in der Ferne das Posthorn erklang, als ein Zeichen, daß die Hamburger Post durch den Ort fahre, und wie bald darauf Ernestine's Stimme unten im Hause in lauter Fröhlichkeit einen Eintretenden empfing. Nach

längerer Zeit trat Boje in die Studirstube. — „Da bin ich wieder!“ — rief er — „laß deine fleißige Feder heute nur ruhen, Ernestine wird ohnehin bald zu Tisch rufen und bis dahin laß uns plaudern. Claudius ist hier gewesen? Ich werde Nachmittags Euch zu ihm begleiten, ich weiß schon Alles von Ernestine.“ —

Boß war dem Schwager entgegengetreten und sahe ihn freundlich an. — „Ja, Heinrich!“ — sagte Boje, den Freund auf die Schulter klopfend — „so weit hast Du es nun gebracht — eine junge Frau im Hause, einen eigenen Herd — Gott gebe nun das Fehlende.“ —

— „Stieh', Christian, so lange dieser Kopf zusammenhält, diese Finger schreiben können und die Menschen das Wahre und Schöne lieben, so lange werde ich ohne Sorge für das Dasein und die Erfüllung meiner Pflichten sein! Das habe ich Dir schon in Flensburg gesagt, als Du und Deine Familie einwilliget, die herrliche Ernestine dem Amtlosen als begleitenden Engel anzuvertrauen. Und es wird ja endlich auch für mich die Stunde der sicheren Anstellung schlagen! Die Zurückweisung in Hamburg hat mich nicht entmuthigt.“ —

— „Ganz recht, Göze hat seine Partei, aber glaube mir, alle Menschenschickale sind von den wogenden Parteigegegensätzen abhängig, man muß zu irgend einem gehören, hoffentlich wird unsre freiere Richtung

der Wissenschaft und Kunst einmal die herrschende werden. Aber aufrichtig gesagt, bin ich Deinetwegen heute nach Hamburg gewesen. — Du sturzest, lieber Schwager, aber da wir jetzt allein sind, so laß uns diese Angelegenheit berühren. Es ist eine schwere Aufgabe, eine Frau und vielleicht auch Kinder einzig und allein aus diesem Dintenfasse auf längere Zeit zu ernähren und dabei frei und muthig im Geiste, offen für die Welt und müßig für die Freude zu bleiben. Ich kenne das, lieber Schwager, man trauet sich Alles zu, aber die Lebensanforderungen haben Sonnenschein und Sturm, bricht einmal der letztere los, so ist ein sicherer Hafen des Amtes unendlich viel werth. Du mußt so rasch als möglich zum Amte kommen, deswegen bin ich heute Vormittag in Hamburg gewesen.“ —

— „Du bist immer der gute, fürsorgliche, weiter blickende Freund — ja, ja, ich werde mich eifrig um ein Amt bewerben. Dient es doch auch zu Ernestinen's Beruhigung.“ —

— „Ich kann Dir die Versicherung geben, daß meine Schwester nie daran gedacht hat, viel weniger von irgend einem Blicke in die Zukunft angeregt worden wäre, ihr unbedingtes Vertrauen auf Deine eigene Kraft und Hoffnung in Zweifel zu ziehen. — Und wie könnte überhaupt ein junges, neuvermähltes Weib, das ihren Mann nicht nur liebt, sondern vor

seinem Charakter und Geiste einen hohen Respect hat, dem grauen Gedanken an eine mögliche Zeit der Sorge Raum geben!" —

— „Aber Du denkst daran, Christoph — bei Gott, ich kann als Schriftsteller und Dichter nicht untergehen, dafür gab mir der Schöpfer einen Vorrath fortzeugender Gedanken und einen unbeugsamen Fleiß — jedoch..."

— „Die Anforderungen des Lebens rauben dem Schriftsteller nur zu bald die freie Wahl seines Stoffes und drängen ihm die Anfragen des Büchermarktes auf. Aber was wolltest Du mit Deinem „Jedoch“ sagen?“ —

— „Mein ganzer Sinn ist auf den lehrenden Umgang mit der Jugend gerichtet — ich möchte das Studium der wahren Philologie befördern, möchte den klassischen Geist in der jüngeren Generation ausbilden und das kann durch das Lehramt nachdrücklicher und segensreicher geschehen, als durch die Feder des Schriftstellers.“ —

— „Das ist ja auch meine Ansicht; die Schriftstellerei als Unterhaltmittel schafft Schriften, aber lähmt den Geist, das Schulamt macht den Geist fruchtbar, so daß er noch für die Literatur goldene Früchte abgeben kann.“ —

— „Ja, du hast Recht, ich werde mich bewerben um die nächste, vacante Stelle.“ —

— „Es genügt nicht, daß Du Dich bewirbst, lieber Bof; im Leben erreicht man weit eher sein Ziel, wenn sich Andere um unsere Wünsche bemühen. Nun höre; ich war heute Morgen bei Büsch in Hamburg, dem Vorstande der Handelsschule, um mit ihm über Deine mögliche Anstellung zu reden; er bedauerte, daß Du die zweite Schulstelle in Hamburg nicht erhalten habest, daß die Göthe'sche Partei auf die Wahlherren einen überwiegenden Einfluß gewonnen habe. Aber Büsch achtet Dich aufrichtig und versprach mir, bei vorkommenden Gelegenheiten an Dich zu denken; er wies auf das hannoversche Land hin, meinte, daß Du an einem Seminar oder Gymnasium angestellt werden müßtest und erinnerte sich, daß zu Otterndorf im Lande Hadeln eine Rectorstelle aufkommen würde, weil der jetzige Inhaber sehr schwächlich geworden sei. Nun, wir wollen sehen“ — brach Boje seine Mittheilungen schnell ab, als er draußen vor der Thür die fröhliche Stimme Ernestinen's hörte. Diese trat auch sofort herein und rief mit glücklichem Eifer: — „Zu Tisch! zu Tisch! nun sollt Ihr zum ersten Male das Mittagbrot aus Bofen's eigener Küche genießen!“ —

Drittes Kapitel.

Man schrieb bereits 1783. — In einem der besseren Häuser der Stadt Gütin wohnte der Graf Friedrich, Leopold zu Stolberg, seit Jahresfrist verheirathet mit Agnes, Gräfin von Witzleben. — Als Fürstbischöflich Lübeck'scher Minister hatte er Kopenhagen wieder verlassen und das freundliche Städtchen Gütin zum Wohnorte angewiesen erhalten. In dem Hause selbst herrschte eine bürgerliche Einfachheit des guten Geschmacks, welcher mehr gemüthliche Bequemlichkeit und glückliches Stillleben, als das Geräusch und den Glanz aristokratischen Luxus verrieth. Ein weiblicher Engel waltete in diesem Hause, Agnes, deren Sanftmuth, kindliche Frömmigkeit, Keiweität und ungesuchte witzige Heiterkeit den wohlthuendsten Eindruck auf Jeden machte, der Gelegenheit hatte, ihr näher zu kommen, Die Junifonne warf ihren nachmittägigen Schein auf das

ruhige Haus, der nahe See trieb eine weiche Luftströmung über das Land; oben am offenen Fenster stand Agnes, mit frohen Blicken die Straße entlang spähend und geschäftig einen Kranz von Feldblumen windend, die sie auf dem Spaziergange gesammelt hatte. Der Kranz, in welchem die Kornblume und wilde Malve mit einander wetteiferten, ward fertig, ohne daß der ungeduldige Blick durch's Fenster ebenso rasch befriedigt worden wäre.

Das Zimmer, worin Gräfin Agnes sich befand, war das Spiegelbild ihres inneren Lebens. Am Fenster dufteten die lieblichsten Blumen der Jahreszeit, auf dem Arbeitstischchen vor ihrem Sessel stand ein Topf mit blühenden Rosen, daneben lagen Bücher und eine unvollendete Zeichnung ihrer Hand; eine Bibliothek auserlesener Schriftsteller befand sich im Glasschranke neben dem Kanapé, über welchem das Delgemälde des Gemahls hing, ein Klavier an gegenüberliegender Wand war offen und auf seinem Pulte lagen Reichardt's Compositionen Klopstock'scher, Stolberg'scher, Voss'scher und Claudius'scher Lieder; eine sinnige Gemüthlichkeit, durch die Attribute von Kunst und Geist zur Heimath schöner Empfindungen erhoben, wohnte in diesem, von Rosenduft erfüllten Raume, wo Agnes waltete. Auf dem Tische vor dem Kanapé deutete die weiße Damastdecke und das Paar silberner Leuchter mit neuaufgesteckten Wachs-

ferzen darauf hin, daß Agnes Fremde erwarte und den Abend mit ihnen zu verkehren gedente; nichts verrieth aber die Vorbereitung zu einem ungewöhnlichen Besuche oder zum Empfange seltener Gäste. Neben der Thür stand auf einem Präsentirteller das häusliche Theeservis mit dampfendem Wasser und nur vier Tassen und Agnes selbst befand sich in einfacher, aber ihrer natürlichen, fröhlichen Seele angemessenen Toilette, im weißen Kleide mit blauen Schleifen, worin sie so gern zu erscheinen pflegte, seit ihr Gemahl sie darin einst kennen und lieben gelernt hatte.

Nachdem sie den gewundenen Kranz mit frohem Vorgefühle einer angenehmen Liebespende betrachtet dann unter schelmischem Lächeln am Fenster hinter der grünseidenen Gardine verborgen und noch einmal erwartungsvoll über die Straße nach dem freien Plage gespäheth hatte, schlug die Bendüle auf dem Glaschranke Sechß. Agnes horchte, öffnete dann eine Seitenthüre, und eilte durch den anliegenden Salon vor die Thür eines anderen Zimmers, die sie zögernd öffnete, um nach ihrem hier wohnenden Gemahl mit schalkhafter Vorsicht zu spähen.

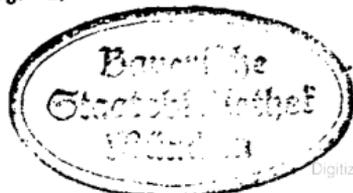
Der Graf stand, mit dem Rücken gegen die Thür gefehrt, vor seinem Schreibtische und sahe gedankenvoll über einen offenen Brief weg, den er in der Hand hielt. Er schien die Nähe seiner jungen Gemahlin

nicht bemerkt zu haben, welche in argloser Schalkhaftigkeit lauschte. Auch des Grafen Zimmer verrieth das innere Leben seines Bewohners. Die Gardinen waren gegen das einfallende Sonnenlicht herabgelassen und verbreiteten eine feierliche Dämmerung; eine geniale Unordnung beherrschte die Gegenstände, Bücher und Schriften lagen auf Tischen und Stühlen umher, an der Wand über dem Sopha hing Klopstock's Portrait, ein gekreuzigter Christus in Marmor ausgehauen, stand auf einer Console darüber. Auf dem Schreibtische lagen Papierblätter mit physiognomischen Silhouetten bemalt, daneben angefangene Scripturen, eine aufgeschlagene Bibel, ein Homer, ein Buch von Spalding; ein Platokopf in Lebensgröße stand auf dem Bücherschranke, dessen Glasthüren offen und worin die meisten Bände regellos durcheinander geworfen waren. — Ueber der Thür hielten zwei Hirsche das Stolberg'sche Familienwappen und auf einem Tische stand, gegen die Wand gelehnt, in goldenem Rahmen das Bild der Gemahlin, auf das ein Streiflicht der Sonne, welches sich durch die Gardinen stahl, einen lebenerhöhenden Schein warf.

Stolberg legte den Brief unbewußt in seine Falten zusammen und seine Blicke suchten, langsam aus der sinnenden Selbstvergessenheit erwachend, nach einem Anhaltspunkte, indem sie über die Bücher des Schreibtisches gleitend, an dem Platokopfe eine Weile zögernd,

Graf Stolberg. I.

7



mit rascher Bewegung nach dem Christus flohen, während er kaum merklich flüsterte: — „Ja, Freund, Du hast Recht, ich schwebe!“ —

Mit einer mehr kindlichen Beklommenheit drängte Agnes jetzt in das Zimmer und eilte, liebevolle, zärtliche Besorgniß in der Miene, auf den Gemahl zu, der wie aus schwerem Traume zu erwachen schien und, durch die plötzliche Nähe der Gattin erschreckt, von einer leichten Erhitzung des Gesichts überflogen wurde. — „Agnes!“ — sprach er schnell und mit Unruhe die Liebliche umarmend — „Du wolltest mir anzeigen, daß die Freunde eingetroffen sind?“ —

— „Fritz? Wärest Du so sehr vertieft gewesen, daß Du die Anmeldeglocke nicht bemerkt haben solltest? Noch sind wir allein, darum sage mir, was Dich so nachdenklich macht; Deine Augen suchten umher und fanden nicht einmal das Bild Deiner Agnese dort, auf das eben jetzt ein Sonnenstrahl fällt. Lieber Fritz, Du hast eben einen Brief schnell beigesteckt, was könnte Dich beunruhigen?“ —

— „Nichts, Agnes, meine Phantasie flog, durch den Brief angeregt, in weite Fernen, es war ein Augenblick der Schwäche, ich hätte an Deine fromme Heiterkeit, an Bosß, an Klopstock denken sollen.“ —

— „Bester Fritz, Du bist so edel in Deiner Gesinnung, so reich an Liebe gegen die Menschen, Du dachtest so unmittelbar aus dem ganzen Herzen

und der tiefsten Ueberzeugung! Wie kann ein Mann bei seiner Gelehrsamkeit zweifeln, schweben in höchsten Dingen, wo das naive Gefühl, das kindliche Gemüth so gewiß und in seiner Zuversicht so glücklich ist! — Friß, zeige mir den Brief, was den weisesten Mann in Zweifel versetzt, das löset oft die Einfalt des weiblichen Herzens augenblicklich durch den Instinct des Wahren.“ —

— „Der Brief ist von Lavater — er nennt mich einen ewig Schwebenden, ich bin's, seit ich in Deiner Seele lebe, seit ich Bosens und seiner Gattin Einfluß empfinde — Du weißt, Agnes, mein Gefühl ringt nach dem Höchsten, ich glaubte es im Ideale des Griechenthums und der Poesie gefunden zu haben, Lavater zeigte es mir in der religiösen Offenbarung und übersinnlichen Welt; Du, Agnes, hast die von dem Irdischen abstrebende Seele mit Zauberbanden wiederum an diese Welt gefesselt — o! wenn ich Deine glückliche Lust am Leben, an den kleinsten Gaben dieses täglichen Daseins, Deine unschuldige Heiterkeit in dem Uebermuth des Herzens, wenn ich Deine Liebe und sanfte Hoffnung, Dein Vertrauen und Deine sinnige Betrachtung des Lebens mächtig in mir nachwirken fühle — wenn ich — o Geliebte, warum siehst Du mich so bestürzt an? — wenn ich Bosens Sicherheit, seinen trotzigen Muth im Anschauen der Wirklichkeit, seine Berstandesruhe und

Klarheit mir imponirend gegenüber sehe, wenn ich gewahre, wie seine Ernestine an seinen Ueberzeugungen wie das Epheu an der Eiche sich aufrichtet . . .“

— „Fritz!“ — fiel Agnes bewegt ein — „und Du solltest nicht bemerken, daß ich an Dir aufblicke wie ein Kind, das seinem Lehrer horcht, daß ich nicht zufrieden sein könnte, wenn ich nicht mit in Deiner inneren Welt lebte . . .“ —

— „Du hast mich mißverstanden, meine Theure, Du bist in die unruhig wogende Welt meiner Strebungen und Gefühle wie ein milder Friedensengel eingetreten; hast dem in das Unermeßliche und Höchste steuernden Piloten den Stern dieser Erde gezeigt, hast die Unruhe und Ungewißheit in mir durch Deine sanfte Natürlichkeit, Deinen Sonnenblick gemäßigt, o! Agnes, das danke ich Dir — ich sollte Dir die Eiche sein, die das Immergrün Deiner Seele unterstützt, ich habe mich bereits fest und dauerhaft gefühlt und nun zieht dieser Brief Lavater's die Wolken vor einem geträumten Himmel wieder auf und beschämt meine Unbeständigkeit im Ringen nach dem Höchsten.“ —

— „Folge dem Herzen in Deinen Stimmungen, dem männlichen Geiste der Ueberzeugung in Deinen Urtheilen; siehe, warum bin ich so glücklich, zufrieden, warum erfreuen mich gute Menschen, sinnige Blumen, kleine Gaben dieser Erde? Weil ich über die ganze

Welt und das schöne Leben froh bin, weil ich überall Gottes Güte erkenne und ohne Grübeln Alles so empfangen, wie es sich darbietet.“ —

— „Verstehe mich ganz — seit ich mit Lavater in den Geheimnissen einer unsichtbaren Welt schwärmte, fühlte ich, daß es meine eigentlichsste Natur sei, welche mit ihm den Hochflug unternahm; meine Phantasie ward nach innerem Bedürfnis beschäftigt, mein Ahnen und Suchen fand am Geheimnißvollen des Lebens und des Himmels den Reiz, der den Geist nur um so unruhiger nach den mystischen Kräften des Lebens hinzog — ich suchte Offenbarung, wie sie den Propheten des Testaments zu Theil wurde.“ —

— „Fritz, hat Dich aber nicht Bos mit besonnenen Gründen von dieser Schwärmerei zurückgebracht?“ —

Stolberg stuzte und sah seine Gemahlin mit erhitzten, glänzenden Augen an, die ihm, neben dem leicht erregten Zuge des feingebildeten Mundes, besonders den sanguinischen Ausdruck nervöser Reizbarkeit verliehen — der sanfte Engelsblick aus Agnes' Augen, in welchen ein ganzer Himmel voll Frieden lag, verscheuchte plötzlich den reizbaren Zug der Empfindlichkeit wieder, er küßte seiner Gemahlin Stirn und schauete ihr dann gerührt in's Gesicht. — „Agnes, glaubst Du, daß Bos mich von Lavater abgezogen hätte? Nein, Du warest, Du bist es, Du hast einen

Kreis der Wirklichkeit um mich gezaubert, welcher mich anfangs irre machte, ob die höchste Seligkeit des Lebens noch einer weiteren Offenbarung bedürfe — ich habe sie gefunden, in Deiner kindlichen Frömmigkeit, Deiner natürlichen Reinheit und Holseligkeit inmitten dieser Welt. Siehe, darum nennt mich ja gerade Lavater einen „schwebenden“ Menschen, weil ich ihm von der Zufriedenheit dieses Erdenlebens, von dem Engel meiner sichtbaren Welt, von der neuen Freude am Griechenthume, an der Wirklichkeit, an der Natur und Einfalt des Menschenherzens geschrieben habe, weil ich ihm nicht so rasch folgte als er von mir verlangte.“

— „Und das beunruhigt Dich?“ —

— „Es kritzelt mich, ich bin unzufrieden mit mir selbst, daß Lavater's Brief so schnell in mir die verflungenen Sympathien, die Lockung des Geheimnisvollen wieder anfrischen und mich in ein vorübergehendes Schwanken zu werfen vermochte, daß er Bos...“ Er unterbrach sich schnell und sagte dann, den treuherzigen Blick fast bittend in die Augen der Gattin senkend: — „Ich will dem Freunde im Herzen stille Verzeihung abverbienen, daß ich so schwach war... ja, Agnes, vergieb dem heißen Temperamente — daß ich durch Lavater's Andeutungen auch nur einen Moment lang darüber nachdenken konnte, ob Bos einen guten oder nachtheiligen Einfluß auf mich übe.“ —

— „O! wie doch die Titanen so leicht mit Wolken kämpfen, während wir schlichten, kleinen Menschen ruhig von unten auf den Himmel betrachten, die Wolken über uns wegziehen lassen und den Sonnenschein erwarten“ — antwortete die Gräfin mit ihrer anmuthigen, heiteren Natürlichkeit. — „Ich glaube wohl, daß ich, Bos und dessen Ernestine den Projecten des Herrn Lavater nicht ganz angemessen sind, aber auf unsere Frömmigkeit soll er wahrhaftig keinen Schatten werfen!“ — Dabei warf sie einen andächtigen Blick auf den Christus, der an der Wand auf marmorner Console über Klopstock's Bilde stand.

Unwillkürlich folgten Stolberg's Augen der Gattin. — „Ja!“ — sprach er zärtlich und mit herzlicher Wärme — „Du bist ein Engel an Frömmigkeit, o! und welch' ein Unterschied ist dennoch zwischen Deiner religiösen Zuversicht und Milde und Lavater's christlichem Eifer!“ —

— „Er schwärmt, lieber Fritz, er geht über die Natürlichkeit des menschlichen Gefühls hinaus und fordert den Eintritt in eine geheimnißvolle Welt, für welche Gott nur Auserwählte befähigt hat und die Deine Phantasie lockt: — so urtheilt auch Bos.“ —

Stolberg ging mit raschen Schritten durch die Länge seines Zimmers und blieb plötzlich, gedankenvoll zu Boden schauend, den immer noch in der Hand haltenden Brief zerstreut öffnend und wieder zusammen-

drückend, als erschreckte er vor dem Geiste, der den Zeilen entsteige, in der Nähe der Thür stehen. Agnes sahe ihn einige Secunden mit unbeschreiblicher Liebe an, eilte dann zu ihm, führte den zärtlich sie anblickenden und ohne Widerstand folgenden Mann vor den Bücherschrank und wies auf den Platonkopf. — „Da, Fritz, suche für Dein edles Gefühl nach dem Höchsten Nahrung und Begeisterung — dort aber, dort findest Du Leben, Schönheit und Weisheit.“ — Bei diesen letzten Worten trat sie rasch vor den Schreibtisch und zeigte auf Bibel, Homer's und Spalding's Schriften.

— „Da!“ — sagte Stolberg in der Hitze lebhaftester Empfindung, indem er Lavater's Brief in die Hand der Gattin steckte — „nimm, vernichte ihn, er gehört Dir, ich will in Deinem Himmel mit Dir leben, wo solche Engel wohnen, da muß Gottes Heimath sein!“ — Dann küßte er seiner Gattin die Stirn. Agnes verbarg eine Thräne, welche ihre schönen Augen feuchtete und wollte ihr Antlitz auf des Gatten Brust drücken, als die Klingel draußen ertönte und die Thür des Vorssaales geöffnet wurde. — „Da sind sie!“ — rief sie in schneller freudiger Umwandlung ihrer kindlichen Seele — „nun sei froh und frei mit uns, lebe Dich zurück in die schöne Zeit des Hainbundes, ich habe mich schon den ganzen Tag auf diesen Abend gefreuet!“ —

— „Ja, Agnes, der Lockruf Lavater's ist überwunden, ich schäme mich vor Deiner Seele, auch nur einen Augenblick dem Himmel, den Du und die Freunde um mich geschaffen haben, ungetreu geworden zu sein — aber das Temperament, die angeborene Sehnsucht nach dem Höchsten . . . glaube mir, Agnes, es gehet allen strebenden, mit der Phantasie thätigen Menschen so — siehe, daß ich dem Geiste unseres Hausfreundes nicht fremd bin; heute Nachmittag habe ich diese Jamben gedichtet, dem alten Hellas gab ich darin das Verdienst, die Quelle meiner Befriedigung zu sein.“

— „Darin erkenne ich Dich ganz wieder, aber bei mir bedarfst Du keiner Entschuldigung — doch wir müssen die Freunde empfangen.“ —

Der Bediente trat, während Agnes sprach, in die Thür und meldete: — „Herr Rector Bos und Gemahlin.“ —

— „Komm!“ — fuhr Agnes froh fort — „nun wollen wir dem Hainbunde leben!“ — Plötzlich, als sie ihrem Gatten die Hand reichen wollte, bemerkte sie, daß sich der Brief noch darin befand — schnell barg sie ihn in der Tasche ihres Kleides, um sich desselben später anderweitig zu entledigen, da sie ihn zu vernichten gedachte.

Sie gingen durch den Saal in das Zimmer, in welchem die Gräfin vorhin schon die Freunde

erwartet hatte. Hier traten ihnen Voss und seine Frau entgegen; die Gräfin eilte mit der herzlichsten Vertraulichkeit einer Schwester auf Ernestine zu, umarmte sie und hieß Voss freundlich willkommen, als bereits ihr Gemahl demselben die Hand gedrückt hatte. Zwischen diesen vier Personen herrschte eine zwanglose Umgangsweise, in welcher die gegenseitige Achtung den Ausdruck der freundschaftlichen Offenheit und Gleichstellung erhalten hatte. Nichts erinnerte daran, daß ein vornehmer Graf mit einem Rector der Schule zu Gütin verkehrte; beide Frauen waren im Herzen zu intim verbunden, um an einen äußerlichen Weltunterschied zu denken, der Graf hatte zu viel Achtung gegen den Freund und zu feinen Anstand, um an eine Standeshöhe zu erinnern, welche Agnes, frei von jeglichem Stolze, nicht empfinden konnte und die er selbst durch seine einfache, gemüthliche und bürgerliche Einrichtung vergessen machte; außerdem besaß er, trotz seines sanguinischen Temperamentes und des hocharistokratischen Gefühls einer edlen Natur, das ihm angeboren war, einen innerlichen Trieb der Herzlichkeit und eine, gegen sich selbst strenge Recllichkeit, welche jede hitzige oder hochfahrende Aufwallung durch eine um so hingebendere Menschenliebe zu versöhnen suchte und dadurch schon dem Freunde oft genug Gelegenheit gegeben hatte, ihm durch Charakter und Würde zu imponiren.

Endlich aber war Bosß nicht der Mann danach, einen äußeren Personenunterschied in der Freundschaft anzuerkennen; sicher und rücksichtslos allein der Wahrheit und Ueberzeugung hulldigend, der Tugend und Schönheit offene Verehrung, dem Unwahren und Unwürdigen gleiche Verachtung zollend, war er schlicht, einfach, ehrlich, eine Natur ohne Furcht und Berstellung.

Die beiden Frauen waren an das Fenster getreten, wo Ernestine sich über die duftigen Rosen freute und die unvollendete Zeichnung der Gräfin betrachtete, während Bosß, am Klavier vorüber gehend, die Noten zu einem Liede des Claudius bemerkte. — „Ah!“ — rief er erfreuet — „das dichtete er noch, als wir in Wandöbeck zusammen lebten, siehe, Ernestine, erinnerst Du Dich unserer Spazierfahrt auf der Elbe bei Mondschein noch, als Claudius dieses Lied in der Stimmung des Augenblickes schrieb?“ —

Diese Worte hatten beide Frauen an das Klavier gelockt; mit gerührter Erinnerung überslog Ernestine das Lied. — „Nun wird Freundin Agnes aber auch die Reichhart'sche Composition vortragen,“ — sagte Bosß — „wir können unsere Abendarbeit gewiß nicht besser beginnen.“

— „Mit Freuden!“ — rief Agnes in ihrer lieblichen Natürlichkeit, womit sie sofort vor dem Klavier Platz nahm und die leichten Finger in sanften Accorden

präludirend über die Töne laufen ließ. Boff stellte sich mit Ernestinen geräuschlos in den Hintergrund, um den Eindruck des Gesanges still zu genießen, der Graf blieb neben seiner Gemahlin stehen, welche mit schöner Stimme voll Klang und Gefühl zu singen begann. Als sie geendet hatte und noch in den Molltönen des Nachspieles ihre eigene Stimmung ausdrückte, flüsterte der Graf mit unverkennbarer Erregtheit: — „Agnes, liebe Agnes!“ — Die Augen der Gattin schlugen den vollen feuchten Blick zu ihm auf, einige Thränen rollten hernieder, plötzlich sprang sie auf und warf sich, lächelnd und über ihre überwältigende Empfindung beschämt, an die Brust des Gatten um ihr Gesicht hier zu bergen. — Ehe aber Boff und Ernestine aus ihrem Schweigen hervortreten konnten, eilte Agnes vom Gemahl mit froher, glühender Miene auf Ernestine zu und rief wie ein glückliches, ein edles Gefühl beschönigendes Kind: — „O! wie schön muß der Abend gewesen sein, der solches Lied geschaffen hat — haben Sie Nachrichten von Claudius?“ —

Boff ergriff der Gräfin beide Hände und sah ihr mit glücklicher Begeisterung in das erregte Antlitz; er sprach mit dieser Geberde seinen Dank aus. — „O! das muß eine angenehme Zeit gewesen sein, als Sie mit Claudius in Wandsbeck verkehrten“ — fuhr Agnes fort — „er hat an Fritz lange nicht geschrieben.“ —

— „Nehmen wir Platz“ — sagte der Graf schnell, und führte Ernestine an den Sopha, als wüßte er die Unterredung abzulenken — „Agnes, laß uns erst den Thee trinken und nachher die Arbeit beginnen.“ — Anstatt die Klingel zu gebrauchen, welche auf dem Tische stand, machte sich die Gräfin gleich selbst an's Werk, das Theeservis zu ordnen und das siedende Wasser auf den Thee zu gießen; der Graf beobachtete es und sagte mit beschönigendem Lächeln: — „Sie sehen, liebe Freunde, meine Frau will uns zu verstehen geben, daß wir nur als Poeten en famille zusammengelassen sind —“ schnell aber änderte er den Ton und fuhr mit großer Herzlichkeit fort: — „nun sagen Sie mir, lieber Voss, sind Sie in Ihrem neuen Hause zufrieden?“ —

— „Wie könnte ich glücklicher sein als hier in Gütin?“ — erwiderte Voss — „wo die Hand des Freundes mir ein so angenehmes Plätzchen bereitet hat! Das für mich erkaufte Haus ist so heiter, der Garten dahinter, unmittelbar am See so reizend und von Agneserinnerungen geweiht — . .“

— „O!“ — rief Agnes neckisch — „wenn einige Blumenanpflanzungen und kleine Gedächtniszeichen schon hinreichen, dann habe ich die Unsterblichkeit leichter verdient, als der Dichter, welcher der ländlichen Freude erst den rechten Ausdruck gab.“ —

— „Wie selig fühle ich mich hier im Vergleiche

zu dem einsamen Otternbors, wie danke ich es dem Grafen, meinen Mann hlerher befördert zu haben!" — sagte Ernestine.

— „Sprechen Sie nicht von Beförderung, es war mein eigenes Interesse, den Jugendfreund um mich zu sehen.“ —

— „Was könnte mir hier fehlen, wo Sie und Agnes walten, wo das Schulamt mir Erheiterung ist, wo eine schöne Natur mich umgiebt, wo biedere und trauliche Leute leben und die Nähe Hamburgs, Lübecks, Kiels und Dithmarschen mich an die größere Welt knüpft — und ein solcher Minister, wie Bernstorff, ein solcher Fürst, wie der Unzere — wahrlich, Freund, ich bin hier recht altteutonisch zu Muthe!“ —

— „Ich habe meinen Mann nie heiterer sein Amt verwalten sehen, als hier“ — setzte Ernestine hinzu; — „er lebt mit den Schülern, ladet die Fleißigeren zu Tische ein, nimmt sie zum Grünauischen Waldfeste am Kellersee mit . . .“

— „Rühme nicht, liebe Frau, was nur Pflicht eines Lehrers ist, der seine Schüler ohne Künste, auf richtigem, natürlichen Wege zu vernünftigen Menschen heranbilden will. Selbstdenken ist das erste und letzte Mittel dazu, redliches Selbstforschen nach Wahrheit giebt allein die rechte Erkenntniß. Kein Autoritätsglaube soll meine Schüler des eigenen Nachdenkens überheben, deshalb muß ich im Umgange

mit ihnen leben, muß berathende Gespräche mit ihnen führen, muß ihnen die Grenzen meines Wissens und was ich jenseits derselben vermuthet, aufrichtig angeben und sie durch das Geistige für den Geist selbst gewinnen.“ —

Stolberg hatte den Freund mit unruhigen Bewegungen angehört. Jetzt ergriff er das Wort und sprach, scheinbar mehr für sich, indem er mit dem Löffel in der eben aus den Händen seiner Gattin empfangenen Theetasse rührte: — „Es ist immer noch eine Frage der Untersuchung, ob das Selbstdenken und Wissen allein zur Wahrheit führt und den Menschen glücklich macht.“ —

— „Darüber herrscht bei mir kein Zweifel“ — erwiderte Bos mit großer Bestimmtheit. — „Verunft und Wissenschaft geben einzig und allein dem Menschen Festigkeit, Ueberzeugung und Gesinnung; nur auf logischem Wege erreicht der Mensch die Rosen des höheren Erkenntnißgenusses.“ —

— „Wenn ich aber“ — fuhr Stolberg in seiner Stellung verharrend und in die Tasse schauend fort — „auf dem Flügelrosse der Phantasie und im Instincte des Wahren Eure dornigen Wege der Logik überfliege und direct die Rosen der Wahrheit und Schönheit pflücke? Was der Schüler im Niederschauen auf den steinigten, mühseligen Weg und im Schweiß der engen Arbeit gar nicht ahnt und er-

fährt, die Unfehlbarkeit im kühnen Aufsteigen zur Höhe, wo der Blick mit einem Male, wie in einer plötzlichen Offenbarung, um sich schauet und das Ganze beherrscht — das bietet Eure gelehrte Logik nicht. Ich habe es mehr geliebt, auf feuerigem Wagen, als auf der Leiter des Babelthurms gen Himmel zu steigen.“ —

Wosß maß den Freund mit großen, prüfenden Augen, als wollte er ihn auffordern, seine Ansicht zu mäßigen; Ernestine, welche bemerkte, daß Stolberg's Wangen eine leichte Hitze der Reizbarkeit annahmen, blickte mit scheuer, beruhigender Miene auf ihren Mann, während die Gräfin eben am entfernten Theetische beschäftigt war. Wosß sprach: — „Ich ehre den Genius in meinem Freunde, der in dem göttlichen Plato seine eigenen Ideen wiederfindet, indem er sich an das Unausprechliche hält.“ —

— „Nein, nein, Ihr Vernunftmenschen begreift den Plato nicht, wie er sich uns Gefühlsmenschen darbietet!“ — fiel Stolberg lebhafter ein und die Tasse aus der Hand legend, ohne getrunken zu haben. „Der Genius findet im Uberschwänglichen sein eigentliches Element; er kann das Zergliedern des Göttlichen und Schönen nicht leiden.“ —

— „Und doch ergözen sich auch kalte Vernunftmenschen am Plato“ — erwiderte Wosß mit seiner ruhigen Festigkeit — „und gerade diese glauben den

Maßstab, oder wie Sie sagen, die dornige Logik, gerade bei Plato's Schönheiten und Idealen nicht entbehren zu können, sie finden an ihm viel zu sichten und zurecht zu legen." —

Stolberg verrieth die Aufwallung seines reizbaren Temperaments durch erhöhten Augenglanz und hitzigere Röthe der Wangen. — „So sprechen alle Pedanten“ — rief er — „die den leeren Rand des Lehrsaals, den leeren Bau der eitlen Schlüsse über den eigentlichen Kern legen, um ihn am Ende ihrer Tage, nach mühevolem Durchbrechen der künstlichen und gelehrten Schaaale, wiederzufinden. Lieber Boß, als Poet gehen wir gemeinschaftlich, als Gelehrter sind Sie Pedant.“ —

Ernestine drückte ihrem Manne, der den Grafen scharf ansah, unter dem Tische heimlich die Hand, während der Blick und die ängstliche Miene die Gräfin suchten, welche, durch des Gemahls schnell gesprochene Worte aufmerksam gemacht, mit horchender Freundlichkeit nahete. — „Stolberg!“ — hub Boß mit mildem Ernste an — „hätten Sie jemals in der Götterschönheit des alten Hellas schwärmen können, wenn die pedantische Freundin, die klassische Gelehrsamkeit, Sie nicht in dem Göttinger Lehrsaale mit Ihren Genossen vereinigt haben würde?“ —

— „Ja, ich hätte, wie Sie, in blinder Ehrfurcht vor dem Gebäude der kalten Philologie, vielleicht

Jünger nach todtten Steinen geschnappt, hätte Hellas nicht schnell auf mildem Schooße mich gewiegt, mir das Auge erhellt und mich unter Bäume geführt, die immer Kühlung und Duft wehen, an Blüthen und goldnen Früchten reich! Ja, ja einst, Sie haben Recht, einst saß ich im Lehrsaal vor hochgelehrtem Professor, es war Schwäche von mir, nicht direct in Hellas einzudringen — wie ein Kind den irren Kreisel, so trieb mich Thorheit umher.“ —

— „O! Friß Stolberg!“ — rief Wos — „so verleugnet der Genius die Kinderschuhe, deren er sich schämt!“ —

— „Und ich versichere Ihnen, mit Mitleid und Bewunderung sahe ich oft die Bedanten auf erhabenen Sesseln sitzen, um welche sich der Jugendschwarm drängte, mit offenem, aufmerksamen Munde, den nackten Bögeln im Neste gleich, welche blind und piepend, mit gebohntem Halse, heißhungerig nach dem hohlen Kiele schnappen. — ...“

Er stockte — Agnes hatte sich über seine Schulter gebeugt und mit dem Rufe: — „Friß! wie ereiferst Du Dich?“ — den vollen Engelsblick ihrer Anmuth und sanften Milde über sein Antlitz ausgegossen, aber auch zugleich ihre weiße kleine Hand auf seinen Mund gedrückt. Er schien einen Anflug von Beschämung schnell dadurch zu beherrschen, daß er seiner Gattin Wange klopfte, ihr freundlich entgegenlächelte,

dann aber hastig vom Stuhle aufsprang und nach dem Fenster schritt. — „Lieber Pedant!“ — schäuferte Agnes in unbeschreiblicher Lieblichkeit — „Sie haben nun gehört, daß Fritz kein Gelehrter sein will, nun seien Sie heute Abend und immer nichts Anderes als Poet — dann hat er Respect vor Ihnen und fliegt gern mit Ihnen über die grünen Erinnerungswiesen des Musenalmanachs.“ — Darauf hüpfte sie, wie ein muthwillig schönes Kind zum Gemahl, welcher aus der Ferne der heiteren Anrede seiner Gattin gespannt zugehört hatte, schlang ihren weißen, unwiderstehlichen Arm um seine Schulter, schmiegte den Kopf an seine Brust und sahe mit einem engelhaften, bittenden und vertraulichen Lächeln zu ihm auf. Er küßte ihre Stirn und trat mit ihr an den Tisch zurück. Plötzlich ergriff er Wosens Hand, blickte den offenen Freund ehrlich und mit großer Herzlichkeit in das schnell erheiterte Auge und sprach: — „lieber Wos, wir werden uns vielleicht noch öfter streiten, aber unsere Herzen widersprechen sich nicht, wir kennen uns.“ — Wos schüttelte voll Biederkeit des Grafen Hand und erwiderte: — „Ja, wir kennen uns.“ —

— „Wenn Sie nur, Freund, meinem Fritz Etwas von Ihrer pedantischen Ruhe abtreten könnten, die seinen Feuereifer im Zaune hielte“ — sagte Agnes mit schelmischem Ernste.

— „Und doch möchte ich diese Hitze der Empfindung nicht an meinem Freunde vermissen“ — erwiderte Voss — „sie trägt ihn, den Verächter trockner Gelehrsamkeit, auf die Höhen, an deren Erreichung wir klimmend uns abmühen. Ist's nicht so, mein Stolberg?“ —

Dieser schüttelte des Freundes Hand beschwichtigend und setzte sich wieder auf den vorhin verlassenen Platz, ergriff die Theetasse und, während Agnes sich neben Ernestine im Sopha niederließ, fragte er in schneller Ablenkung der Unterhaltung: — „Wie lange waren Sie doch an der Schule zu Otterndorf?“ —

— „Vier lange Jahre; ich hätte der dort herrschenden, anhaltenden Marschfieber wegen, die mich heftig ergriffen, nicht noch einmal so lange ausbauern können. Und doch war jene Anstellung am Seminar, wozu mich Büsch empfahl, von großer Wichtigkeit für mich.“ —

— „O! ich vergesse nie den Herbstabend“ — fiel Ernestine ein — „wo wir von Wandsebeck aus das Elbschiff bestiegen und voll Dankbarkeit gegen Gott, voll Hoffnung für die Zukunft dem neuen Bestimmungsorte zuzuhren. Claudius und seine Frau weheten vom Ufer ab, mit ihren weißen Taschentüchern hinter uns her — ebenso empfingen sie uns, als wir zurückkehrten, am Ufer vor Altona. Und

doch hatten wir aus den vier Jahren so manche Erfahrung heimgebracht, die uns mit Jubel das Herz klopfen machte, als wir Hamburgs Thürme über dem Wasser empor tauchen sahen. Dankbarkeit und Sehnsucht trieb Bosß unaufhaltsam nach Eutin, ich brannte vor Ungeduld, den edlen Freund meines Mannes kennen zu lernen. O, Agnes, ich möchte es Ihnen immer von Neuem wiederholen, wie glücklich wir in Eutin, in der Freundschaft dieses Hauses sind!" —

— „Und beginnt unser eigenes inneres Leben der Freundschaft nicht erst mit Ihrer Ankunft?“ — erwiderte Agnes. — „Als wir hierher zogen, da fehlte meinem Fritz der Freund seiner Muse, er ruhete nicht eher, bis er seinen Bosß in Eutin angestellt wußte, er schilderte mir den Freund so ansprechend für meinen Sinn der gemüthlichen Einfachheit und idyllischen Lust, daß ich schon im Voraus in seinen Gedichten die jetzige Wirklichkeit empfand. Und ich freue mich, daß auch Sie mit der Einfachheit meines Wesens harmoniren.“ —

— „Wenn wir nicht längst gute Freunde gewesen wären“ — sprach Stolberg zu Bosß — „so würden unsere Frauen uns dazu gemacht haben. Wir werden heute Abend noch mehr ihre Herrschaft über uns kennen lernen, es soll mich wundern, ob

meine Agneie die Verbesserungen gelten lassen wird, welche ich vorschlagen werde.“ —

— „D!“ — rief die Gräfin vom Fenster her, wohin sie gegangen war, um den früher dort versteckten Feldblumenkranz zu holen, den sie, an den Tisch zurückkehrend, in lieblicher Schalkhaftigkeit hinter sich hielt — „in Hölty's Dichtervelt haben die Frauenherzen ein weit richtigeres Gefühl als Ihr Männer; — wenn Ihr den sanften Sänger verstanden habt, dann werdet Ihr freiwillig Euch dem billigenden oder verwerfenden Urtheile unterziehen, welches wir über Eure Verbesserungen ergehen lassen.“ — Bos lächelte die Gräfin mit aller möglichen List, welcher sein ehrliches Gesicht fähig war, an und sprach: — „Freundin Agnes wird mir heute Abend doch eine Sylbenstecherei gutheissen müssen, der Schulmeister hat sich mit metrischen Spitzfindigkeiten gerüstet.“ — Plötzlich hielt die Gräfin dem Freunde das liebliche Kränzchen entgegen, in dem die blauen Kornblumen und wilden Malven lachten. — „Der ist für Sie“ — sprach Agnes — „auf meiner Nachmittagspromenade in's Feld klang mir fortwährend ein Idyll in der Seele und ich mußte an Sie denken. Ich freuete mich auf den Abend wie ein Kind auf Weihnachten und pflückte diese Blumen. Während des Wartens auf Ihre Ankunft habe ich den Kranz daraus gebunden; sehen Sie, Bos, so wilb diese

schönen Blumen wachsen, so sproßte in Hölty's Gemüthe das ländliche Lied hervor." —

— „Ich werde diesen Kranz an meinem Schreibtische für alle Zeit aufhängen, er soll mir das sichtbare Pfand einer Welt sein, in welcher Engel mit Sterblichen Freundschaft üben“ — antwortete Voss, den Kranz betrachtend, während Ernestine im Gefühl der Liebe zu Agnes eilte und sie flüchtig in die Arme schloß. — „Aber“ — fuhr Voss fort — „was die wild ausschießenden Lieder unseres guten Hölty betrifft, so hat Gräfin Agnes dieses Mal geirrt, denn Stolberg wird mir bestätigen, daß Hölty mit der größten und scrupulösesten Sorgfalt an seinen Gedichten feilte, immer von Neuem verbesserte, mit ängstlicher Genauigkeit das Maas der Sylben abwog, das Fertige an Kästner, Boje und mich zu neuen Correcturen gab und dann dem prüfenden Urtheil des Bundes unterwarf. Alle Gedichte, welche er einsam in Mariensee schrieb, schickte er an mich und Claudius in Wandsbeck, fremden Verbesserungen traute er mehr als seinen eigenen.“ —

— „Der gute Hölty hatte darin einen philologischen, seminarischen Zug, wie unser Voss“ — meinte der Graf — „allerdings muß jeder Gedanke und Gefühlsausdruck ein angemessenes Kleid tragen, aber ich sollte glauben, alles Edle kleidet sich schon im Drange seiner Natur so, wie es ihm zukommt

und das Schöne hat immer den eingeborenen Sinn für die Form.“ —

— „Das ist ein Grundsatz, den ich gern bestätige“ — sprach Bof vergnügt — „darin erkenne ich meines Freundes griechische Studien, die er bei anderen Gelegenheiten gering schätzt.“ —

— „Aber sollen wir nicht beginnen?“ — fiel Agnes schnell ein, eine neue lebhaftere Partheinahme ihres Mannes schnell zu beseitigen suchend — „die Dämmerung ist hereingebrochen, der Abend macht sein Recht geltend, er gehört unserm seligen Freunde.“ — Bei diesen Worten ergriff sie die silberne Tischglocke und ließ sie ertönen. Der Diener erschien mit einem brennenden Lichte und zündete damit die beiden Wachskerzen an, welche bereits auf dem Sophatische standen.

Dieser Abend, wie noch ein zweiter in der Woche, war dazu bestimmt, ein gemeinschaftliches Liebeswerk der poetischen Freundschaft und des Andenkens zu üben; es hatten sich nämlich Stolberg und Bof, unter Mitwirkung beider Frauen, zur Herausgabe der sämtlichen der Nachwelt würdigen Gedichte Hölty's vereinigt, welche seither theils im Musenalmanach, im deutschen Museum oder Wandbecker Boten zerstreut, oder noch in Manuscripte aufgefunden waren. Die beiderseitigen Gattinnen hatten sich dabei die Mitwirkung und letzte Billigung

der Verbesserungen ausbedungen, da sie glaubten, gegen die Kritik der Männer manche Lieblingsstelle ihrer weiblichen Gefühle in Schutz nehmen zu müssen. Bei Thee und kalter Küche verlebte man auf diese Weise die gemüthlichsten Stunden.

Agnes holte aus ihrem Bücherschranke eine Anzahl beschriebener Blätter hervor, Böß zog einige andere aus der Tasche und Stolberg entfernte sich mit einem Lichte in seine Stube. — „Ach!“ seufzte Agnes in ihrer bezaubernden Natürlichkeit — „ich habe eine ordentliche Angst heute, daß Ihr Männer mir ein Kleinod rauben werdet — ich bitte Sie Böß, treten Sie auf meine Seite — sehen Sie hier, dieses Gedicht muß unverbessert bleiben.“ — Sie zeigte dem Freunde ein Blatt, dessen erste Zeile begann: „„Denk' ich meiner frohen Knabenzeiten zc.““

— „Und weshalb sollte dieses Gedicht in Gefahr kommen, von uns Männern bekrittelt zu werden?“ — fragte Böß, der das Blatt mit den Augen überflog und das Lied längst kannte. — „Das hat unser Freund in Göttingen 1773 geschrieben, als wir gemeinschaftlich einer katholischen Proceßion auf einem umliegenden Dorfe begegnet waren.“

— „Hören Sie“ — flüsterte Agnes, mit vorsichtigem Blicke nach der Thür lauschend, wo ihr Mann wieder hereintreten mußte, und von Bößens Willfährigkeit eifriger in ihrem Wunsche gemacht —

„mein Fritz hat eine auffallende Abneigung gegen dieses Gedicht, er weiß es selbst nicht warum, er erscheint unruhig, wenn er es liest.“ —

— „Das begreife ich in der That nicht, da Stolberg doch eine Sympathie für den sinnlichen Reiz des Religiösen oft genug verrathen hat — doch —“ . . . Wosß brach schnell ab, als unterdrückte er einen Gedanken, und nahm eine neckische Miene an. — „Ich will das Lied an das Mädchen mit dem Muttergottesbilde männlich in Schutz nehmen, wenn mir Freundin Agnes das hübsche Lied an die Tabackspfeife nicht länger zurückweisen will.“

— „Ach!“ — lachte Ernestine — „da spricht der Raucher, der Freund des Tabacks — das Lied hat Hölth, der niemals rauchte, nur seinem Freunde zur Liebe gedichtet.“ —

— „Gut!“ — fiel Agnes schalkhaft befehlerisch ein — „ich erlaube Ihnen die Tabackspfeife und Sie helfen das weiche, ungemein liebliche Mädchen mit dem Marienbilde auf die Nachwelt bingen. Pfst! mein Mann kommt, er soll unsere Verschwörung nicht merken!“ —

Stolberg trat in das Zimmer zurück, einzelne beschriebene Blätter in der Hand tragend. — — „Sehen Sie, Wosß, diese Gedichte bedürfen der Anerkennung unserer Frauen“ — sprach er, indem er das Licht auf den Tisch stellte und die mitgebrachten

Papiere durchblickte — „dieses Lied an ein Weibchen ist, wie ich gefunden habe, eine Nachbildung des Zappi, ich halte es für nöthig, dieses öffentlich zu bemerken.“ — Bosz hatte nichts dagegen, während Agnes die kleine Ode ergriff und unter zunehmendem Leuchten der Augen mit Ernestine gemeinschaftlich las. Plötzlich küßte sie die Handschrift und rief: „O! welcher Schmelz, welch' eine tiefe, reine Seele voll heiligster Empfindung! Hätte ich damals Hölty gekannt, ich würde seine Geliebte geworden sein!“ —

— „Was?“ — erwiderte Stolberg streng aufblickend und vom Beegnen des neckischen Auges seiner Gattin zum Lächeln gezwungen — „Agnes! Du würdest Dich doch nur in seine Muse verliebt haben, er selbst aber hätte Dich ohne Zweifel schon durch seinen stäubigen Rock abgestoßen.“ —

— „Nimmermehr!“ — scherzte Agnes — „den stäubigen Rock hätte ich ausgeklopft, ebenso wie Ihr jetzt seine Gedichte ausklopft.“ —

Stolberg sah seine Gattin mit der ihm eigenthümlichen Herzlichkeit an, während Bosz auflachte. Dann schritten sie in der heitersten Laune zum Vorlesen der verbesserten Verse und die beiden Frauen wurden zu Schiedsrichtern des Gefühls in letzter Instanz aufgefordert. Auf diese Weise entstand die erste Ausgabe von Hölty's Gedichten, welche zwar

die Namen Stolberg und Bofß als Herausgeber nannte, aber dem Einflusse Agnesens und Ernestine's vorzugsweise unterworfen gewesen war. —

Nachdem eine Anzahl Hölty'scher Gedichte für den Druck revidirt worden war, legte Bofß zwei Blätter zu den gebilligten und sagte: „Diese beiden Gedichte habe ich bereits mit den Frauen in Schutz genommen, sie sind von der Majorität anerkannt.“ —

— „Ha!“ — sprach Stolberg — „konnte ich's mir doch denken, die Tabackspfeife, dieses Attribut der gelehrten Herren, würde sich der Bofß nicht nehmen lassen — gut, ich billige sie, aber die Fidibus liefere ich dazu.“ — Er wollte eben ein von Hölty's Hand beschriebenes Blättchen, worauf die Uebersetzung eines griechischen Gedichtes stand, in eine Fidibusform zusammenfalten, als sein Blick auf das zweite Papier fiel, das Bofß mit dem Pfeifenliede zu den bereits gebilligten gelegt hatte. Stolberg's Miene wurde plötzlich unruhig, sein Blick suchte in einer verlegenen Ungewißheit Agnes auf, floh über Ernestine hinweg und ruhete fast vorwurfsvoll auf Bofß. — „Was findet Ihr an dem Liede auszusprechen“ — fragte dieser, frei und ruhig im Kreise umhersehend — „Stolberg, sagen Sie selbst, athmet dieses Gedicht nicht die heiligste Empfindung der Liebe, welche mit dem Himmlischen verschmilzt?“ — Und Agnes setzte rasch hinzu: — „Hier wird die

Liebe zur religiösen Anbetung, und der Dichter singt :

„„Manche Zähre floß von Deinen Wangen,
Wie der Thau von Rosen rinnt,
Bisteb jezt am Marienbilde hangen,
Kann jezt auf das Christuskind.““

— „Ich denke, wir legen das Gedicht zu den Uebersetzungen des Tasso und Ariost, welche nicht mit gedruckt werden sollen“ — versetzte Stolberg — „der Boet verleugnet sich selbst, er giebt sich hier einer katholischen Anschauung hin, die er sonst nicht hat, die nicht ächt bei ihm ist.“ —

— „Muß denn der Dichter einer specifischen Religion allein angehören“ — fragte Bosc — „sind wir nicht gute, lutherische Christen, welche mit den Göttern Griechenlands in der Poesie auch heidnischen Festen freudig bewohnen?“ —

— „Das ist eine geträumte allegorische Welt“ erwiderte Stolberg — „aber in den religiösen Anschauungen der wirklichen Welt, worin wir leben und glauben, muß jedes Gemüth seinem Grundzuge folgen, ist das Hinüberschweben gefährlich, beunruhigend.“ —

Agnes sahe ihn mit horchender Aufmerksamkeit an und schien seinem Blicke stumm begegnen zu wollen; er wendete aber seine Augen nicht von Bosc ab und bekam eine leichte Röthe der Wangen, als

dieser versezte: — „Gerade als gute Protestanten haben wir die nöthige Toleranz, um uns in das Erhebende und Andächtige jeder andern Religion hineinzuwenden und versehen zu können. Wir ehren den Geist des Religiösen und finden ihn in allen Confessionen, hinter dem Schleier vermittelnder Formen als denselben guten Geist wieder, dem wir überall hulbigen. Die Andacht des Türken, des Juden, des Römischen kann auch mich erheben, gilt sie ja dem Ewigen, das der Mensch nur auf verschiedene Weise anschauet.“ —

— „Und die Kirche sollte dabei mit ihren Dogmen ganz gleichgültig werden können, meinen Sie“ — fragte Stolberg mit deutlich bezähmtem Eifer. — „Sollte ein gläubiger Christ eine solche Toleranz, wie Sie rühmen, mit seiner Confession vereinigen können, ohne ein Freigeist zu heißen?“ —

— „Toleranz ist die schönste Tugend eines Protestanten“ — erwiderte Boff — „je gewisser ich in meinem Gotte bin, um so toleranter bin ich, um so heiterer erscheint mir mein Gott. Aechte Frömmigkeit und Intoleranz, Weisheit und Confessionsabschluß vertragen sich nicht mit einander. Blicken Sie auf Klopstock's und Cramer's heitere Duldsamkeit in Glaubenssachen, auf Spalding's Weisheit und wahre Frömmigkeit.“ —

— „Aber man muß doch zu irgend einer Ueber-

zeugung gehören!“ — rief Stolberg hitzig — „die letzte Wahrheit aller göttlichen Dinge hat noch kein sterblicher Mensch enthüllt, er vertraut dem inneren offenbarenden Zuge und schließt sich der Kirche an, welche dem entspricht. Hat uns Luther nicht die Augsburgerische Confession gegeben und ein Glaubensbekenntniß, das keine freie Veränderung gestattet?“

— „Nein, Freund, das hat Luther nicht gewollt!“ —

— „Was? nicht gewollt? Wozu, Sie widersprechen aus Oppositionslust, ich weiß, Sie sind mit ganzer Seele Lutheraner.“ —

— „Luther gab uns ein Beispiel, wie wir über göttliche Dinge denken sollen.“ —

— „Man kann dieselben nur fühlen — alles Denken und Grübeln über Gott ist menschliche Thorheit — das Wort der Offenbarung sollen sie wol stehen lassen.“ —

— „Lieber Stolberg, ereifern Sie Sich nicht, lassen Sie uns auch hierüber mit Ruhe, Herzlichkeit und Erhebung reden.“ —

— „Ich begreife Euch Männer nicht“ — nahm Agnes das Wort — „wie Ihr über das Heiligste verschiedener Ansicht sein und über Religion streiten könnt, die uns Frauen gar nichts Schwieriges darbietet. Alles ist für uns Religion; wenn ich still glücklich bin, so ist mir's, als lebte ich so recht in

Gott und meine Seele wird dankbar, andachtvoll gehoben; wenn ich in schöner Natur mich über Himmel und Erde, Blumen und Sonnenschein, Abendroth und Veilschen freue, dann fühle ich eine fromme selige Zufriedenheit und eine Empfindung, als wäre ich freier, muthiger, besser und begeisterter für das Leben und das Gute — und eine innerliche Stimme flüstert: Gott ist mit Dir! Und ist es nicht Gottesdienst, wenn ich mich über die Schöpfung, über mein eigenes Dasein freue, wenn ich, wie in einem stummen, wortlosen Gebete, mich mit dem Guten und Schönen so freiwillig verbunden fühle?“ —

— „Agnes!“ — sprach der Graf mit einer Sanftheit, welche die Rührung des zärtlichen Herzens verrieth — „O! so fühlen Engel, das ist's ja gerade, was ich sagte, wir sollen unmittelbar das Göttliche fühlen, aber nicht in Definitionen zerlegen wollen.“ —

— „Nennen Sie es lieber Forschen“ — fiel Voss ein, ohne die begütigende Geberde Ernestine's und den flehenden Blick der Gräfin zu bemerken — „Luther forderte Forschung in der Bibel und zwar mit Vernunft, nicht gedankenlose Annahme der Ueberslieferung; er brach die alte Orthodorie der katholischen Kirche und rief: forschet in der Schrift, unterscheidet Gotteswort von Menschengesagung.“ —

Stolberg sprang vom Stuhle auf und schritt

durch das Zimmer; Agnes drückte im Vorübergehn mahnend Vossens Hand und folgte ihrem Gatten. In ihrem weißen Kleide glich sie einem Friedensengel, der den erregten Mann mit weichen Armen umschlang und den Zauber der Milde über sein Herz ausgoß. Man verstand nicht, was sie ihrem Gemahl zuflüsterte, aber ihre Hand hatte etwas, das wie ein zerknitterter Brief ausah, aus der Tasche gezogen und schnell wieder versteckt.

— „Mäßige Deinen Feuereifer, Heinrich!“ — hatte Ernestine unterdessen geflüstert — „ich denke wie Du, aber Du kennst ja den Grafen.“ —

Stolberg kehrte an der Hand seiner Gattin an den Tisch zurück; seine Temperaments-Auswallung war beruhigt, seine excentrische Seele schnell wieder in das Gegentheil, eine milde Herzlichkeit und versöhnende Weichheit, umgeschlagen. — „Lieber Freund“ — begann er — „wir sind in Wissenschaft, Dichtkunst und religiösen Dingen verschiedener Ansicht, aber die vermittelnden Gefühle unserer Frauen werden uns lehren, in der Freundschaft auch abweichende Meinungen zu ertragen. Ich kann Ihnen meine heiligste Versicherung geben, daß ich mit meinem ganzen Wesen nach dem Höchsten, Wahren und Schönen strebe und dasselbe in Hellas und Plato gefunden habe, daß ich im Menschen nur das geistige Verdienst achte und selbst nach dieser Achtung

von Anderen ringe; wahrhaftig, ich bin kein abgeschlossener Mensch!“ —

— „Wie hätte auch sonst Fritz Stolberg seine Jamben schreiben können“ — erwiderte Voss — „namentlich die Zwölfte, „der Rath an Mumsen“ — welche Voje in sein deutsches Museum aufnehmen soll! Nein, lieber Freund, nicht nur als Poet und Mensch und geistiger Arbeiter um selbstverdiente Wahrheit, nein, auch als Graf, als Standesherr sind Sie mir theuer.“ —

— „Reden Sie davon nicht, habe ich Sie jemals daran erinnert?“ —

Während Agnes sich zu Ernestine setzte und mit ihr ein stilleres Gespräch begann, fuhr Voss fort: — „Sie gehören nicht zu den mittelalterlichen Rittern, welche das Bürgerthum von der Zinne ihrer hohen Warte herab geringschätzen, und das geistige Verdienst dem Vorzuge edleren Blutes und Stammes unterordnen; Sie erkennen an, daß auch auf dem Felde des bürgerlichen Lebens edle Blüthen des geistigen Verdienstes aufsprießen und darin unterscheiden Sie sich von unzähligen Ihrer Standesgenossen.“ —

— „Ist eine Ueberzeugung vom Rechte für den Abligen ein Verdienst, das des Lobes bedarf? Sehen wir nicht in unserer Zeit viele treffliche Fürsten die höchsten Stellen, ohne Unterschied ob ablig oder

unablig, vertheilen, giebt es nicht viele Aristokraten, welche ihren Stolz darin setzen, den Ausgezeichnetesten unter dem Bürgerstande gleich zu sein? Ich hasse jede Despotenpolitik, jedes eingebildete Recht; Plato hat mich gelehrt, daß die Republik der ideale Staat für die geistigen und irdischen Interessen der Menschheit ist!" —

— „Ja! mein Stolberg ist kühn und frei!“ — rief Boß begeistert — „wer jemals daran zweifeln möchte, den werden Ihre Tanden beschämen, welche bald vor der Welt erscheinen. Nur ein freier, der Republik der Geister und dem Scepter der Wahrheit huldigender Mann kann mit solchen kühnen Sätzen gegen die politischen Despoten schreiben.“ —

— „So erkennen Sie daran, daß man auch ohne Schulweisheit und zwar naturwüchsig, wie Christus und Socrates, zu Ueberzeugungen und zum Quell des Guten gelangen kann.“ —

— „Ja, überall wo mein Stolberg frei und entschieden ist, da erkenne ich ihn als den Propheten seiner inneren Offenbarung an, da schweige die finstere Schulweisheit.“ —

— „Nun aber“ — fiel Agnes schelmisch ein — „habt Ihr Männer genug Worte über Euer Meinen und Wollen gewechselt, nun kehret zur sanften Apfelblüthe, zu unserem Hölty, zurück.“ —

Man begann von Neuem, die Gedichte zu lesen und daran zu verbessern. Eine Stunde verging darüber, als draußen die Anmeldeglocke ertönte. Stolberg horchte, erkannte die laut mit dem Bedienten redende Stimme und sprang vom Stuhle auf. — „Das ist mein Bruder!“ — rief er, nach der Thür eilend, welche in demselben Augenblicke geöffnet wurde. Graf Christian trat im Reisekleide und Stulpenstiefeln herein. —

— „Ei!“ — rief er — „da finde ich ja die neueste Auflage unseres alten Hainbundes versammelt! Guten Abend Friß, Agnes — guten Abend, Bofß und Boffin — in so später Abendstunde habt Ihr mich wol nicht erwartet!“ —

— „Kommst Du von Bramstedt?“ — fragte Stolberg, von der Ueberraschung heiter erregt. — „Nein, Friß, ich war bei Reventlow auf Emkendorff bei Kiel — Sie kennen ihn ja noch, lieber Bofß, von der Göttinger Zeit her — ich wäre schon am Nachmittage eingetroffen, aber der Claudius in Altona hat mich so lange festgehalten und auch Klopstock traf ich in Hamburg. Herzliche Grüße von Allen; nun aber, Agnes, rechne ich auf ein Abendbrot.“ — Der still poetische Bund war schnell in einen frohen Familienkreis verwandelt, zu dem das Ehepaar Bofß stillschweigend mitgerechnet wurde; dem Thee und einfachen Abendbrote folgten Rhein-

wein und reichere Vorräthe der gräßlichen Küche und der sanfte Hölth verschwand, unter Agnes stillem Schutze, in den Bücherschrank. Als Graf Christian die von der Schwägerin zusammengerastten Blätter mit den Augen verfolgte, rief er aus: — „Ihr lebet ein ächtes, parnassisches Dasein — wahrlich, ich muß auch einmal auf längere Zeit bei dem Friß einkehren, um wieder poetisch zu werden — wir müssen endlich einmal unsere dramatischen Arbeiten herausgeben, damit wir doch den Deutschen zeigen, daß wir es den Alten nachthun und Ehre auf die poetische Bühne bringen können.“ —

— „Die Aufführung würde für unsere Zeit unsere Sitten und Verhältnisse eine große Schwierigkeit haben“ — meinte Boß, der gern gleich in das Specieellere eines angeregten Gegenstandes einging.

— „Für die Aufführung habe ich nicht geschrieben und mein Bruder gewiß ebenso wenig. Die Ehre sollen nur die Empfindungen anregen und vorbereiten, welche der Dichter bei seinen Zuhörern bezweckt. Drei Jahre sind schon verfloßen, daß Ihr Schwager Boje die Gedichte der Brüder Stolberg herausgab, ich bin seitdem stumm geblieben, während Friß gearbeitet hat.“ —

— „Warest du längere Zeit auf Emtendorff?“ — fragte der jüngere Stolberg.

— „Nun, Friß, so lange, als es eine freie,

glühende Natur dort aushalten kann in der ehrbaren, diplomatischen Sphäre des Althergebrachten. Du weißt, Friß, Reventlow ist ein Feudalist durch und durch, giebt kein Titelchen vom Mittelalter und altem Glauben der Väter ab und ist der geschliffenste und klügste Weltmann für seine Zwecke." —

— „Dann kann der Mann nicht glücklich leben“ — fiel Agnes ein — „hat er denn keine Frau, welche ihm sagen kann, daß das Leben sich in gesunder Weise an Alles Schöne, Morgenröthliche und Edle anschließt, wie die Pflanze nothwendig nach dem Lichte rankt?“ —

— „Er liebt und wird heirathen.“ —

Eine lebhafteste Neugier, welche diese Worte hervorriefen, bezeugte das Interesse, welches die Anwesenden am Grafen von Reventlow nahmen, der in der holsteinischen Aristokratie eine bedeutende Familienrolle spielte.

— „Das ist eine Geschichte, die in den nächsten Tagen unsere Gegend in Bewegung setzen wird. Denkt Euch, er hat sich mit dem „frommen Engel“ verlobt.“ —

Friß Stolberg horchte betroffen auf, während die Anderen ein fragendes Lächeln zeigten. — „Was?“ — fragte Agnes — „giebt es denn noch auf Erden fromme Engel, welche sich unter Menschen häuslich niederlassen?“ —

— „Ei, meine Schwägerin Agnes gilt ja selbst dafür, hat doch unser Rector Wos sie selbst in einer Ode so bezeichnet.“ — Agnes erröthete holdselig und warf einen unbeschreiblich schönen Blick der Verlegenheit auf den Freund. — „Was Du sagst, also mit Julie von Schimmelmann?“ — fragte Fritz Stolberg mit größtem Interesse.

— „Also Du kennst den frommen Engel schon bei Namen?“ — fiel Agnes verwundert ein — „ha! ich vermuthete...“ Plötzlich unterbrach sie sich, indem sie mit der Hand in die Tasche fuhr und den hier bewahrten Brief unwillkürlich ergriff, als wollte sie den Geist bannen, der in seinen Zeilen wohnte.

Nicht ohne eine gewisse unruhige Verlegenheit antwortete der Gemahl: — „Ich weiß, daß jene Dame in manchen Kreisen so genannt wird, sie ist eine Heilige unter ihren Freunden und Lavater meinte, man glaube eine Jungfrau aus Bethanien zu sehen.“ —

— „Dann mag sie auf Emtendorff gerade recht kommen“ — versetzte Christian Stolberg — „dort ist man altgläubig fromm und Reventlow glaubt, daß die strenge Religion und das Heiligenwesen zum vollendeten Ritterthume gehöre. Es wird Einem dort ganz mittelalterlich zu Muth.“ —

— „Ich begreife nur nicht“ — hub Wos an

— „wie der hocharistokratische Graf sich mit einer Dame aus dem jüngsten Geldadel verbinden mag.“

— „Ueber diesen Scrupel hat ihn die fromme Sympathie für den Heiligenschein und der Ertrag der Meißener Porzellanfabrik hinweggeholfen.“ —

Fritz Stolberg schien diese frivole Bemerkung ungern zu hören und sprach schnell und mit unverholnem Eifer: — „Fragen Gefühle und Sympathien nach äußeren Geburtsunterschieden? Soll das im ärmlichen Wiesengrunde geborene Weibchen aus dem Rosenstraufe ausgeschlossen bleiben? Nur das Schöne, Heilige und Wahre ist vom ältesten Adel in der Menschheit.“ —

— „Ha! ha! ich freue mich über Dich, Fritz“ — rief der ältere Bruder — „Du hast gewiß die französischen Encyclopädisten studirt — unser Zeitalter, das habe ich immer gesagt, legt die Art an die alten Stammbäume, der bürgerliche Geist der Freiheit wird Alles verschlingen, was auf angeborenen Rechten dauernde Existenz ertroste; ich ahne einen Umschwung der öffentlichen Zustände in Frankreich und wir werden die Sturmwolke auch über Deutschland ziehen sehen. Ich fuhr im Postwagen von Kiel ab mit Cramer, dem revolutionären Kopfe, er schwärmt, aber seine Hoffnungen auf eine gewaltsame Bewegung zu Gunsten der Freiheit haben doch viele unleugbare Gründe. Lieber Graf, sagte

er zu mir, da haben Sie wieder einen Beweis für die instinctmäßigen Zugeständnisse des alten Adels, die Geburt ist von anderen Mächten besiegt, der hochadlige Reventlow wird Schwiegersohn eines Finanzier, den ein paar Millionen Mark Banco zum Grafen gemacht haben.“ —

— „Mir soll's gleich sein, ob alte Stamm-bäume in Flammen aufgehen, während das junge Reiserholz knistert und sprühet“ — sagte Fritz Stolberg — „wenn nur aus der Asche ein gutes, fruchtbares Feld gewonnen wird. Nur das geistige Verdienst hat Vorrechte, dem Genius gehört die Zukunft.“ —

— „Was ist aus Dir geworden, Fritz?“ — rief Christian Stolberg, verwundert auf Wosß blickend.

— „Sie, lieber Rector, haben meinen Bruder gut klassisch für das ideale Bürgerthum vorgekühlt.“ —

— „Ach!“ — fiel Agnes mit lieblicher Schalkhaftigkeit in Wosß's eben anhebende Antwort, indem sie Ernestine durch Blick und Handgeberde ermunterte, ihr beizupflichten, — „laßt Eure Ansichten und Zeit speculationen jetzt ruhen, Ihr habt uns Frauen einmal durch eine Heirathsgeschichte neugierig gemacht, wir wollen noch mehr vom frommen Engel hören.“ —

— „Ich kann Euch nur vom Vater des Engels

erzählen, aber Friß muß Julie von Schimmelmann kennen, er lebte ja in Copenhagen." —

— „Ich kenne sie, sie hat etwas Ueberwältigendes in ihrer frommen Demuth, sie erinnerte mich an die Heiligenbilder der himmlischen Liebe und höheren Eingebung, sie speisete die Armen, betete für die Leidenden, in ihren Augen strahlt eine überirdische Milde, welche bezwingend, fesselnd, begeisternd auf jedes Herz wirkt.“

— „Wie er glühet!“ — rief Agnes — „guter Friß, diese Julie wäre für Dich kein Engel geworden, Dein Engel muß ein frommes, unschuldiges Kind dieser Welt sein, wie Hölth's Laura.“ — Damit sprang sie neckisch zu ihrem Gatten und küßte ihm den Ernst von der Stirn.

— „Lebte Schimmelmann nicht zur Zeit, als ich in Otterndorf wohnte, wiederum in Hamburg?“ — fragte Voss.

— „Ganz recht, während des kurzen Ministerium Struensee. Seine Carriere ist ungewöhnlich, aber er ist ein Mann von Talent und großer Gewandtheit. Als Sohn eines Kaufmanns in Pommern lernte er in Dresden den Materialhandel, pachtete später die Generalaccise der chursächsischen Länder, übernahm im siebenjährigen Kriege für das preussische Heer die Kornlieferung, verkaufte den ganzen

Borrath der Meßener Porzellanfabrik und wurde Millionair. Jetzt gründete er in Hamburg ein Handelshaus, kaufte das holsteinische Gut Ahrensbürg, pachtete die holstein-plönische Münze, trat als Commerzienintendant in dänische Dienste, wurde Gesandter beim niedersächsischen Kreise, kaufte nun das Gut Wandsbeck, wurde Freiherr, königlicher Schatzmeister, machte bedeutende Finanzgeschäfte, wurde zum Grafen und sein Gut Lindenborg zur Grafschaft erhoben. Nun, wir werden ihn ohne Zweifel auf Emkendorff einmal finden, Reventlow wird uns unter seinen Gästen gewiß nicht vermissen wollen.“

Agnes schüttelte mit dem Kopfe, indem sie auf ihren Gemahl die großen ängstlich fragenden Augen richtete. —

Unter verschiedener Unterhaltung hatte man eine Viertelstunde lang fortgeplaudert, als der Bediente hereintrat und ein großes, versiegeltes Schreiben an seinen Herrn überreichte. — „So eben mit der späten Abendpost angekommen“ — sagte der Diener, indem er an den Tisch ging, um das leere Geschirr mit hinaus zu tragen. Das Siegel der Regierung veranlaßte Stolberg, das Schreiben sogleich zu öffnen. Er stuzte, sein Gesicht erhitzte sich, er sah flüchtig seine Gemahlin und Wofß an, stand dann rasch vom Stuhle auf und schritt an das Fen-

fler, in welches jetzt ein mildes Licht des aufgestiegenen Mondes fiel.

Agnes, welche in steter Sorge war, alle Aufwallung vom erregbaren Temperamente ihres Gatten zu entfernen, behütete ihn auch jetzt in ihrer lieblichen naiven Weise und folgte ihm freundlich. „Hast Du etwas Unangenehmes im Dienste erfahren?“ — flüsterte sie, vertraulich Wange an Wange schmiegend. Der Graf blickte sie ungemein zärtlich an und sprach: — „Würdest Du Dich darin finden können, den täglichen Umgang theurer Freunde zu entbehren?“ — Als Agnes die Hand auf die Brust drückte, als fühle sie sich erschreckt und durch den Zweifel über die Ursache dieser Worte noch mehr beängstigt, umfing er sie sanft und fuhr fort: — „Dieses Regierungsschreiben enthält meine Versetzung in das holsteinische Oldenburg, in vier Wochen muß ich dort sein.“ —

In Agnes' Augen traten unwillkürlich die Thränen, ihr feuchter Blick suchte Ernestine Voss. Die am Tische Sitzenden hatten bis jetzt nicht auf die Scene der Ehegatten geachtet, da Christian Stolberg, mit dem Rücken gegen das Fenster gekehrt, eben begonnen hatte, Vossens Frage nach Claudius zu beantworten. — Jetzt eilte Agnes aber mit erregter Empfindung auf Ernestine zu, umarmte sie bewegt und suchte die Thränen zu verbergen, während der

Graf sie mit den lauten Worten zu trösten suchte: — „Wir bleiben in der Nähe, liebe Frau, wir werden uns einander recht oft besuchen.“ —

Der Inhalt des Schreibens wurde bekannt; Wos reicht dem Freunde die Hand mit treuherziger Ruhe und sprach: — „Glückliche Tage mißt das Schicksal nach kargem Zeitmaße, aber was dem Geiste und Herzen angehört, zählt nicht nach Stunden und Meilen. Sollen wir scheiden, so betrübt das unser gemüthliches Leben, aber im Austausch der Freundschaft kann uns nichts verloren gehen.“ —

Gerührt in seiner leicht erweichten Seele, schützelte der Graf die Hand des Freundes und erwiderte: — „Unsere äußere Trennung ist nur auf kurze Zeit, ich komme nach Gutin zurück, das verspreche ich. Bis dahin wollen wir uns oft sehen und Gastfreundschaft üben.“ — Christian Stolberg hatte die Nachricht der Versetzung um so leichter vernommen, als er versicherte, die Stellung seines Bruders in Gutin immer nur als eine kurz vorübergehende betrachtet zu haben; die beiden Frauen konnten sich aber nicht so leicht in den plötzlich bewölkten Himmel ihrer geträumten Sommerfreuden finden und ergossen ihre Gefühle in schwesterlicher Vertraulichkeit am entfernten mond hellen Fenster.

Man schied in einer mehr gedrückten Stimmung von einander. — Wos hing den ihm gewunde-

nen Kranz über den Arm und sprach: — „Er sei mir ein theures Andenken an die Zeit, die uns hier für das Leben verbunden hat.“ — Agnes begleitete die Freundin Ernestine bis an die Hausthür, als wäre es das letzte Mal, daß sie sich sähen, und blickte ihnen nach, so lange sie im Mondschein erkennbar waren.

— „Mir thut's unendlich Leid“ — sprach Böß zu seiner Gattin — „der Freund war in einer so günstigen Richtung, sein Schweben und Schwärmen hat bereits einer festeren Anschauung und einem ehrlichen Ringen nach Realität Platz gemacht, gerade Stolberg ist eine Natur, welche der Leitung bedarf.“ —

— „Und dennoch scheint er freier, freisinniger, gewisser als er wirklich ist“ — erwiderte Ernestine — „Agnes hat mir vorhin in der Aufregung ihres Herzens ihre geheime Besorgniß anvertraut und ihres Mannes immer noch anklingende Neigung zu schwärmerischen Dingen erschlossen. Er hat heute einen Brief von Lavater erhalten, der voll von Lockungen und Vorwürfen ist, den Grafen einen schwebenden, anhaltlosen Mann nennt und ihn ermahnt, seinem inneren Zuge der Sehnsucht nach Offenbarung und dem göttlichen Wunder zu folgen und den Einflüsterungen der kalten Verstandesmenschen kein Gehör zu geben.“ —

— „Es war auch heute so Etwas im Hintergrunde seiner Seele, ein lauerndes geheimes Wesen an ihm zu bemerken; so wie er gegen Gelehrsamkeit, Toleranz und Vernunftglauben eifert, dann weiß ich, daß Lavater in ihm die schwärmerische Anlage angestachelt hat. Er schämt sich vor Freunden seiner mystischen Neigung, verleugnet sie sogar, wenn er nicht gerade aufbrauset, ich glaube selbst, daß seine griechische Begeisterung, sein Freiheitsforn, sein republikanisches Ideal durchaus ehrlich bei ihm sind, da er unfähig ist, sich zu verstellen und in Allem mit dem ganzen Herzen fühlt und will — ich bin überzeugt, daß er, im redlichsten Streben nach vernünftiger Auffassung der Religion und der Welt, eine geheime Furcht vor Allem hat, was ihn für das Gegentheil locken könnte — glaube mir, seine Unruhe bei Hölty's Gedichte vom Mädchen mit dem Marienbilde war nichts anderes, als eine innerste Bekämpfung der sinnlich lockenden, religiösen Romantik, welche er im Gefühle seiner schwächsten Seite gern aus den Augen schieben wollte.“ —

— „Und doch ist er ein so edler Mann in seinen Gesinnungen, daß ich ihn stets mit Achtung anblicke.“ —

— „Er ist eine der edelsten Naturen, aber wie alle Idealisten, zu Extremen geneigt. Wir müssen uns, auch wenn er Gutin verlassert hat, recht oft

sehen, ich wäre nicht ruhig, könnte ich auch in der Folge den bösen Feind nicht vom ihm abwenden.“

— „Agnes wird ihn auf dem Wege ihrer heiteren Natürlichkeit fortleiten. Sie ist wirklich ein Engel für ihn geworden, fromm und edel wie er, scheucht ihr offenes, kindliches Gemüth jede dunkle Wolke des Geheimnißvollen von seinem Seelenhimmel und fesselt ihr glücklicher Sinn sein weiches Herz an die Eindrücke der Natur und des wirklichen Lebens.“ —

— „Sieh, Ernestine, wie friedlich unser Haus uns einladet, wie der sanfte Mond sich auf der Wasserfläche spiegelt, wie geheimnißvoll die Bäume unseres Gartens rauschen; ein solcher Abend war es, als wir zum ersten Male von unserm Eigenthum Besitz genommen hatten — dort am Fenster stand Agnes und zeigte auf den See; ihr Gatte weilte neben mir am anderen Fenster.“ — „Ich liebe diese geheimnißvolle Mondscheinlandschaft nicht“ — sagte sie — „der Horizont ist so ungewiß, die Schatten nehmen den schwankenden Zug lebender Bewegung an, die Phantasie vergrößert das Zufällige und Unbedeutende zu ängstlichen Bildern, die Sehnsucht wird um so schwermüthiger, je befangener der Sinn die Unterscheidung des Wirklichen und Träumerischen verliert“ — Da wendete sich der aufhorchende Stolzberg zu seiner Gattin und fragte sanft: „Was liebste

Du denn Agnes, ist der Mondschein nicht das Licht dichterischer Ahnungen?" — Und Agnes antwortete: „Siehe diese Gegend am Tage, den See im Sonnenglanze flimmern, den Himmel blau, die Ferne klar und mit Dörfern bekränzt, die uns überzeugen, daß auch dort, wo wir jetzt geheime Wesen im Nebel fürchten, ein heimliches, wirksames Leben, Liebe, Arbeit, Häuslichkeit, Sorge und Freude waltet — siehe die Wiese von Kühen, das Kornfeld von frohen Menschen belebt, an das Bedürfniß des täglichen und künftigen Unterhaltes mahnend — und zwischen allen diesen Bildern der Arbeit und des Daseins die hüpfende Freude, den buftenden Ueberfluß des Glückes, das schwirrende Insekt, den lockenden Vogel, den emporspringenden Fisch, die balsamische und farbenstrahlende Blume — Alles Wirklichkeit, thatsächliches Leben, Wahrheit und Daseinslust — so liebe ich die Stimmung der Natur und meiner Seele.“ — „Und in der That, liebe Ernestine, dieser sonnenhelle Tag ist Agnes; vor ihrem heitern Himmel muß die Mondscheinmacht der Stolberg'schen Seele sich allmählig in einen schönen, lichten Tag verklären.“ —

Als Agnes die scheidenden Freunde an der Hausthür verlassen, und ihnen im Dämmerlichte eine Weile nachgeschaut hatte, war sie in die Wohnung hinaufgestiegen, wo sie im Zimmer den Schwager allein fand. — „Ehrliche biedere Leute, diese Voss“

— begann Christian Stolberg — „es thut mir doch im Grunde Leid, daß Ihr aus dem täglichen Verkehr gerissen werdet — Fritz verschweigt seinen Schmerz darüber, aber er fühlt ihn; als Du, liebe Schwägerin, mit den Freunden vor der Hausthür sprachest, trat er an das Fenster, sah starr in die Straße hinab und seufzte: „Wie werde ich Euch entbehren!“ —

— „O! wie unvergleichlich frohe Abende haben wir verlebt!“ — erwiderte Agnes — „wie eifrig war Fritz, um seinen poetischen Freund endlich nach Gütin zu bringen und nun — —“

— „Ich weiß, daß er viel von ihm hält und mir war es lieb, daß er sich gerade an Bos angeschlossen, diese feste, verständige und aufrichtige Natur. Fritz hat einen Charakter, der eines anderen bedarf, um sich daran zu halten. Es ist mir lieb, daß er den entfernteren Lavater über den näheren Bos vergessen hat, ich bin über seine Veränderung erstaunt, er ist weit freier und bestimmter geworden.“ —

Jetzt trat Stolberg wieder in das Zimmer zurück; er glaubte seine Gattin über die plötzliche Versetzung trösten zu müssen, weil er sie scheinbar sinnend neben dem Bruder antraf, sie aber erhielt schnell ihre frühere Unbefangtheit zurück und eilte ihm mit dem Rufe entgegen:

— „Wo Du weilst, Fritz, da finde ich mein Glück, und von Voss und Ernestine kann uns nichts trennen!“ —

— „Ja, ja!“ — erwiderte der Graf in einer Zerstretheit, welche wie Rührung erschien.

Viertes Kapitel.

Sechs Jahre sind verflossen. Man schrieb 1789.

In dem heitern Häuschen mit dem Garten am See zu Gutin wohnte immer noch in unveränderter Berufsthätigkeit der Rector Bosß. Sein Familienleben bot das anmuthigste Bild der Liebe, der strengsten Redlichkeit, häuslichen Ordnung und zufriedenen Gemüthlichkeit dar; Ernestine, die mit Herz und Hand waltende Gattin und Hausfrau, hatte ihrem Manne bereits mehre Söhne geboren, von denen der älteste, Heinrich, schon das zehnte Lebensjahr erreichte. Einfachheit in Sitte und Einrichtung, Vermeidung alles äußeren Glanzes, aber eine moralische Strenge des Hausregimentes, charakterisirten diese Familie als den sichtbaren Ausdruck Bosßischen Geistes, der auf dem Boden der Wahrheit und ungekünstelten Natur die Lebensblüthen der glücklichen

Geiterkeit, des Arbeitslohnes und der ruhigen Sicherheit pflegte.

Es war ein Juli-Nachmittag, mit unruhigem Himmel; es drohte ein Gewitter aufzuziehen, in weiter Ferne regnete es, eine dunkle Wolkenwand lag hier auf dem nördlichen Horizonte, während die Sonne noch aus farbigem Gewölk gelbliche Strahlen auf die nächste Gegend warf und die Weinblätter an Ernestinens Fenster goldig erleuchtete. Mit einer unverkennbaren Unruhe spähet die unmerklich gealterte Frau den Weg hinab, der gegen den See führte; das aufziehende Gewitter schien sie weniger als eine andere, innerliche Ursache die baldige Heimkehr ihres Gatten wünschen zu lassen. — Zwei liebliche Knaben saßen zu ihren Füßen, in einem Silberbuche blätternb, das die zärtliche Mutter auf ihren Knien hielt; aber ganz gegen ihre Gewohnheit beantwortete sie die Fragen der Kinder zerstreut und selbstvergessen, ihre Gedanken waren mit andern Vorstellungen beschäftigt, der Blick suchte bald einen geöffnet auf dem Nähtische liegenden Brief, bald den Weg auf, den ihr Mann kommen mußte. Den beiden Knaben war die unruhige Zerstreutheit der Mutter aufgefallen, denn als sie ihnen die gewohnte Aufmerksamkeit auf ihre wißbegierigen Fragen nicht erwies, begann der ältere Knabe, indem er seine großen, treuherzigen Augen nach dem

dunklen Gewölk aufschlug: „Du ängstigt Dich gewiß, liebe Mama, daß der Vater und Heinrich noch unterwegs sind, hörst Du, es donnert.“ — Die Mutter hatte die Anrede vielleicht vernommen, aber in der inneren Lebhaftigkeit, womit sie ihre stillen Gedanken verfolgte, zu beantworten vergessen, denn sie nahm schnell den Brief zur Hand und begann darin mit suchendem Auge zu lesen.

Die Miene der Kinder verfolgte sie in ängstlicher Erwartung; dann sprach der ältere Knabe: — „Nicht wahr, liebe Mama, vor einem Gewitter brauchen wir uns nicht zu fürchten, das hat uns der Vater gelehrt und Du brauchst keine Angst um ihn zu haben.“

— „Nein, meine lieben Kinder!“ rief Ernestine mit mütterlicher Inbrunst, indem sie schnell den Brief fortlegte und, als wollte sie selbst dadurch ihre Unruhe bannen, die an ihr sich emporrichtenden Knaben in ihre Arme schloß — „ich wünschte aber doch, daß der Vater bald heimkehrte, damit er diesen Brief lesen könnte.“

— „Ist der Brief vom Onkel in Flensburg?“ —

— „Nein, liebes Kind . . .“

In diesem Augenblicke ertönte plötzlich ein heftiger Donnerschlag, der die Fensterscheiben erklimren machte, wobei die Kinder sich unwillkürlich an die Mutter klammerten und diese verstummte. Die Sonne

war hinter die Wolke getreten, eine unbestimmte Dämmerung trat ein, es herrschte eine unheimliche Stille, nur von dem eigenthümlichen Rauschen der spärlich und in kurzen Pausen niederfallenden Hagelkörner unterbrochen.

Als dieser unerwartete Donnerschlag in der Höhe erscholl, befand sich Voss auf dem Heimwege vom Grünauer Holze; den zehnjährigen Heinrich an der Hand, schritt er im Gespräche neben einem würdigen, geistlichen Manne, dem Superintendenten Göttschel, langsam gegen die Stadt zu. Sie blieben stehen, spähetem nach dem Himmel und dem Gewitterzuge und der Superintendent sprach weitersprechend: — „Der Wind macht sich auf, wir werden den Regen nicht zu fürchten haben . . . also Sie theilen meine Ansicht, daß die republikanische Richtung unseres lieben Grafen eine neue Phase seines Suchens nach irgend einem festen Boden ist? Anders habe ich mir seinen neuesten politischen Roman, die Insel betitelt, nicht erklären können.“

Voss sah einige Secunden lang mit einer wehmüthigen Miene an den dunklen Horizont, vor dem einige Streiflichter eine ungewöhnliche Beleuchtung bewirkten. — „Ach!“ seufzte er — „sehen Sie diesen prächtigen, unruhigen, wolkenzerrissenen Himmel, mit seinen schwarzen und lichten Farben; seinem überall gebrochenen Sonnenglanze — jeden Augen-

blick seine Gestalten wechselnd, zum Entflammen bereit, ringend nach ruhiger Ausgleichung und doch hinter diesen zerrissenen Wolken eine klare, milde, erwärmende und sanftblickende Sonne — o! könnte ich diesen unruhigen Gewitterhimmel meines Freundes in einen reinen, friedlichen Abendschein verwandeln!“ —

— „Ich bewundere ihn“ — fuhr der Superintendent fort; — „noch ehe Sie und er hier in Gutin waren, habe ich mit Ihrem Amtsvorgänger Eckermann ein besonderes Interesse an Allem genommen, was die Stolberge betraf, denn wir konnten erwarten, daß sie in unserem holsteinischen Lande eine Rolle spielen würden. Ich freute mich seiner freien, klassischen Richtung, zumal wir in den Herzogthümern jetzt eine Anzahl Geistlicher haben, welche, mit den hochadligen Familien verbunden, den Mysticismus in die Gemüther und Häuser der Bürger und Bauern bringen möchten; — ich freute mich, daß er Sie, den freisinnigen Mann, an unsere Schule brachte, da viele wichtige Stimmen einen Altgläubigen protegirten. Das waren gute Zeichen von dem Stolberg, er handelte im Geiste unseres Bernstorff.“

— „Mein lieber Göttschel“ — nahm Voss das Wort, indem er von dem Verfolgen eigener Gedanken zurückzukehren schien — „der Graf ist ein freisinniger, lichtfreundlicher Mann, dessen gutes

Streben mir verbürgt, daß er dem Fortschritte in Wissenschaft, Kunst und Staate immer hulldigen wird.“ —

— „Alle Achtung vor ihm, aber, lieber Rector, ich fühle ein gewisses Mißtrauen gegen Alles, was sich, wie am gegenwärtigen Gewitterhimmel, wie Licht und Schatten schroff abscheidet; — wie sollte ein Altadliger, ein hoher Staatsmann, ein eifriger Christ, dahin gelangen, ein glühender Republikaner zu werden, ohne damit nicht auch Adel und Königsdienst öffentlich von sich abzuwerfen? das ist's gerade, was mir die Zuversicht auf den Herrn Grafen schwächt. Als ich im vorigen Jahre seinen Roman „die Insel“ las, sagte ich gleich zu meiner Frau: der Stolberg wird ein Beispiel geben und den Dienst mit dem Adelswappen opfern, denn er schildert das Ideal einer Republik voll Freiheit und Gleichheit und Schönheit — und wie wunderte ich mich, aus dem Amtsblatte zu lesen, daß er wieder in dänische Dienste getreten und königlicher Gesandter am Berliner Hofe geworden sei. — Wie reimt sich das zusammen, lieber Rector?“ —

Mit einer beschönigenden, ruhigen Milde antwortete Boß, indem er seine ehrlichen, großen Augen auf den Fleck des Himmels richtete, wo die Sonne aus goldgesäumten Wölkchen plötzlich wieder hervorlächelte und, im Contrast mit dem schwarz-

blauen Hintergrunde des Himmels, die nächste Gegend ringsum mit einem gelben Lichte magisch beleuchtete —: — „Kann ein freistündiger Mann in seiner hohen Stellung im Staate nicht mehr und allgemeiner wirken, als im engeren Privatleben? Gerade daß er als dänischer Ministerresident zu Berlin, wo Adel und Orthodorie zur Zeit die philosophische Freiheit des großen Friedrich wegzutilgen streben, offen in einem politischen Romane seine idealistische, republikanische Gesinnung an den Tag legt, das zeugt von einer Charakterentschiedenheit, welche mich am Grafen hoch entzückt. Daß sein älterer Bruder Christian für die französische Revolution schwärmt, weiß ich.“ —

— „Und Sie, lieber Rector, Sie? . . . Unsere philosophischen Köpfe sind ja ganz aufgereggt vor Freude über die neuesten Nachrichten aus Paris.“ —

— „Daß eine Zeit nahe war, worin die öffentlichen Zustände des Volkslebens eine gewaltsame Umwälzung erfahren würden, war vorauszusehen; die Stellung des Adels, die Uebergriffe einer dogmatischen Theologie in Frankreich und Deutschland haben einen künstlichen Druck auf die Entwicklung des Lebens gelegt, gegen den die Literatur in Frankreich eine feindliche Richtung bereits seit Jahren einschlug, indem sie gegen Religion und Staat auftrat. Freilich wieder im Extreme, wie Alles, was

Leidenschaft, Revolution oder Groll zu Tage fördern. — Rousseau's Ansichten rächen sich am Geistigen, indem sie das Materielle, Nützliche zum höchsten Range erheben; ein Pfund Wolle spinnen gilt ihm für verdienstlicher, als einen Band guter Gedichte schreiben. Ich freue mich der französischen Revolution, aber der Himmel bewahre die Menschen vor Extremen auf reingeistiger und materieller Seite und vor Nichtachtung vernünftiger Entwicklungsge-
setze.“ —

— „Glauben Sie mir, Freund, im Holstein'schen geht zur Zeit auch ein böser, finsterner Geist um, gegen dessen Weitergreifen vielleicht die französischen Ereignisse eine hemmende Nachwirkung ausüben können. Die freisinnige Regierung des Ministers Bernstorff hat gerade in unseren Herzogthümern eine heimliche Opposition der Dunkelmänner hervorgerufen. Strenggläubige Geistliche, welche am holsteinischen Generalsuperintendenten Callisen einen Anhaltspunkt ihres blinden Eifers gegen jede freiere, lutherische Ansicht finden, feinden die Männer an, welche einer vernünftigen Auffassung des Evangeliums huldigen, die rationellen Geistlichen haben am Generalsuperintendenten Adler in Schleswig eine Stütze, zumal dieser das Vertrauen des Ministers Bernstorff besitzt. Das Schlimmste aber ist, daß aus diesem Zwiespalt im evangelischen Glauben

die römische Kirche einen Gewinn zu ziehen sucht; Römlinge in allerlei Gestalt schwärmen und schlängeln im Lande umher, suchen das, was sie kürzlich in Frankreich verloren haben, in Deutschland und den dänischen Staaten wieder zu gewinnen, machen Bekanntschaft mit unsern Edelleuten, bringen ihnen Furcht vor den Folgen der französischen Revolution bei, rühmen das Mittelalter, verkehren jeden selbstprüfenden Geistlichen und weltlichen Beamten, kaufen feile Schriftsteller, um dem Interesse der Orthodoxie und zuletzt der römischen Kirche das Wort zu reden, ja, Voss, glauben Sie mir, es hat sich ein Bündniß zwischen unseren Adligen und Orthodoxen gebildet, um jede freie Richtung im Keime zu ersticken und die Grafen Reventlow auf Emkendorff, sowol der älteste Cai, wie der jüngere Friedrich, stehen an der Spitze der heimlichen Reaction."

— „Diesen beiden Adligen habe ich schon in Göttingen, wo sie mit den Stolbergen studirten, eine freisinnige Richtung niemals zutrauen können, obwohl sie sich mehr in einer klugen, vornehmen Entfernung hielten; ich suchte sie nicht, denn unsere Wesen stießen sich ab; es ist wahr, in den Herzogthümern arbeitet man im Stillen auf Unterdrückung des Lichtes freier Selbstprüfung hin — aber ich fürchte dennoch nichts für die lautere Wahrheit. Noch lebt Bernstorff und . . . ein ewiges Gesetz der

Menschheit! Sehen Sie, lieber Freund, am Himmel kämpfen Licht und Schatten mit einander und drohen Blitz und Hagel den wogenden Kornfeldern und friedlichen Häusern, es wird dieser Kampf der Elemente in eine finstere Nacht übergehen, aber was wird das letzte Resultat sein? Reinigung der Atmosphäre, freieres Athmen, lichter Tag und strahlender, reifender Sonnenschein. — Alles Böse, jeglicher Irrthum wird in der sittlichen und geistigen Welt immer wieder durch Gutes und Wahres ausgeglichen; wenn nur die gutwollenden Menschen sich selber treu bleiben, dann haben sie ihre Schuldigkeit gethan, dann brauchen sie nichts zu fürchten.“ —

— „Um so mehr freuet es mich, daß Sie an die liberale Gesinnung der Stolberge glauben; auf solche Männer müssen wir uns in Zeiten der Noth verlassen — auch auf Ihren Charakter rechnen die Freunde der lutherischen Ueberzeugung: darum erregte die Nachricht, daß Sie Göttingen verlassen könnten, eine allgemeine Besorgniß.“ —

— „Sie deuten auf meine Berufung nach Halle“ — fiel Boff ein, um das unbehagliche Gefühl zu beseitigen, welches ihm jedesmal eine schmeichelhafte Rede verursachte — „nein, mein lieber Superintendent, es wäre feige, die Nähe des Kampfplatzes zu verlassen, wenn für das Theuerste Gefahr drohet. Aber sehen Sie dort mein freundliches

Haus, meinen Garten am See, wie könnte ich diesen Platz, den ohnehin tausend glückliche Erinnerungen zum stillen Heiligthum meines Lebens machen, verlassen wollen, zumal mein hiesiges Schulamt eine Erweiterung für mich ist.“

Sie waren unter solchem Gespräche in die Nähe des Gartens gekommen; die Sonne warf eben aus dem zerrissenen Gewölk einen letzten Abschiedsblick mit blendenden Strahlen auf das Haus und die dahinter liegende Stadt. — „Es wird noch ein schöner Abend“ — sprach Bos — „Frau und Kinder sehe ich schon an der Thür erscheinen, sie werden mich erwartet und des Gewitters wegen sich Sorge gemacht haben — lassen Sie sich den Spaziergang wohl bekommen, lieber Superintendent, wir haben einen weiten Weg gemacht.“ — Beide trennten sich mit vertraulichem Handdrucke und gegenseitigen Grüßen an die Familie. Der Geistliche ging am äußern Rande des Gartens auf die Stadt zu, während Bos in seine Gitterpforte trat. Mit den Geberden frohen Bewillkommens näherte sich Ernestine in Begleitung beider Knaben den Heimkehrenden.

— „Lieber Vater“ — begann Heinrich, die Hand desselben noch immer mit sinniger Miene festhaltend — „der Herr Superintendent erzählte, daß

ein finsterner Geist in unserer Gegend umgehe, ich habe ihn gesehen.“ —

— „Kind, unter dem bösen Geist versteht man das Unwahre; was hast Du denn Böses gesehen?“

— „Heute Mittag, als ich aus der Schule kam, stand ein Mann vor unserem Garten und spähetete wie ein Dieb umher. — „Wer wohnt hier?“ fragte er mich und als ich ihm darauf Antwort gab, stuzte er und schien mit sich selbst zu sprechen. Dann wurde er plötzlich recht zärtlich gegen mich, fragte nach meinem Vornamen, nach dem Schulunterrichte, schenkte mir ein Bild, worauf die Mutter Maria steht, mit gedruckten Versen umgeben, und sagte: — „Beherzige das, mein Kind, es wird Dich selig machen.“ —

— „Und das erzählst Du mir nicht gleich?“ — fragte Bosz, allmählig aufmerksamer geworden, da seine Augen auf die Gattin gerichtet waren, welche auf dem mit Apfelbäumen bepflanzten Wege des Gartens ihm entgegenkam. — „Ich habe das Bild in mein Buch geschoben und vergessen, weil ich im Hause von meinen Brüdern mit lustigem Spiele empfangen wurde.“ —

— „Gieb mir das Bild“ — sagte Bosz, als gleichzeitig Ernestinens Stimme erscholl: — „Gottlob, daß Ihr da seid, ich habe Dich, lieber Mann mit ängstlicher Ungebuld erwartet.“ —

— „Und Du siehst uns wohlbehalten wieder!“ rief Voss, indem er die heranspringenden Kinder in den Armen empfing — „der Himmel klärt sich wieder, die Sonne spiegelt sich mit glühendem Scheine in unsern Fenstern, als wäre das Haus zu unserem Empfange festlich erleuchtet — aber, liebe Frau, Deine Miene ist ja so unruhig, es ist Dir doch nichts widerfahren? Hat Dich der plötzliche, unerwartete Donnerschlag erschreckt?“ —

Die Frau blickte flüchtig den nach dem Hause voranlaufenden Knaben nach, hing sich mit einer Innigkeit, welche mehr als Freude an der Rückkunft des Gatten war, in seine Arme und sprach, indem Beide langsam die Allee der von der Spätsonne vergoldeten Apfelbäume hinunter schritten: — „Ein Brief vom Grafen ist angekommen.“ —

— „Von Fritz Stolberg?“ — rief Voss angenehm überrascht — „eben habe ich mich noch lebhaft mit Göttschel über den Grafen unterhalten.“ —

— „Er wird dem Briefe unmittelbar persönlich nachfolgen, wir dürfen ihn mit jeder Minute erwarten.“

— „Er kommt? So habe ich ihn wieder? Gott sei Dank! Mein Herz hat lange nach seiner Nähe gebürstet...“ Plötzlich stockte die, heitere Aufregung des bevorstehenden Glückes, Voss hielt inne und sahe, als schrecke ihn ein schneller Gedanke,

mit schweigendem Ernste seine Gattin an. Unwillkürlich preßte sie sein Arm inniger an sich.

— „Er kommt allein — wie er aussehen mag? . . . wie sollen wir ihn empfangen — ach! kommt er doch ohne Agnes!“ —

Boß seufzte, seine Augen suchten den hellen Abendhimmel, seine Hand drückte die der Gattin — „armer, hartgeprüfter Freund!“ — flüsterte er.

— „Wohin ich meine Blicke sende, da treten Agneserinnerungen vor meine Seele — dort auf jener Anhöhe saß sie so gern und schaute über den See, hier die Rosenstöcke hat sie selbst gepflanzt, da, den Lindenbaum ließ sie zum Andenken an unſeres Heinrich's viertem Geburtstage setzen . . . ich kann nur weinen, wenn ich an sie denke, an den unglücklichen Grafen, den ich nun ohne sie wiedersehen soll!“ —

— „Wie hätte uns im vergangenen Späthommer als sie zuletzt uns besuchte, als sie, so glücklich und voll Hoffnung auf diesen letzten Frühling, von uns abfuhr und mit dem Tuche wehete, so lange sie unserspähnen konnte — der furchtbare Gedanke kommen können, daß wir sie zum letzten Male gesehen hätten! Die Vorsehung ist oft hart in ihren unerforschlichen Mitteln zu höheren Zwecken. Und gerade ihm, dem empfindsamen, so leicht schwankenden Manne, der des liebenden, sanft behütenden und mäßigenden Einflusses bedurfte,

Ihm raubte Gott den schützenden Engel — armer Freund! Du bist zu schweren Prüfungen außersehen, o! könnte ich Dich leiten und bewachen!“ —

— „Es ist mir eine Schwester in Ihr gestorben — ach! und so plötzlich, nach so kurzer Krankheit — ich bin nur dann im Herzen freier und froher, wenn ich mir einbilde, Agnes lebe noch, das schreckliche Ereigniß sei ein Traum!“ —

Wos war mit seiner Gattin am Arme unwillkürlich in der Allee stehen geblieben und blickte sinnend in das Farbenspiel der sinkenden Sonne, deren röthliches Licht magisch über die Gegend fiel und eine verklärende Färbung auf die beiden Ehegatten warf. — „Agnes lebt fort! sie bleibt der Schutzgeist des Freundes, jede Erinnerung an sie ist ein Ruf, in die Welt ihrer Seele zurückzukehren, falls er irren könnte — sie war so rein und gut in ihrem Herzen, so krystallhell in ihrem Wesen, auf ein Gespräch mit ihr glaubte man schon selig zu ruhen!“ — Diese Worte hatte Wos mehr reflectirend gesprochen, ohne die Augen vom prächtigen Sonnenuntergange abzulenken. Ernestine war ihm dahin gedankenvoll mit den Blicken gefolgt.

— „Wie er aussehen mag!“ — sagte Ernestine nach einer Pause des stummen Gefühls — „o! gewiß recht verändert, haben wir doch den ganzen

Winter für sein Leben gefürchtet, hat er doch lange schwer krank gelegen und Blut ausgeworfen.“ —

— „Dem harten Verluste mußte sein empfindsames Herz unterliegen — der Brief, den er wenige Tage nach Agnes Begräbniß an mich schrieb, machte mich schauern . . . sein Trost war Betäubung in dem geheimnißvollen Dunkel mystischen Rausches; Lavater hatte ihm schriftlichen Trost gesandt, seit der Zeit schrieb er an mich nicht wieder. Er hat sich aber dennoch losgerungen, der Anblick des Sohnes und seiner drei Töchter, dieser lebendigen Zeugen des Agnes-Glückes, hat ihn in die Welt seines Lebensengels zurückgerufen — sein Bruder Christian hat ihn aufrecht zu erhalten gewußt. Doch ich muß den Brief lesen, den Brief! Ist er doch der erste wieder, so lange er dänischer Gesandter in Berlin ist. Siehe, unsere Jungen kehren zurück, um uns zu holen.“ —

Mit einer Inbrunst und Andacht, welche eine Folge der eben durchlebten Stimmung war, empfing Ernestine die muthigen, auf die Eltern zuhüpfenden Knaben und küßte sie im Gefühle des Mutterglückes. Nicht unwahrscheinlich war es, daß sie dabei an die mütterlich verwaiseten Stolberg'schen Kinder dachte. Die muthwillige Freude der Knaben spiegelte sich schnell in den Mienen der Eltern wieder, welche von Jugendlust umtönt, dem Hause zuschritten. Im

Zimmer Ernestine's lag der Brief auf dem Nähstische. Boß griff ungeduldig danach, las und begegnete im Aufblicken der fragenden Miene seiner Gattin. — „Wir müssen ihn jeden Augenblick erwarten“ — sprach Boß, in die Zeilen zurückschauend und dieselben noch einmal laut lesend. — „Lieber Boß! Ich sehne mich nach der Stunde, Sie wieder zu sehen; hoffentlich sind wir Beide noch dieselben — was das Herz betrifft und der gute Wille. In mir stürmt es mächtig, ich bin ein Schiffer auf offener See, der an Ihrer Brust und in Ihrem Familienfrieden den Hafen sucht, da die See hochgeht und der Himmel droht. Ich benutze ein paar Tage, wo der Hof abwesend ist, um nach Cutin zu entfliehen — mein theures Cutin! Ich folge diesem Briefe mit nächster Stunde nach — bis dahin grüße ich Sie und Ernestine. P. S. Haben Sie ein Zimmer für mich? Ich will mit Niemanden dort weiter zusammenkommen — nur einen Agnes-Abend wünschte ich zu erleben. Gott mit uns!“ —

— „Ich will sogleich das Zimmer vollends einrichten, wo seit Agnes Besuche noch Keiner wieder geschlafen hat“ — sagte Ernestine, während ihr Gatte den Brief zusammenfaltete und seiner Frau freundlich ermunternd in die Augen blickte. — „Der Brief kam bald nach Deinem Fortgehen am Nachmittage. Der Graf muß jeden Moment eintreffen.“

— Dabei spähetete sie durch den Garten auf den Fahrweg vor der Stadt. Der Ruf der Kinder nach dem Abendbrote beschleunigte die Entfernung Ernestine's aus dem Zimmer. Wos setzte sich an das Fenster, um sich auszuruhen und die Erinnerungen an den Freund auf sich nachwirken zu lassen. Es währte nicht lange, so sprangen die Knaben draußen vor dem Fenster im Garten umher, jeder ein Schwarzbutterbrot in der einen und einen rothwangigen Apfel in der andern Hand. — Wos betrachtete ihr frisches, glückliches Leben bei frugaler Bescheidenheit des Genusses, mit dem unwillkürlichen Lächeln eines befriedigten Vaterherzens.

Ernestine blieb lange draußen, da sie für den Thee sorgte, den der Graf, wie sie wußte, jeden Abend liebte; Wos saß erwartend, dem Scheiden der Sonne und dem allmäligen, ruhigeren Bläuen des Himmels zuschauend, am Fenster. Einzelne Sterne traten bereits hervor, am fernen Horizonte erinnerte eine schwarze Wolkenwand und ein zeitweises Wetterleuchten an das vorübergezogene Gewitter. Die Knaben waren nach dem Gartenthore gegangen, um hier zu spielen; die feierlichste Ruhe der Erwartung herrschte in und vor dem Hause. Da gewahrte Wos in der dämmernden Ferne einen beweglichen Punkt auf dem helleren Streifen, welcher die Landstraße andeutete, wo sie

über einen Hügel lief. Es mußte ein in der Richtung nach der Stadt sich fortbewegender Kutschwagen sein, denn er verschwand bald hinter dem vorliegenden Gebüsch. Plötzlich nach einigen Minuten, tauchte ganz in der Nähe, wo die Landstraße wieder sichtbar wurde, eine Postchaise aus dem Gebüsch auf, welche hart am Gitter des Gartens heranrollte. Der Postillon blies und lockte die Knaben, Wos ergriff seinen Hut, um hinauszueilten, da kam ihm schon Ernestine entgegen, um die Ankunft des Grafen zu verkündigen. Eine männliche Gestalt bog sich aus dem Wagen, blickte aufmerksam auf Garten und Haus und neigte sich dann zu den Kindern herab, welche den stillhaltenden Wagen neugierig umringten. Ehe Wos und seine Gattin das Gartenthor erreichen konnten, war der Reisende ausgestiegen, hatte einen wehmüthigen Blick auf die lebensfrischen Knaben gerichtet, dann plötzlich mit Hefigkeit den älteren Heinrich in seine Arme geschlossen und auf die Stirn geküßt. Jetzt eilte er auf die eintreffenden Eltern der Kinder zu, begrüßte Ernestine mit einer zwar herzlichen, aber formellen Bornehmheit, bei der die Thränen in ihre Augen traten, da ihr überquellendes Herz nicht sogleich Gelegenheit fand, sich frei zu ergießen, umarmte dann Wos flüchtig und zerstreuet und zog mit einer gewissen Hast, als fürchte er von der Stadtseite

aus gesehen zu werden, den Freund und dessen Gattin mit sich weiter, indem er ihre Hände faßte und in ihrer Mitte fortschritt.

— „Und Ihr wollt mich aufnehmen?“ — fragte er mit einer gedrückten Stimme — „O! Ihr guten, glücklichen Menschen, laßt mich nur auf einen Tag vergessen, daß eine lange Zeit zwischen unserem letzten Zusammensein liegt — ach! eine schwere Zeit!“ — Ohne ihre Hände loszulassen, blieb er mit einem Male stehen und starrte auf die junge Linde am Wege, an welcher eine Tafel mit der Inschrift: „Agnes!“ befestigt war. Seine glänzenden, heißen Augen suchten Ernestine, welche sprachlos und voll mitleidiger Beklommenheit seinem Blicke begegnete, aber unfähig war, die überquellenden Thränen zurückzuhalten. Er erschrak, ließ die Hände seiner Begleiter fahren, faltete die seinigen, starrte die Linde mit unsäglichem Schmerze an und schien zu beten. Boß sah offen und forschend in das Gesicht Stolberg's; er bemerkte, wie blaß und kummervoll dieses schöne, geistreiche, von der leisesten Empfindung bewegte Antlitz, die sanften melancholischen, sonst so flammenden Augen, der empfindsame, kränklich reizbare Mund, die hohe, edle, von schwerer Wolke belagerte Stirn geworden waren; noch aber legte sich wie früher das schöne, blonde Haar in natürlicher Lockenfülle um die bleiche, schmerzliche Miene,

noch war die Haltung der feinen, stattlichen Gestalt auch im Kummer stolz und vornehm, ja, es lag mehr vornehme Würde als früher darin und es schien, als ob dieselbe dem unterliegenden Gefühle des Schmerzes das Gegengewicht halten sollte. — Als Voss sich diesem Blicke in das Antlitz seines Freundes hingab und unwillkürlich ein offenes Mitleid seine Mienen beherrschte, da sah Stolberg plötzlich auf, bemerkte das Bedauern des auf ihn versunkenen Blickes und schnell, wie im Gefühle beleidigten Stolzes, nahm er seine vornehme, gebietende Haltung an, das herausfordernde Auge wies das Bedauern zurück, der Mund gewann einen gereizten, ernsthaften Zug; doch kaum bemerkte er die betroffene Verlegenheit, womit Voss und Ernestine ihre Gedanken wechselten, als ebenso schnell eine versöhnliche Milde von Mund und Blick floss, indem er Ernestinen den Arm bot und sie mit den Worten: — „man lebt bei Euch noch einmal, was vergangen war“ — nach dem Hause führte. Gleichzeitig hatten die Knaben den kleinen Reisekoffer des Grafen herbeigeschleppt und forderten durch Geberde und Ruf zur Anerkennung ihrer Kräfte auf. —

— „Ich komme später, als ich dachte“ — sprach Stolberg — „zwei Meilen von hier überfiel mich ein so heftiges Gewitter mit Wolkenbruch, daß ich einkehren und das Ablaufen des Wassers abwarten

mußte; hier in dieser Gegend hat es wol kaum geregnet. Nun aber, liebe Bofin, wünsche ich Ihnen keine Lasten und Unbequemlichkeiten zu machen, wir wollen teutonisch mit einander verkehren — nicht wahr, Bof — wie es den alten Hainbündnern geziemt.“ —

Eine herzliche, ungezwungene Freundschaft wurde dem Grafen im Hause dargeboten, man bestrebte sich, alle trüben Erinnerungen zu vermeiden, obgleich man fühlte, was dieser Stunde des Wiedersehns fehlte. Man merkte es aber auch dem Grafen an, daß seine vornehme Art des Anstandes und die stolze Förmlichkeit seiner höfischen Etiquette ein Selbstzwang war, um dadurch die Fassung seines Weisens zu erhalten und gewaltjam sein weiches Gemüth zu unterstützen, daß es nicht zu schwach werde und der Erinnerung an das verlorene Theuerste erliege. — Während Ernestine den Tisch besorgte, hatten die beiden Männer schnell den Gegenstand der Unterhaltung gefunden.

Ein großes Ereigniß bewegte in diesen Tagen ganz Europa; eine ungewöhnliche Aufregung der Gemüther hatte selbst die besonnensten Menschen ergriffen, tausend sanguinische Hoffnungen, manche stillgenährte Unzufriedenheit, vielfach auch Furcht und Beklommenheit vor der Zukunft machten das Weltereigniß zum Gegenstande der Unterhaltung, wo zwei

Menschen sich begegneten. Auch vorhin hatte Wosß auf seinem Spaziergange mit dem Superintendenten darüber gesprochen. Vor wenigen Tagen hatte das bewaffnete französische Volk die Bastille in Paris erstürmt — ein mit blutiger Gewalt jedes Hinderniß bedrohender Freiheitsjubel übertönte die eingeschüchternen Stimmen der Besorgniß und der am Althergebrachten klammernden Privatinteressen. Es war ganz natürlich, daß beide Freunde, als sie allein im Zimmer sich befanden, nach langer Unterbrechung persönlichen Austausch auf das Kapitel des Tages kommen mußten. — Da Jedermann, je nach seinem Standorte, eine Meinung über die französischen Ereignisse hatte, da seit derselben die politische Ansicht des Einzelnen mehr als sonst befragt und herausgefordert wurde, unzählige Deutsche mit einem lauten Jubel und großen Erwartungen den neuesten Berichten entgegenhorchten, so mußten Männer wie Stolberg, ein hoher, diplomatischer Staatsmann, und Wosß, ein für den in Menichheit und Zeit sich offenbarenden Geist der Entwicklung sich lebhaft interessirender Gelehrter, eine besondere Theilnahme für die Tagesbegebenheiten haben. Als sich Stolberg an das Fenster gesetzt hatte, wo früher Ernestine's Platz gewesen war, blickte er über den dämmernden Garten, den durch das Laub leuchtenden See und über die entferntere dunklere Wand

des Forstes, hinter dem gerade die klare Mondscheibe feierlich emporstieg, zum Horizonte und Himmel auf, schien über etwas nachzusinnen, fuhr sich dann aber plötzlich, wie in der Absicht, auf andere Gedanken zu kommen, mit der Hand über die Stirn, suchte mit unruhigem Blicke Bosß auf, der ihm am andern Fenster gegenüber Platz genommen hatte, und sprach: — „Hier in dieser Gegend, diesem Hause wohnt ein ewiger Frieden — ich glaube kaum, daß die große Begebenheit, der Sturmwind neuer Zeit und Anschauung, diese idyllische Abgeschlossenheit eines Stilllebens berührt hat — nicht wahr, lieber Bosß, der Orkan, welcher gegenwärtig die Welt erschüttert, vermag hier kein klassisches Strohhalmchen aufzutreiben?“ —

Bosß sah den Freund verwundert an, da er wußte, daß irgend ein Gegenstand in Stolberg's Seele heftig wogen mußte, wenn er im Stande war, ironisch zu reden, was er schon in früheren Jahren unwillkürlich that, um seine eigene Aufregung zu verbergen. In Wirklichkeit hatte Bosß seither mit einem gewissen Zartgefühl der politischen Ereignisse gar nicht erwähnt, weil er glaubte, daß sie dem Aristokraten und dem Diplomaten vielleicht unbesquem wären und derselbe ja in das stille Asyl der Freundschaft geflüchtet sei, um auf einige Tage den Einflüssen der Welt und der Berliner Diplomatie

zu entgehen. Wosens Ueberraschung stieg aber noch höher, als auf seine Antwort: — „Es begegnen sich nicht zwei Menschen, ohne davon zu reden, wie sollte nicht die ganze intellectuelle Welt den lebhaftesten Antheil nehmen“ — Stolberg mit großem Eifer ausrief: — „Da haben wir wieder ein gewaltiges Beispiel, daß nicht Bücher und gute Lehre, sondern der Genius der Zeit, der gesunde Sinn der Masse, mit einem Worte, der offenbarende Instinkt der Weltgeschichte, die Logik der Thatfachen, das eigentliche Wirksame ist. Was hätte alle Schulweisheit wol vermocht, um eine Umgestaltung der menschlichen Verhältnisse herbeizuführen, wie sie die unmittelbare Leidenschaft mit einem Schläge bedingt hat. Gottlob, nun kann das Leben noch frei, gut und natürlich werden — waren nicht alle Zustände morisch, Staat, Kirche, Sitte, Recht? Welche herrliche Zukunft, welch' freies Reich klassischer Schönheit und Tugend läßt sich über den Trümmern erbauen!“ —

— „Was höre ich? Sie sind ein begeisterter Anhänger der Revolution? Sollte der phantasiereiche Verfasser der politischen „Insel“ wol nur von der überwältigenden Macht der ersten Eindrücke erregt sein? Ich kenne die von allem Ungewöhnlichen leicht entzündete Feuerseele meines Freundes!“ —

— „Ja, Feuer bin ich für die Revolution, ich erkenne darin die Morgenröthe der Freiheit, die vor

ein paar Tagen zum hellsten Lichte des Bewußtseins aufging; — wissen Sie denn nicht, daß die Bastille erstürmt ist, daß die einseitige Macht der Throngewalt gebrochen wurde, daß Volk selbst zu Gericht sitzt und seine Ideen des Rechts zu Thatsachen macht?“ —

— „Wohl weiß ich's, aber sollte das so ganz ohne den Geist der Bücherwelt, der vorbereitenden Entwicklung des gesunden Menschenverstandes, ohne Gelehrte gekommen sein?“ —

— „Aber bester Voss, begreifen Sie doch, es ist die Revolution eine That des Menschen, nicht eine Theorie des Gelehrten.“ —

— „Ganz recht, aber die erstere folgte aus der letzteren.“ —

— „Ich bitte Sie, Freund, kritteln Sie mich mit dem Schulrocke nicht, seien Sie nicht so entsetzlich kalt, wo es sich um heißes Blut und glühende Begeisterung handelt!“ —

— „Alles, was ich nicht gleich zusammenfassen kann, was mir erzwungen scheint, prüfe ich zunächst ruhig mit dem Verstande. Sehe ich Del und Wasser mit einander mischen, so frage ich nach dem vermittelnden Stoffe, der beide Extreme bindet. Priester und Adel, deren überkommenen Rechten und Privilegien ein allmählig erwachsendes Bürgerthum immer gefährlicher wurde, können unmöglich eine Revolu-

tion billigen, welche die gewonnene Uebermacht des bürgerlichen Elementes documentirt. Handel und Gewerbe leiteten das materielle Besizthum in die Hände der Bürgerlichen, der Gelehrtenstand stürzte die Priesterherrschaft, das Wissen verband sich mit dem Gelde in der Hand der bürgerlichen Volksklasse. Der Kampf des Adels und des Priesterstandes mit dem immermehr zu socialer Ausbildung gelangten dritten Stande, dieser Kampf um Rettung alter Vorrechte aus der Gefahr der Gleichheitsideen, erbitterte in Frankreich die Parteien um so mehr, je näher sie sich kamen.“ —

— „Ist's in Deutschland anders? Sind unsere abligen Standesrechte wol von Einfluß auf das Gemeinwohl? Ist der ganze Mittelstand nicht gegen uns Ablige? Darum fordere ich selbst, ich, als Abliger, eine innere, geistige Verbindung der Stände zu einer nationalen Gesammtheit — so schwebt mir England vor — so wird es sich auch bei uns gestalten müssen, wenn von Frankreich der Sturm über Deutschland nachhaltig weht.“ —

— „Glauben Sie das wirklich? Wollten Sie Ihre Standesrechte dem Bürgerthum freimüthig abtreten?“ —

— „Davon reden wir nicht, ich sprach vom englischen Muster — dort ist der niedere Adel mit dem Bürgerstande zu einer Körperschaft im Unter-

haufe verschmolzen, das Oberhaus umfaßt die Familienhäupter des hohen Adels und beschränkt sie auf eine verfassungsmäßige Wirksamkeit. Keine solche innere Verbindung zeigt unser germanisches Staatsleben, die jüngeren Söhne der Adelsfamilien, welche auch auf sich den Adel übertragen dürfen, vermehren die güterlose Aristokratie — ich bewundere, wie selbst Friedrich der Große seinen philosophischen Grundsätzen gänzlich wiederstrebend, das alte Vorurtheil des Standesunterschiedes und der grundherrlichen Familienprivilegien in der Gesetzgebung sogar befestigen konnte. Eben, weil der Adel dadurch verhaßt wurde, wünsche ich eine Gleichstellung der drei Stände vor dem Recht in der Gesellschaft.“ —

— „Ich hätte in der That nicht geglaubt, daß Sie ein solches Interesse an der französischen Revolution nehmen könnten . . . daß ich mit freudiger Hoffnung den Umschwung der Zustände dort begrüßt habe, trauen Sie meinem Freiheits- und Gerechtigkeitssinne, meinem Hasse gegen jegliche geistige Unterdrückung und Verfinsterung gewiß zu — daß es so kommen mußte, habe ich lange vorausgesehen; nicht die Parteanfeindungen der Stände, sondern die Literatur hat mich die Katastrophe voraussehen lassen, denn die Literatur ist immer der treueste Spiegel der Zeit und Zukunft. Die Kirche war in Frankreich zum Mittel weltlicher Zwecke geworden,

ste verließ ihre reichen Pfünden an Begünstigte und
 Ablige, während der wahre Priester der Religion,
 der niedere Geistliche, in Armuth lebte; man achtete
 nicht das Christenthum, sondern den materiellen Be-
 sitz des genießenden Lebens, das Volk sah, wie die
 Würdenträger der Kirche den Leidenschaften und
 sinnlichen Genüssen fröhnten, es entstand ein immer
 weiter greifender Haß gegen sie, gegen das Kirchen-
 thum, gegen die Religion — ja! gegen ihr inneres
 Wesen. Ich erinnere Sie an Voltaire und die
 Schule der Encyclopädisten, in denen die sogenannte
 gute Gesellschaft das Vorbild des Religionspottes
 fand. Mit dem literarischen Angriffe auf die Auto-
 rität der Kirche ging ein solcher auf die Einrich-
 tungen der Staaten Hand in Hand, Rousseau griff
 die Grundlage der Gesellschaft an, nannte die be-
 stehende, künstliche Ungleichheit einen Frevel an den
 ursprünglichen Rechten der Menschheit, gewann durch
 seine Ansichten vom geselligen Vertrage, wonach der
 Gesamtwille des Volks der eigentliche Oberherr
 sei, bei allen Klassen großen Anhang, das Nützlich-
 keitsprincip setzte den Menschen, der der Natur durch
 Hervorbringung und Verarbeitung ihrer Erzeugnisse
 am nächsten steht, wie den Ackerbauer und Hand-
 werker auf die oberste Stufe der Gesellschaft
 und den Träger der geistigen Interessen auf die
 unterste. Dadurch wurde aber der Fall der Staats-

ordnung vorbereitet; jetzt haben wir die Revolution, möge Gott und die verständige Besonnenheit der Menschen eine auf Vernunft gegründete, neue Staatsform und gesellschaftliche Ordnung herstellen." —

— „Und Sie zweifeln an der Richtigkeit der dort executirten Principien?“ — fragte Stolberg der dem Freunde gespannt, aber unbefriedigt in seinen Mienen zugehört hatte.

— „Ich sehe nicht ein, wie man den Anforderungen aller drei Stände Genüge leisten will; denken Sie an die im vorigen Herbst zu Versailles versammelt gewesenen Notabeln, welchen Minister Necker zum zweiten Male die Frage vorlegte, wie der dritte Stand vertreten sein solle in der Gesetzgebung? — Riefen alle Notabeln nicht ihre guten Rechte an? Und was war die Folge? Daß Necker dennoch den König bestimmte, doppelt so viele Deputirte des dritten Standes als Adel und Geistlichkeit einzuberufen. Eifersucht und Haß zwischen den Klassen, welche dort gemeinschaftlich handeln sollten, das war die Folge!“ —

— „Der Herzog von Orleans und Graf Mirabeau gehen dem Adel mit fortreißendem Beispiele voran, sie haben sich zu Paris und in der Provence an die Spitze der Volkspartei gestellt.“ —

— „Und haben die Volksmassen des dritten Standes eine Harmonie erreicht oder auch nur ge-

wollt? Es ist diese Tage zum Aufstande gekommen, das Volk hat mit der Erstürmung der Bastille die Tradition und die Macht des Königs und der Privilegien gestürzt, dennoch zweifle ich an einer republikanischen Ausgleichung zweier egoistischer, privilegiirter Stände mit einem dritten, der Alles fordert.“

— „Warum? Mein Gott, Boß, ich begreife Sie nicht, ich glaubte Sie flammend zu finden, es verlangte mich, gegen Sie einmal meine eigene Begeisterung auszusprechen, wozu es in Berlin und am Hofe an Gelegenheit fehlt — Sie haben stets für Freiheit geglühet, was haben Sie gegen die Revolution?“ —

— „Jeder Sturm, mag er auch zerstören, klärt auf, jede Springfluth, mag sie auch Fluren und Häuser gefährden, läßt einen fruchtbaren Boden zurück, ich sehe in der Revolution einen natürlichen Durchbruch der gewaltsam zurückgehaltenen Lebensfluth im geistigen und geselligen Leben — aber die Fluth, welche sich schäumend in das Niederland stürzt, muß wieder abgeleitet, in geeignete Dämme zum Allgemeinwohl gelenkt und in Harmonie mit den neuen Bedürfnissen gebracht werden. Das Volk ist aber eine wilde Macht geworden. — Eine vernünftige Freiheit zieht sich freiwillig ihre Grenzen, dort aber raset man zügellos und die Reaction wird dann um so eiferfüchtiger ihre Nothwehren aufrichten!“

— „O! Sie fürchten immer — geben wir uns lieber mit strömenden Freiheitsgefühlen der allgemeinen Zeitfluth hin, dort ist Lafayette, der das Volk um seine gemäßigte Partei versammelt, um eine amerikanische Verfassung zu erwirken — Constitution, ein beschränktes Königthum, das ist die einzig normale Staatsform, wo alle drei Stände zu ihrem Rechte gelangen, das wird das neugeborene Kind der Revolution sein.“ —

— „Meinen Sie wirklich? Wenn aber die Fluth dennoch höher und höher steigt, wenn sie alte Stamm-bäume mit der vielhundertjährigen Wurzel aushebt, wenn sie alle wohl erworbenen Rechte fortspült, die alten Lehnbriefe abwäscht und die heiligsten Güter der Menschen im Grabe des Wogenchlundes birgt? Ist das nicht wahrscheinlicher?“ —

— „Nimmermehr!“ —

— „Und ich behaupte es doch, weil . . .“

— „Weil Sie die Revolution wie einen Hexameter betrachten, den Sie schlecht nennen, wenn der brausende Gedanke gegen eine althergebrachte, metrische Regel verstößt.“ —

— „Nein, wahrhaftig nicht, sondern weil nicht der Geist der Wahrheit seinen besonnenen Rath mit dem aufgeregten Volke hält, weil die Leidenschaft wüthet, der Geist des Materiellen maßgebend ist, weil man ein ewiges Gesetz aufheben will, das Ge-

ses des Standesunterschiedes — der Verschiedenheit der Menschen.“ —

— „Das will man nicht“ — rief Stolberg laut — „hätte ich doch als Standesherr nicht gedacht, daß ich in Bosß einen Reactionair zu bekämpfen haben würde! — Man will dem Ideale der Menschheit näher kommen, will jedem Stande das Recht erwerben, seine eigenen Interessen vor der Regierung zu vertreten, um am Gesetze Theil zu haben.“ —

Das laute Sprechen hatte Ernestine herbeigelockt, welche mit dem Theeservice in den Händen und vom ältesten, ebenfalls belasteten Sohne begleitet, eben in die Thür trat. Sie erstaunte, die beiden Männer noch ohne Licht anzutreffen, da bereits tiefe Dämmerung im Zimmer herrschte und die volle, klare Mondscheibe über dem schwarzen Forste ihren gelben Schein in die Fenster auf die Sprechenden warf. Ernestine zündete sofort die auf der Komode bereit stehenden Kerzen an und sahe den Grafen mit einer heimlichen Theilnahme, ihren Gatten aber darauf mit besorglicher Frage in das Gesicht. Bosß hatte diesen schnellen, zweifachen Blick verstanden und sprach sofort, um seine Gattin zu beruhigen: — „Wir haben gar nicht bemerkt, daß es dunkel geworden ist, denn unsere Vorstellungen schwärmten um die Bastille.“ —

— „Als ob Bos jemals schwärmen könnte!“
 — sagte Stolberg, indem er mit einer gewissen, angenommenen, heiteren Gleichgültigkeit vom Fenster-
 platz aufstand und Ernestine's Beschäftigung verfolgte, wie sie so manche kleine Gegenstände, welche die Magd und Heinrich nachträglich hereintrugen, zum Gebrauche hinstellte. — „Ach! der böse Krieg!“
 — erwiederte sie, ohne von ihrem Anordnen des Tisches aufzublicken — „wenn wir nur in Deutschland sicher bleiben.“ —

— „Und ich wünschte erst recht, daß die Bewegung auch uns aus dem trägen Gewohnheitsleben ausschüttelte; im Grunde leben doch wir Alle in einer Stagnation der edelsten Kräfte und Wünsche“ — verfezte Stolberg, mit dem Auge jede Bewegung der Frau aus geringer Entfernung verfolgend. Es wurden über die Revolution noch mehre ziemlich allgemeine Reden gewechselt, wobei Stolberg immer zerstreuter, einsylbiger und in seiner Miene zusehends gedankenvoller und in Beobachtung versunkener erschien. Als er nämlich die weibliche Wirksamkeit der Hausfrau, die Manieren, die Anordnung des Theeservices, die kleinen Packerbissen, welche ihm in ähnlicher Weise Agnes einst in Gütin vorzusetzen pflegte, als er endlich die beiden Tassen bemerkte, mit den Brustbildern Klopstock's und Hölty's, welche Agnes an Bos zum Geburtstage geschenkt hatte, da überkam ihn

die Stimmung wieder, welche er zu bekämpfen bemühet gewesen war. Ohne es selbst zu wissen, lag ein ergreifender Seelenschmerz auf seinem Antlitze; Bosc bemerkte es und glaubte das Richtige getroffen zu haben, als er sich still sagte, daß in dem Freunde die nagende Entbehrung des in Agnes' Erscheinung ihm nahe gewesenen Engels die innerste Empfindung des krankhaft reizbaren Mannes unaufhörlich verwunde und er sich, nur um das Bewußtsein der Entbehrung abzulenken oder durch eine leidenschaftliche Aufregung zu betäuben, in die Begeisterung für die politischen Ereignisse der Gegenwart gestürzt habe. — Es schmerzte Bosc in diesem Anblicke der traurigen, unbeachtet sich glaubenden Freundesmiene, dem Eifrigen widersprochen zu haben, er fühlte ein tiefstes Bedauern, denn was anderes konnte den Grafen in diese stille, schmerzliche Zerstreuung gebracht haben, als die Erinnerung an jene glückseligen Abende, denen Agnes Reiz und Weihe gegeben hatte. Plötzlich mußte Stolberg durch einen zufälligen Seitenblick bemerkt haben, daß Bosc's Augen mitleidig auf ihm ruheten — er raffte sich aus seiner Versunkenheit auf, suchte den Ausdruck der vornehmen, stolzen Ruhe zu gewinnen, erwiderte den Blick des Freundes mit einem überlegenen Lächeln, dem ein seelenkennendes Auge das Gezwungene ohne Schwierigkeit abgesehen hätte und sprach: —

„In meinen jetzigen Verhältnissen bin ich selten Zeuge vom Ordnen des Theetisches; ich werde gerufen, wenn meine Kinder bereits auf mich warten, gewöhnlich aber genieße ich den Thee einsam auf meiner Stube. Darum interessirt es mich, die geschäftige Hausfrau zu beobachten.“ —

Während Wosß recht gut fühlte, daß diese Worte nur eine Beschönigung des unwillkürlich verrathenen Gefühls tiefster Behmuth waren, hatten dieselben doch auf Ernestine die Wirkung gehabt, den ordnenden Blick noch einmal über den Tisch zu werfen, wobei sie erst jetzt bemerkte, daß die Magd, in der Meinung, dem vornehmen Fremden zu Ehren, auch das Beste in Gebrauch nehmen zu müssen, die beiden „Agnes-tassen“, wie sie genannt wurden, aus dem Schranke genommen und mit auf das Service gesetzt hatte. Da Ernestine in dem zarten Gefühle weiblicher Schonung Alles besetztigt zu haben glaubte, was im Stande gewesen wäre, die schmerzlichen Erinnerungen anzufrischen, so erschrak sie und suchte in sichtbarer Verlegenheit beide Tassen zu entfernen. Stolberg bemerkte es, trat mit einer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit, die durch den sanften Blick, das bittende Lächeln und die weiche, herzliche Sprache schon so oft auf Wosß, nach irgend einer heftig vertretenen Meinungsverschiedenheit, versöhnend eingewirkt hatte, der Hausfrau in den Weg, faßte sie

sanft am Arme und sprach: — „Lassen Sie das, liebe Wosfin, ich fürchte die Mahnung an das verlorene Glück nicht, glauben Sie, daß die Linde draußen weniger deutlich geredet hätte, als es dieses An-denken von derselben Hand thut?“ —

— „O! Herr Graf!“ — verlegte Ernestine verlegener als zuvor — „ich wußte nicht, wie Ihr Gefühl darüber urtheilen würde, manches Herz wird von solchen Mahnungen gefoltert.“ —

— „Das meinige ist stark, liebe Wosfin, wenn ich meine Kinder anblicke, sehe ich da nicht ihre Mutter vor mir? Und meine Tochter Marie Agnes ist das ächte Ebenbild von ihr.“ —

— „Nun, setzen wir uns“ — fiel Wos schnell ein, um einer tristen Stimmung zu entgehen — „Sie werden nach der Reise auch nach dem Abendbrote verlangen, nach einem Gewitter, sagt man, soll der Appetit sich vermehren und was mich betrifft, so bin ich heute Nachmittag nach dem Grünauer Holze gewesen und kurze Zeit vor Ihrer Ankunft im Hause eingetroffen.“ —

— „Dann müssen wir rasch beginnen“ — erwiderte Stolberg mit seiner höflichen Art des Weltmannes, indem er that, als sei ihm selbst am Essen gelegen, um den Freund nicht länger warten zu lassen. Er zog, den Platz im Sopha verächtlich und die Frau des Hauses darauf hinweisend, einen Stuhl

an den Tisch und griff zur Serviette. Gleichzeitig rief der Knabe Heinrich: — „Hier, lieber Vater, ist das Bild vom bösen Geiste, was ich Dir geben sollte!“ —

— „Gut, gut!“ — antwortete Boff beschwichtigend, indem er das Bild, ohne es weiter anzublicken, sofort in seine Brusttasche schob. — „Aber so betrachte es doch einmal, der Mann, der es mir gab, sah ganz schwarz aus und sagte, das Bild hätte eine Wunderkraft.“ —

Stolberg horchte auf des Knaben Rede und schien von der wichtigen Kindermiene wohlgefällig angezogen zu werden. — „Ein wunderthätiges Bild sagst Du?“ — rebete er ihn an, ihm die Locke von der Stirn streichend — „das kann Dir doch kein böser Geist gegeben haben.“ —

— „Doch, der Papa hat's gesagt, der böse Geist geht im Lande schleichen.“ —

— „Lassen Sie einmal sehen, Boff — Sie wissen, ich habe für Alles Wunderbare eine besondere Passion.“

Nur mit stillem Widerstreben zog Boff das auf Pergament mit einem vergoldeten Heiligenschein gemalte Marienbild hervor, dessen Umgebung sauber durchbrochen war und auf einem, von ausgeschnitzten Rosen gehaltenen Schilde die gedruckten Worte trug: — „Ich bete Dich an, Gebenedeiete, thue Fürsprache

bei dem Herrn, daß er durch Deinem Sohn mir die Sünde vergeben lasse.“ —

Boß gab seiner Frau einen Wink und diese sprach: — „Deine Brüder gehen schlafen, Heinrich, auch Deine Zeit ist da, folge mir.“ — Ohne eine verdrießliche Miene umarmte der Knabe seinen Vater, reichte dem Grafen, welcher das Bild eben besah, die Hand, warf noch einen neugierigen Blick auf das bunte, vergoldete Pergament und hüpfte am Arme der Mutter aus dem Zimmer.

— „Ein böser Geist pflegt doch solche Bilder nicht zu verbreiten“ — nahm Stolberg das erste Wort — „es ist ein katholisches Gebetsblatt, wie es in katholischen Gemeinden jeder religiöse Mensch in seinem Gebets- und Gesangbuche liegen hat.“ —

— „Ich nenne das Papstthum den bösen Geist für das Lutherthum, den bösen nie ruhenden Feind der Wahrheit und Freiheit.“ —

— „Warum das? Ist das freie Frankreich, von dem wir eine Umgestaltung unserer eigenen Zustände erwarten, nicht römischkatholisch? Was hinderte dort die Erhebung des freien, kritischen Geistes?“ —

— „Ich sehe in dieser Freiheit nur die erwachende Opposition gegen den finsternen, fesselnden Geist der Kirche, des Priesterthums, und da man zur Zeit in Leidenschaft handelt, so verfällt man in

das Extrem und haßt auch das Wahre in der Religion.“ —

— „Also Sie gestehen der katholischen Kirche doch eine Wahrheit zu?“ —

— „Jegliche Religion hat einen Kern in sich, der trotz aller verschiedenen Formen und Gebräuche, eine ewige Wahrheit enthält. Das ist das Abhängigkeitsgefühl der Menschen von einem höchsten Wesen. Der Naturanbeter fühlt diese Wahrheit, jeder Mensch, welcher diesem Abhängigkeitsgeföhle treu bleibt, kann gut handeln.“ —

— „In der That, diese Toleranz streift an das Irreligiöse — dann müßten Sie Niemand verdammen, der von einer Religion in die andere übergeht.“ —

— „Ich werde ihn schätzen und lieben, wenn er aus einer dunkleren Glaubensnacht in eine hellere übertritt, ihn aber als einen Schwachen, einen Finsterling oder Abtrünnigen bemitleiden,ehrte er dem Lichte den Rücken, um der träumerischen Glaubensnacht sich hinzugeben. Ein Lutheraner zum Beispiel, der zur katholischen Kirche übertritt, ist in meinen Augen ein beklagenswerther Schwärmer, oder ein verachtungswürdiger Wahrheitsfeind.“ —

— „Das ist zu hart, zu viel gesagt“ — erwiderte Stolberg mit Eifer und dem ihm eigenen Aufwallen — „findet ein Mensch in dem Lutherthume

nicht die Befriedigung, welche sein Gemüth, seine heilige Phantasie, sein Andachts- und Frömmigkeitsbedürfniß fordern, dann muß er sich die religiöse Sphäre suchen, wo er das Ersehnte findet." —

— „Das klingt jesuitisch“ — antwortete Voss mit dem Feuer und der Unererschrockenheit, womit er stets seine Ueberzeugung zu vertheidigen pflegte, wenn man ihm widersprach — „ein gutgemeinter Zweck heiligt niemals das schlechte Mittel. Das ist es aber, wenn ich, sobald mir der helle Tag nicht zusagt, die Gardinen schliesse, eine künstliche Nacht um mich verbreite und nun im Traume zu finden hoffe, was mir am lichten Tage nur durch eigene Arbeit dargeboten wird. Es kommt mir vor, als ob ein Mensch reich werden möchte, aber die vernünftige Anwendung seiner Kräfte aus Bequemlichkeit oder Selbstverblendung scheuet und sich der Alchimie ergiebt. Nur im hellen Lichte des Bewußtseins ist Freiheit, in ihr allein gedeihet der Mensch zum göttlichen Wesen, nicht aber im mystischen Sinnenreize des Pfaffenthums.“ —

— „Hm! Pfaffenthum! ein nichts sagendes Wort“ —

— „Der gemeinste Naturanbeter ist mir lieber und für die Wahrheit empfänglicher, als der vor einer Monstranz niederfallende oder ein Muttergottesbild anbetende Christ!“ — Diese Worte hatte

Wosß so laut und mit Entschiedenheit gesprochen, weil der Graf eine vornehme, belächelnde Miene gemacht hatte und nun eben, als Ernestine in das Zimmer zurückkehrte, mit empfindlichem, stolzen Auflachen ausrief: — „Ha! Ha! das ist die gerühmte Toleranz der Vernunftmenschen!“ —

Ernestine blieb mit Bestürzung stehen und blickte abwechselnd und ungewiß die erhitzten Gesichter der beiden Männer an, während ihr Gatte im Eifer fortfuhr: — „Wenn ein Wilder die Sonne, irgend eine Naturkraft anbetet, so ist es in ihm das unabweisliche Gefühl, daß eine Macht vorhanden ist, welcher er nicht entgehen kann, vor welcher er sich beugen muß; — er betet das Erscheinende, die sichtbare Wirkung von Ursachen an, die er nicht kennt, aber respectirt. Wenn dagegen ein Mensch die Vernunft im Denken und Erkennen so weit zum Selbstbewußtsein gebracht hat, daß er das Ueberflinnliche vom Sinnlichen zu unterscheiden versteht, dann aber vor Bild oder Kreuz von Menschenhand niederkniet und sie nicht als Symbole eines gedankenhaften Wesens, sondern für wunderthätige, heilige, handelnde Körper hält, so muß ich solchen Menschen bedauern, er steht mit dem Rücken gegen das Licht der Erkenntniß gekehrt, während er einen sonnenhaften Verkehr mit Gott haben könnte.“ —

— „Heinrich!“ — rief Ernestine flehend und den mahnenden Blick von ihrem Manne versöhnlich und mild beschwichtigend auf den Grafen richtend. Dieser stand schnell auf, reichte mit der Tournüre des feinen Hofmanns seine Hand der betroffenen Frau, führte sie an den Sopha und sprach mit einer scheinbaren Unbefangtheit: — „Nehmen Sie Platz, liebe Bosin, Sie finden uns wieder bei dem alten Thema, das wir schon vor Jahren ohne Beisein der Frauen nimmer hätten führen dürfen, doch wir wollen fortfahren, damit auch Sie Ihre Ansicht äußern können. Und gegen Bos mit freundlicher Ruhe gewandt, sprach er: — „Sie bedenken nicht, lieber Freund, daß es verschieden organisirte Menschen giebt; nicht Jeder ist befähigt, mit der Vernunft, mit einer reinen geistigen Thätigkeit, das höchste Wesen zu denken oder im Gefühle aufzunehmen; der reine Gefühlsmensch sucht nach Vermittlungen, er zieht die Stimmung des Gemüthes jedem ihm kalt und fremd erscheinenden Begriffe vor und wird diejenigen Gegenstände und Empfindungen suchen, welche ihm die religiöse Stimmung zu geben im Stande sind.“ —

— „Dagegen habe ich nicht das Mindeste“ — versetzte Bos — „aber das ist nicht der streitige Punkt, der unsere Ansicht trennt. Ich gebe zu, daß die Religion eine Sache des Gefühls ist, aller

Glaube, das Gewissen, die Andacht des Gebetes sind innerste Zustände des Gefühllebens — aber der denkende Mensch hat den Urtrieb seiner Vernunft, die Beweise für den Glauben zu suchen und denselben zur Gottes-Erkennniß zu verklären. Erst aus der vernünftigen Erkennniß erwächst der freie sittliche Wille des Menschen, alle Freiheit ist Resultat der Vernunft.“ —

— „O, Ihr Klügler und Weisen der Welt!“ — rief der Graf, indem er sich auf dem Stuhle schaukelte und unter die Decke des Zimmers sah —
— „Ihr wollt Gott erkennen und wie eine Pflanze systematisch analysiren! Alles, was wir Erkennniß Gottes nennen, ist nichts weiter und kann nichts Herrlicheres sein, als Offenbarung, gnädige Erleuchtung durch das prophetische Schauen und des sich in erlöseten Menschen öffnenden Glaubenshimmels. So lehrt es die Bibel.“ —

— „Sieht sich Gott aber auch nicht durch die schöne segensreiche Natur zu erkennen?“ — fragte Ernestine — „sind seine Schöpfungswerke nicht sichtbare Beweise seiner Eigenschaften?“ —

Stolberg bewegte sich mit einer forschenden, stehenden Miene gegen Ernestine vor und sprach nicht ohne einen empfindlichen Nachdruck: — „Meine liebe Frau, nur der in der Offenbarung durch Christus erleuchtete und begnadigte Mensch vermag in der

Natur die Sünde zu erkennen, in der er selbst geboren und in Schuld gefallen ist. Einst war die Natur gut, denn sie war von Gott, aber seit die Schlange im Paradiese zum Sündenfalle lockte und die Unschuld der Menschen verloren ging, hat die Natur sich von Gott abgekehrt und wir müssen durch Gottes Gnade von unserer Sünde erlöst werden.“ —

— „Ach!“ — seufzte Ernestine — „ich habe die Natur nie böse gefunden. Alles geht so weise und vernünftig in ihr den ewigen Gang, überall leuchtet aus ihr Schönheit und Lebensfreude hervor und sie hat mich schon oft zur Andacht, zu Gott erhoben.“ —

— „Weil Sie, wie ich hoffe, eine Erlösete, Begnadigte sind, weil Jesus in Ihnen wohnt und wirkt.“ —

Boß hatte eine verdrießliche Miene gemacht und ergriff mit einer sichtbaren Ungeduld das Wort: — „Allerdings wird ein Mensch, einzig der Natur überlassen, ein Wilder, ohne die schöneren Eigenschaften, welche den cultivirten, christlichen Menschen auszeichnen; aber ist das Schuld der Natur? Hat sie doch den Zweck gar nicht, sittliche Menschen zu bilden, sondern nur die Bedingungen zu erfüllen, daß die Menschen organisch, physisch leben können. Weil Gott dem Naturgesetze keine Willkür lassen durfte, indem er ihr das Bewußtsein der sittlichen

Zwecke entzog, so gab er ihr das ewige Gebot der Nothwendigkeit und befähigte den Menschen, mittelst seines bewußten Geistes, in eine überstümliche Welt der göttlichen Erkenntniß und des Guten einzubringen, eine Welt, deren Keim von Anfang an in ihm liegt. Wenn Sie aber, lieber Stolberg, die Natur böse nennen, so müssen Sie in ihr auch alle Dämonen des römischen Mittelalters heraufbeschwören, ja, Sie müssen an Wunder glauben, falls Sie an der ewigen Nothwendigkeit und dem gleichmäßigen Gange der Naturgesetze zweifeln.“ —

— „Boß! Sie werden doch das Wunder des Evangeliums nicht leugnen wollen — Sie haben sich so oft und nachdrücklich auf Luther berufen, denken Sie denn nicht daran, daß auch er von den Dämonen und dem Teufel genug heimgesucht worden ist?“ —

— „Er war ein Kind seiner Zeit, er entbehrte die Kenntniß der Natur, aber freuete sich doch mit gutem, frommen Herzen über ihre Gaben. Er hat aber den Weg der Selbstprüfung geöffnet und darum lebe und webe ich in seinem Geiste.“ —

— „Ich sollte denken, ein guter Christ lebe und webe in Christus“ — erwiderte Stolberg nicht ohne Schärfe — „ist Luther für uns gekreuzigt oder sind wir in Luther's Namen getauft? Niemand

rühme sich eines Menschen, sondern allein des Hellandes, dieser aber ist Gottes!" —

— „Stolberg!“ — begann Wosß mit einer Ruhe, die er sich selbst erst erzwingen mußte, da Ernestine seine Hand ergriff und er ihre klopfende Unruhe fühlte — „wenn Sie nicht in einer üblen Laune nur an Paradoxen Vergnügen finden, dann begreife ich Sie wahrlich nicht. Der begeisterte Freund der französischen Revolution, der dem dritten Stande das Recht der Mitregierung gönnt, redet wie ein Pfaff, wie ein . . . ja, bei Gott, wie ein verkappter Papist!“ — Unwillkürlich hatte sich Wosß bei diesen letzten Worten in seinen Feuereifer hineingeredet.

Stolberg schien eine innere Aufwallung zu bekämpfen — er biß flüchtig auf die Unterlippe, vermied den Anblick des Freundes, stand dann auf und kehrte nach einigen Schritten auf seinen Platz zurück. — „Hören Sie“ — sprach er — „wir werden uns in religiösen Dingen niemals vereinigen, ich bin ein Strenggläubiger, Sie sind ein Freigeist!“ —

— „Davor bewahre mich Gott!“ — rief Wosß, aber sein schon auf den Lippen schwebendes, vielleicht heftiges Wort unterbrach er schnell, als er Ernestine's bittender Miene begegnete und sie mit gepreßter Stimme seufzte: — „Ach! wäre doch Agnes hier!“ — Stolberg verbarg sein Erschrecken hinter die Geberde des plötzlichen Aufhorchens, seine Wange

röthete sich, mit milder, freundlicher Betonung begann er schnell: — „Wie sind wir auch wieder auf die alten Kampfplätze gerathen, wo noch von Jahren her die Langensplitter liegen, die uns an manchen vergeblichen Streit erinnern sollten. — Ich bin in strenger Confessionsgläubigkeit erzogen, mein Gemüth bedarf der positiven Lehre, nicht wahr, Böß, der Schwärmer und sanguinische Idealist bedarf eines festen Anhaltungspunktes — ach! ich weiß schon, Sie sagten einst von der feuerigen, schwebenden Rebe, die des Stabes entbehre — sehen Sie, dieser Stab ist die Religion.“ —

Die spöttische Betonung dieser Worte machte auf Böß keinen verfühnenden Eindruck; es lag eine Ironie darin, die das deutlichste Zeichen war, daß Stolberg's Seele in einer vereinsamten, zerfallenen, gequälten Unbehaglichkeit sich befinde, die sich selbst durch schwankende Stimmungen zu beruhigen oder zu betäuben suche. Deshalb antwortete Böß nicht mit jener Empfindlichkeit darauf, welche sonst in einem ehrlichen Herzen und bei einer festen Ueberzeugung durch die ironische Sprache geweckt zu werden pflegt. Bößens Augen ruheten im Gegentheile beruhigend und mild auf den heißen, gespannten Zügen Stolberg's. Dieser mußte in seiner für die leiftesten Eindrücke empfänglichen Seele die Schonung fühlen, welche Böß gegen ihn übte, aber auch

zugleich die Ueberlegenheit, welche in dieser Schonung unwillkürlich anerkannt wird; seine Gesichtszüge verriethen zwar eine flüchtige Verlegenheit, aber schnell versteckte sich die Beschämung, welche er fühlte, indem er seine gereizte, ironische Heiterkeit unbeschadet sahe, hinter die vornehme Tournüre, welche man im Bos'schen Hause nicht als Stolz, sondern als Erziehungsform des Freundes zu betrachten gewohnt war, und griff nach dem Bilde, welches immer noch auf dem Tische lag. — „Wie gelangte das Bildchen“ — fragte er — „in die Hand des Knaben?“

Bos erzählte ihm die Aussage seines Sohnes und setzte hinzu: — „Was der Papiismus auf einem Flecke der Erde verliert, sucht er auf einem andern wieder zu gewinnen; unsere Ostseeländer sind von katholischen Missionairen heimgesucht, welche im Stillen die schwachen Gemüther fangen wollen.“ —

— „Ich glaube nicht, daß man zur katholischen Religion gefangen wird“ — erwiderte der Graf, sich an die Stuhllehne zurückwerfend und gemächlich schaukelnd, wie er zu thun pflegte, wenn er sich anstrengte, bei innerem Eifer äußerlich gleichgültig zu erscheinen. — „Ebenso wenig kann ein Mensch gefangen werden für eine Kunst oder Wissenschaft, denn hat er die Anlage dazu, so wird er sie, wie das Eisen den Magneten, von selbst und durch An-

ziehungskraft finden, wo nicht, so wird er kalt dagegen bleiben oder wol gar sich dagegen sträuben.“

— „Ganz recht, aber giebt es nicht auch in-
 differente Seelen, welche von dem angenehmsten Ein-
 drucke, der sie trifft, sich am Liebsten gewinnen las-
 sen? Und sind die römischen Lockungen nicht so sinn-
 lich erregend, verheißend und blendend? Macht es
 nicht eine Wirkung auf schwache, gestimmungsbarme,
 oft dabei unverdorrene Menschen, wenn ihnen Je-
 mand, mit der Autorität des Himmels ausgekleidet,
 erklärt, daß eine Gabe, eine Beichte, ein Gebet der
 Lippen, ein unnachforschlicher Glaube, ein Heiligen-
 dienst, ein Wunderbild selig machen könne? Wie
 anders, wie mühsam, ungewiß, lästig und hart klingt
 es dagegen, wenn wir Lutheraner dem Menschen
 lehren, daß kein Stellvertreter, sondern er selbst um
 die Seligkeit arbeiten muß, daß er nur durch opfer-
 freudige Hingebung, durch Kampf um das Gute,
 dem Göttlichen ähnlich werden und ihm nur im
 Geiste und in der Wahrheit nahe kommen könne,
 daß nur selbstständiges Ringen nach Erkenntniß zur
 guten That mächtig mache und kein Wunder, unter
 dem stillen Walten der Vorsehung, in die Heiligung
 des Menschen eingreife, die kein Gott vollenden wird,
 wenn der Mensch nicht selbst ehrlich daran mit be-
 sten Kräften arbeitet.“ —

— „Das ist eine kühne Menschenlehre — für“

wahr, die Apostel haben doch wol anders geredet, wenn sie sagen: „an Christo haben wir die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden — oder: die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten.“ — Indessen, wie kann Ihnen dieses niedliche, fromme Bild so widerwärtig sein?“ Bei diesen letzten Worten betrachtete Stolberg das bemalte Pergament-Blättchen mit wohlgefälliger Miene.

— „Weil es den Bilder-, Heiligen- und Wunderglauben lehrt und verbreitet“ — erwiderte Boff entschieden.

— „Glauben Sie mir, Boff“ — antwortete der Graf mit großer Milde und einer scheinbar nachdenklichen Ruhe — „ein Bild, in dem der Geist des Heiligen wohnt, kann die Andacht bis zur Anbetung steigern. So müssen Sie es betrachten, wenn ein Wanderer vor dem Muttergottesbilde am Wege niederkniet, um für sein Leben etwas zu erbitten. Und der Geist wird ihm gnädig aus dem Bilde entgegen leuchten.“ —

— „Freund!“ — fiel Boff mit einer so deutlichen Behmuth der Betonung ein, daß Stolberg stutzte und sich rasch aus seiner zurückgelegten Lage von der Stuhllehne nach vorn richtete — „Ihre Toleranz in religiösen Dingen ist mir neu, darum ängstigt Sie mich — hüten Sie Ihr Temperament vor

den Einflüsterungen einer gewissen Partei, welche dem Edelmann überhaupt seit Jahrhunderten schmeichelt — denken Sie an Frankreich, wie der von Ihnen so bereitwillig in Schutz genommene dritte Stand seine Rechte allein vom Adel und Priesterthum fordert; wollen Sie ihm gerecht werden, so opfern Sie Beides dem Bürgerthume, eine andere politische und sociale Versöhnung finde ich nicht.“ — Wosß hatte absichtlich durch diese Wendung das für ihn unerquickliche religiöse Gespräch auf die Revolution gelenkt, wofür der Graf eine so auffällige liberale Begeisterung an den Tag gelegt hatte. Bei diesem herrschte aber eine fast krankhafte Neigung über Religion zu reden, daß es beinah hätte scheinen können, als beabsichtige er den Freund von der vermeintlichen Freigeisterei zu bekehren. — „Ja,“ — versetzte er — „ich schwärme für den Gedanken einer Staatsform, nach den Principien, welche ich in meinem Romane „die Insel“ dargelegt habe, aber die ich heute noch in anderer Weise modificiren muß. Die drei Stände sollen in ihren Rechten und Pflichten zu einer natürlichen Harmonie gebracht, der Adel mit dem Bürgerthume und beide unter die priesterliche Hut des göttlichen Gesetzes gebracht werden.“ —

— „Das müßte eine schöne Pfaffenwirthschaft werden!“ — lachte Wosß, indem er verdrießlich auf-

stand. Ernestine bemerkte die Blutströmung im Gesichte des Grafen und erhob sich, seither mit bekümmertem Herzen dastehend, vom Stuhle, trat vor Stolberg hin, blickte ihn mit sanftem Schmerze an und sprach so recht aus tiefster Seele: — „Herr Graf, ich begreife Sie nicht mehr, o! wenn Agnes uns geistig umschwebt, so muß sie als weinender Engel auf uns niederschauen.“ — Stolberg sprang erschrocken auf, sahe unruhig umher, faßte dann die Hand der Frau, flüsterte schnell und zerstreut: — „Lassen wir das, schweigen wir davon!“ — und wendete sich dann gegen Böß, welcher eben vom Fenster zurücktrat, durch das er einen schweren Blick zum mondglänzenden Himmel geworfen hatte. Mit einer vergebens unterdrückten Unbehaglichkeit sahe Stolberg forschend und finster den Freund an und sagte kühl: — „Meine Reise nach Gütin hat, neben dem Vergnügen, Euch gute Leute zu sehen, noch einen Neben Zweck, nämlich meinen Bruder Christian zu erwarten, welcher morgen eintreffen wird, um vielleicht später ganz mit seiner Frau hierher zu ziehen — dann sehen wir uns öfter wieder, dann verständigen wir uns doch — glauben Sie mir, mit Christian streite ich mich auch über Manches.“ —

Trog der beschwichtigenden Ablenkung, welche die Unterhaltung nunmehr gewann, kam doch keine rechte, zwanglose Offenheit und heitere Herzensbe-

theiligung in das Gespräch, Jeder schien sich zu behüten, irgend einen Gegenstand zu berühren, welcher Meinungen trennen konnte; die Blicke, welche Wosß und seine Gattin unbemerkt wechselten, verriethen ihren Entschluß, der Gastfreundschaft auch jegliche Rücksicht über des Grafen Ansichten einzuräumen, was der gute Eifer der Ueberzeugung nicht immer zu thun geneigt ist. Man redete vom Grafen Christian und seiner Gemahlin Louise, welche Fritz Stolberg sehr rühmte und sie als eine kluge, starkfühlende und edle Dame pries, die mit ihm vielfach übereinstimme. Wosß und dessen Frau kannten sie noch nicht und sahen ihrer Ankunft in Gütin deshalb mit gesteigerten Erwartungen entgegen.

Es verstrich noch eine halbe Stunde; die Thurmuhr der Stadt schlug eben Zehn. —

Der Graf selbst gab das Zeichen zur Trennung, indem er erklärte, daß die Reise ihn ermüdet habe; er bat um Anweisung seines Nachtquartiers und reichte den Beiden mehr stumm und durch Niesen redend, die Hand. Wosß führte, eine brennende Kerze ergreifend, den Freund hinaus, die Treppe hinauf. Weiter mitzugehen gestattete Stolberg ihm nicht, er nahm ihm das Licht ab und schritt nicht eher in die nahe Thür, bis er, über das Geländer leuchtend, hörte, daß Wosß unten im Hause wieder angekommen war. Als dieser in die Wohnstube zu-

rücktrat, fand er Ernestine auf einem Stuhle sitzen, den Arm auf die Lehne und die Stirn auf die Hand gestützt. Die Gegenwart des Gatten, welcher mit ernster Miene ihrem ausblickenden, sinnenden Auge begegnete, veranlaßte sie, mit tieffeufzendem Athemzuge sich zu erheben und den stummen Mann mit beiden Armen herzlichlich zu umfassen. Sie wußten, was sie sich zu sagen hatten, was sie fühlten.

— „O Gott!“ — seufzte Ernestine — „wie fehlte Agnes heute Abend?“ —

— „Ja — Sie ist es, die ihm fehlt; er ist zu beklagen.“ —

— „Was ist aus ihm geworden! Es war mir, als schwebte eine graue Nebelwolke zwischen meinem Herzen und seiner Welt, ich konnte deshalb nicht sprechen.“ —

— „Ich bedauere ihn, er ist in die anhaltlose, schwebende und nur den stärksten Eindrücken sich hingebende Stimmung zurückgefallen, wie damals, als er von Lavater aus der Schweiz zurückkehrte; — die Vorsehung hatte ihm Agnes geschickt und er fand an ihrer Engelsband den rechten Weg der besonnenen Lebensanschauung, denn ihr Gemüth war ein lichter, nie bewölkter Himmel des Friedens. Und jetzt . . . wieder so schwebend.“ —

— „Ich erkenne ihn nicht wieder — von Agnes mag er kaum hören, vom Berliner Hofe kom-

menb, schwärmt er für die Revolution, er lebt und webt für religiöse Schwärmerei, während er doch in dem Kreise preussischer Aufklärung athmete — welche Widersprüche!“ —

— „Gerade diese politische Schwärmerei war mir auffällig, denn sie streitet mit seinem Grafenstande und seiner religiösen Romantik — die Agneserinnerungen überwand er wie die Mahnung einer warnenden oder vorwurfsvollen Stimme . . . ich muß mit dem Grafen Christian über ihn reden, ich fühle eine Sorge, der ich keinen Namen geben mag.“ —

— „Ach! ich denke mir, daß der Verlust seiner Agnes ihn in ein Meer wogender Gefühle hineingeworfen hat — nur starke Seelen können solchen harten Schicksalsschlag ertragen und solchen plötzlichen Verlust überwinden — war sein Unglück doch der Niedersturz aus dem Himmel des reinsten Glückes und Friedens auf eine öde, kalte, umwölkte Erden-scholle. Fürchtete man doch im vergangenen Herbst für sein Leben.“ —

— „Eben weil er keine starke, sondern eine stark fühlende Seele ist, erkläre ich mir leichter seine gegenwärtige Fluth in Ansichten und Begeisterung; er will den Schmerz über Agnes, das Gefühl seiner innern Anhaltlosigkeit, verbunden mit der Entbehrung der früheren Sicherheit in der himmlischen

Welt seiner Gattin, und zugleich mit dem stolzen Gefühle, vor der Welt, vor den Freunden, ja vor sich selbst stark und selbstständig zu erscheinen, durch irgend eine Sache, eine Begeisterung betäuben, er hat sich auf eine gekünstelte, gewaltsame Weise dem französischen Revolutionsgedanken hingegeben, um nur Etwas zu haben, was ihn aus schmerzlicher Erstarrung reißt; — er hat gar nicht bedacht, ob in seiner Seele der Ruf der Freiheit und Gleichheit einen wahrhaftigen Wiederhall findet. Daß er in religiösen Dingen orthodoxer geworden ist, als sonst, ist mir nicht auffällig, denn worin könnte wol eine starkfühlende Seele am Grabe der Gattin einen größeren und lieberen Trost suchen, als im Versenken des Schmerzes in das geheimnißvolle Meer des unbedingten Glaubens, über das ein milder Traumbhimmel voll tröstender Verheißungen sich ausspannt! Nicht Jedem ist es gegeben, durch ruhige Vernunftgründe seinen Platz im Sturme der Welt zu behaupten.“ —

Während Voss in die Parterrestube zurückgekehrt war, hatte Graf Stolberg sein ihm angewiesenes Logirzimmer betreten, mit der brennenden Kerze flüchtig umhergeleuchtet, einen Blick in das nebenliegende, offenstehende Schlafkabinet geworfen und dann den Leuchter auf den Tisch gestellt. Er wollte seinen, auf einem der Stühle vorgefundenen Reise-

Koffer aufschließen, blieb aber in Gedanken davor stehen, sah plötzlich im Zimmer umher, als hätte er ein Geräusch vernommen, trat mit der Miene schreckhafter Phantasie an das Fenster und wurde von der mond hellen Landschaft gefesselt. Eine Fledermaus flatterte wie ein geipenstischer Schatten nahe am Fenster vorüber, auch die unsicheren Schatten der Baumzweige, welche von dem Luftzuge der Nacht sanft bewegt wurden, schwankten wie unheimliche Wesen über den gelben Sandboden der Gartenwege.

• Der schwarze Waldstreifen in der Ferne bildete einen düsteren Contrast gegen den, unmittelbar an den Garten stoßenden Gutiner See, auf dessen glatter Fläche der Silberschein des Mondlichtes sich spiegelte und über dessen in der Mitte liegenden Insel zwei Seemöven kreiseten, welche sich so tief in's Land verslogen hatten und einen so eigenthümlichen Ton von sich gaben, als verkündeten sie Sturm. Stolberg legte seine Stirn an die kühlende Scheibe und sah sinnend in den Garten hinunter; als der Blick, vielleicht absichtelos, über die mondgänzenden Dächer der nahen Stadt flog, über den Thurm der Kirche, das hohe Dach des Schlosses, da schien seine Miene unruhiger zu werden, er blickte schnell und lange zum Himmel auf, in dessen dunkler Bläue die klare Mondscheibe, wie ein Schwan in blauer Fluth, schwamm, während in der Ferne ein schwarzes Ge-

wölk mit silbernem Saume den Horizont hinter dem düstern Waldstreifen deckte. — Aus des Grafen Brust rang sich ein tiefer Seufzer. Erinnerungen schienen auf ihn einzustürmen, mahnende Bilder des Glückes, welche durch ihre Macht der geheiligten Vergangenheit die Phantasie lockten, aber das Gemüth schwer bedrückten und mit dem Schleier der Wehmuth beschwichtigen wollten. Ein rascher Windstoß rauschte mit einem Male durch die Bäume; die Schatten am Boden wiegten sich lebendiger, als schreite ein durchsichtiges Wesen unter den Apfelbäumen dahin. Stolberg sahe, leicht erschrocken, in die Allee hinab, wo die Linde stand, deren Blätterkrone hell und glänzend, wie ein Silbermantel vor dem schattigern Blattgrün sich auszeichnete; sein Blick war so stier und glänzend, seine Brust athmete so hörbar, als sähe seine Phantasie von der Linde her, im Zwielichte der Apfelbäume, ein Wesen im weißen Kleide mit blauen Schleifen heranschweben, mit freundlichem Lächeln, flehenden, großen Augen, die Locken um Stirn und Nacken mit dem Luftzuge spielend, die Hand erhoben und winkend. Plötzlich trat er einen Schritt vom Fenster zurück und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, während aus tiefster Seele, kaum für ein fremdes Ohr vernehmbar, der Name — „Agnes!“ — ertönte. —

Da erscholl ein Tritt auf der Treppe draußen;

Stolbergs gereizter Sinn horchte auf, eine Thür wurde geöffnet und geschlossen, dann war Alles wieder still im Hause. — „Er ist's!“ — sagte Stolberg für sich — „er ist auf seine Studirstube gegangen . . . o Gott! mit welchen Gefühlen, vielleicht gar stille Vorwürfe im Herzen tragend! Er ist so redlich — wie seltsam launisch war ich, wie vergalt ich seine Gastfreundschaft mit Widerspruch, mit Verstimmung . . . wie anders war es heute Abend, gegen sonst . . . wenn er irre an mir geworden wäre . . . er sahe mich einigemal so bedeutsam an, seine Gattin schwieg, wo sie sonst so gern redete . . . wenn sie mich Verkannten bedauerte . . . o! warum kann ich mich gegen diese Leute nicht verstellen und froh sein, wo ich mich verstimmt fühle? . . . Unterwegs habe ich mir den ersten Abend unseres Wiedersehens anders gedacht — sie waren dieselben — aber ich? — Warum macht mich hier Alles so verdrießlich? Grollt meine Seele mit dem unwillkürlichen Gefühle, daß ich hier einst glücklicher war? — Ich fühle, sie haben unten über mich sprechen müssen, sie werden mich sonderbar genannt haben . . . unglücklich — nein! nein! ich will in ihren Augen nicht schwach heißen — bemitleiden lasse ich mich nicht, nimmermehr von meinen Freunden!“ —

Diese letzten Worte hatte er mit lauterer Stimme und stolzem Aufrichten seiner Gestalt gesprochen;

fest und mit untergeschlagenen Armen, als wollte er seinem eigenen Gefühle imponiren, schritt er einige Male durch das Zimmer, — dann trat er vor den Reisekoffer, schloß ihn vollends auf, indem er zu sich selbst sagte: — „morgen — morgen will ich anders mit ihnen reden!“ — und begann seine Nachtkleider hervorzusuchen. Seine Gedanken mußten aber dennoch nicht zum ruhigen Abschlusse gekommen sein, er unterließ diese Vorbereitungen zum Schlafengehen plötzlich wieder, blickte im Zimmer umher, nahm ein Licht und trat damit in das offene Cabinet. — „Alles ist hier verändert“ — redete er halblaut — war es doch hier, wo wir früher zusammenkamen, wenn wir von Haus zu Haus gingen, war es nicht dieses Fenster, vom Nußbaume beschattet, wo . . .“ er stockte plötzlich, warf den traurigen Blick auf den nahen Baum und ließ sich dann gedankenvoll auf den Stuhl vor dem saubern Bette nieder. Seine Blicke flogen vom Boden auf, schwammen in der Luft, suchten an der Wand, am Fenster . . . in einer der Scheiben reflectirte der Mondstrahl einige Lichtpunkte und sie erregten Stolberg's Aufmerksamkeit, wie es oft geschieht, daß bei einsamem Hinbrüten der Seele der schwimmende Blick auf Unbedeutendheiten haftet — er stand auf, trat an das Fenster und erkannte eine Schrift, welche in das Glas geschnitten war; die Worte hießen: — „Wie glück-

lich ist man hier — ach! warum habe ich hier schon wieder die letzte Nacht geschlafen? Lebt wohl! ich kehre bald zurück. — Am Morgen vor der Abreise, den 10. September 1788. — Agnes.“ —

Diese Worte hatte Agnes mit ihrem Diamant-
 ringe in die Scheiben gegraben; der Graf starrte
 die bekannten Züge der Handschrift an, blickte durch
 sie geisterhaft hindurch in die Nacht, wo Schatten und
 Mondlicht mit einander stritten, als sähe er hier die
 Vermisste auf Silberwölkchen näher und näher kom-
 men. Eine unbewußt entstandene Thräne von der
 Wange streichend, wendete er sich rasch um, die Kerze
 brannte am langen kohlenden Dochte dunkel, diese
 Dämmerung schien ihm beängstigend zu werden, er
 ergriff den Leuchter, putzte den Docht und trat in
 das Zimmer zurück. Horchend öffnete er die Thür
 und spähetete nach einer gegenüberliegenden; ein mat-
 ter Lichtschein, welcher durch das Schlüßelloch er-
 kannt werden konnte, beschleunigte des Grafen Vor-
 satz und Schritt; er ließ seine Thür offen, ging ge-
 räuschlos über den Vorplatz und öffnete vorsichtig
 das gegenüberliegende Zimmer. Eine Lampe mit
 grünseidenem Schirme warf, vom bücherbeladenen
 Schreibtische her, friedliche Strahlen durch das kleine,
 von Repositorien beengte Gemach; mit dem Rücken
 gegen die Thür gekehrt, die Feder in der Hand über
 ein klassisches Buch gebeugt, saß Boß, in gelehrter

Arbeit begriffen. Ohne aufzublicken, das Oeffnen der Thür, an welcher Stolberg beobachtend stehen blieb, wol hörend, sprach er in sanfter, von stillen Gedanken beherrschter Stimme: — „Gehe nur zur Ruhe, liebe Ernestine, ich kann noch nicht folgen, die Zeit, welche ich heute Abend unserm Freunde gewidmet habe, muß ich bis Mitternacht nachholen, Du weißt, ich habe morgen früh die schwierigste Schulstunde.“ —

— „Boß!“ — flüsterte Stolberg mit einer unsäglich wehmüthigen Stimme und der Gerufene fuhr überrascht mit dem Kopfe auf, erkannte den Grafen und wollte ihm entgegenzueilen, dieser aber trat rasch an den lebernen Sessel, verhinderte Boß, die Hand auf dessen Schulter legend, am Aufstehen und sah gerührt in das von der Lampe bestrahlte, vom Studireifer leicht erhitze Gesicht nieder. — „Lieber Freund, Ihr müßet meinerwegen noch so spät arbeiten und doch habe ich Euch so wenig Erfaß diesen Abend geboten.“ —

— „Fehlt Ihnen noch etwas zu Ihrer Bequemlichkeit, lieber Stolberg?“ — fragte Boß freundlich; doch bald die Unruhe in des Gastfreundes Miene gewährend, fuhr er besorglich fort: — „Was ist Ihnen begegnet, Ihre Hand brennt so heiß . . .“

— „Nichts, Boß, nichts, ich bin am späten Abend immer am Lebhaftesten, Sie wissen das . . . lieber Freund, mich beschäftigt der Gedanke, daß ich

heute Abend nicht recht befriedigt von Ihnen und Ihrer Frau gegangen bin — ein paar Minuten gönnen Sie mir, ich will Ihre Arbeit nicht noch verspäten helfen . . . nicht wahr, ich bin Ihnen sehr verändert erschienen?“ — Böß blickte ihn groß an, als Stolberg den nächsten Stuhl heranzog und neben dem Schreibtische Platz nahm. — „Darüber können Sie ruhig sein“ — versetzte er mild — „wir kennen uns, mein lieber Friß Stolberg ringt ja, gleich mir, nach dem Höchsten und Schönsten, die Wege dahin sind verschieden, das Gefühl macht oft große Umwege.“ —

— „Ja, bei Gott! das thue ich, ich ringe — ach! Böß, der Kampf um das Ziel ist bei mir verzehrend, erdrückend, ich sehe Lichter vor mir aufblinken, wie in weiter Ferne auf nächtiger, unheimlicher Haide, aber indem die Sehnsucht nach Ruhe mich dahinzieht, umtönt mich eine warnende Stimme und diese, indem sie meinen Eifer lähmt, macht mich oft recht verdrüsslich.“ —

— „Wer die rechte Himmelsgegend kennt, der braucht das Irrlicht nicht zu fürchten — lieber Freund — wir sind in einer stillen, nächtigen Stunde allein, Sie sind zu mir gekommen — ich ahne Ihre Absicht — lassen Sie uns ein recht aufrichtiges, männliches Wort sprechen . . .“

— „Ja, ja, ich war heute Abend sonderbar —

ein herzliches Willkommen, ein erinnerungsreiches Wiedersehen wurde von mir mit mißlaunigem Widerspruch erwidert . . ." —

Boß unterbrach ihn: — „Sie schwärmen mehr als sonst, lieber Stolberg — Sie stürzen Sich in Extreme, um für eine innere Leere, eine traurige Nichtbefriedigung einigen Ersatz, ein geistiges Heilmittel zu suchen . . .“

Jetzt faßte Stolberg mit Hefigkeit die Hand des Freundes, denn sein Blick hatte am Schreibtische den getrockneten Wiesen- und Kornblumen-Kranz gefunden, den vor Jahren Agnes dem Freunde gewunden hatte — die Hand zitterte, die Augen glänzten feuchter, ein bittender Ausdruck bemächtigte sich dieses edlen, feingebildeten und unbewußt stolzen Gesichtes — „das ist es ja, Boß, das ist es!“ — sprach er mit einem Flüstern, welches aus tiefster Seele tönte — „ich muß ein Heilmittel haben, mich dürstet!“

Boß verrieth seine Rührung ohne Zwang, betrachtete ihn stumm mit wehmüthigem Lächeln, als versenke er sich tief in die Seele des Freundes. Da wurde dieser unruhig — „keine Beschämung suchte ich“ — sprach er schnell und mit dem Blicke abschweifend — „ich wollte mich beruhigen, darum kam ich — der Schlaf flieht vor den Bildern dieses Hauses und dieser Gegend. Wie fangt Ihr Berufsmenschen es an, immer Euch selbst treu zu bleiben?“

— „O! wie leicht ist das!“ — antwortete Bosp mit leuchtender Miene — „Das Wahre finden wir durch klare Untersuchung und Anschauung des Wirklichen, durch verständiges Schließen von Ursache auf Wirkung, durch Vertrauen auf die Leitung der Vernunft, durch heiteren offenen Sinn für das Leben. Und wo uns Trübsal heimsucht, da ist es die Wissenschaft und Kunst, welche das aufschreckende oder entfesselte Gefühl bemeistert und durch ewige Gesetze des Denkens, der Schönheit und der Natur die stärkende, gleichmäßige Ruhe in das Gemüth zurückführt.“ —

— „Ich weiß — Ihr habt mir's schon oft gesagt“ — fiel Stolberg ein, den scheuen Blick nach dem trockenen Kranze aufrichtend. — „Was urtheilte Ernestine über mich? O! wenn sie wüßte, was diesen Abend in meiner Seele vorging, wie mein Schmerz sich in meiner Brust zu einer Beklemmung zusammenballte, welche sich in Widerspruch auflösete und mich erleichterte — was sagte Ernestine?“ —

— „Sie wissen, meine Frau urtheilt wie Agnes, sie schenkt Ihnen die größte Theilnahme.“ —

Plötzlich sprang Stolberg auf, drückte dem Freunde die Hand und sagte: — „Nun werden Sie eine Viertelstunde länger arbeiten müssen — gute Nacht, bleiben Sie sitzen, ich gehe ruhiger fort, morgen sprechen wir mehr.“ — Er schritt rasch davon; als ihm Bosp folgen wollte und die Thür

öffnete, schloß der Graf so eben sein Zimmer. Noch wenige Schritte waren vernehmbar, dann blieb Alles still im Hause. Als Bosc sich auf seinen Sessel zurückbegeben hatte, nahm er zwar die Feder in die Hand, aber seine Gedanken weilten bei dem Freunde. Mit sich selbst sprach er einmal hörbar: — „Die Phantasie, welche sich von der Wirklichkeit entfernt, fürchtet sich oft in der Einsamkeit vor ihren eigenen Bildern — so flieht das Kind, wenn es einsam ist, plötzlich zu der Mutter, weil ein unheimliches Gefühl das Gemüth beschleicht. Woher kommt das? Aus der ungewissen Dämmerung, in welcher die Seele, statt der Wirklichkeit, nur ihre eigenen Träume schauet. Und was sucht der Freund anders, als was ihm die Phantasie als Wahrheit deut? Ich muß auf ihn einwirken, Gott hat ihn in mein Haus geführt!“ —

Die Thurmglöcke der Stadt, welche die späte Stunde verkündigte, erinnerte Bosc an die Arbeit; er beugte sich nieder über das Buch und es traten bald wieder klassische Geister des Alterthums vor seine Seele.

.

Der folgende Morgen war schön und warm; ein lachender Sonnenschein glänzte auf Bäumen und See, die Singvögel auf den schattigen Nußbaumzweigen vor dem Fenster des Schlafcabinets schienen

vergebens den Gast des Hauses zu locken, denn schon war es acht Uhr, als Bosß durch den Garten nach der Schule wanderte, und bemerkte, daß die Gardinen von Stolberg's Kämmerchen noch geschlossen waren. Schon einige Male hatte die Magd horchen müssen, ob der Graf bereits im Zimmer sei, da Ernestine die Gewohnheit desselben kannte, des Morgens während des Ankleidens eine Tasse Thee und etwas Frühstück zu sich zu nehmen. Stolberg war erst gegen Morgen eingeschlafen und als ihn das helle Sonnenlicht, welches durch die offene Zimmerthür in das Cabinet fiel, weckte, schien er selbst über die späte Stunde betroffen zu sein. Er hatte nur wenige Schritte durch die Stube gethan und eben das Fenster geöffnet, um den Blick über den See und die flimmernde Gegend schweifen zu lassen, als die Magd mit dem Thee und Frühstück eintrat und auf des Grafen Frage nach der Uhr antwortete: — „Es hat neun geschlagen.“ —

Als Stolberg angekleidet und von seiner eigenen Hand frisiert war, was ihm um so leichter wurde, als er sein schönes, blondes Haar in natürlichen Locken trug und nach hinten in einer Schleife locker vereinigte, trat er an das offene Fenster, dasselbe, an dem er vor Mitternacht in die mondhele Gegend geschauet hatte. Wie verändert war jetzt die Natur in ihrem Schmucke der Morgensonne und dem Jubel

des heiteren Lebens! Das Fenster war wol geeignet, die Seele mit den wohlthueden Bildern einer friedlichen Landschaft zu füllen. Unmittelbar an den Garten stieß der schöne See, der nicht mehr, wie gestern Abend, fließendem Silber, sondern einem grünlich glänzenden Spiegel glich, auf welchem die Sonnenstrahlen glommen; hinter ihm ragte aus den hohen Blätterwipfeln des Parkes das Schloß hervor, und weit darüber hinaus flimmerte vor dem sanft aufstrebenden Hügel, welcher das Dörfchen Sielbeck vom herrlichen Ufeywalde trennt, der Kellersee, ein wie in die grünen Matten eingebetteter, blanker Silberstreifen. Von der kleinen Insel des nahen Gutiner See's, über welcher gestern Abend zwei sturmverkündende, gespenstische Möwen flatterten, tönte jetzt das jubelnde Schreien, Schnattern und Zirpen unzähliger Vogelstimmen herüber, während im Garten ein glücklicher Frieden herrschte, den die von Blumendüften gewürzte Luft und der Schatten belaubter Bäume noch einladender machten.

Stolberg hatte die Absicht, der Frau Boffin einen Morgenbesuch zu machen; aber so sehr es ihn drängte, den Eindruck von gestern Abend zu verwischen, so unbehaglich fühlte sich sein Ehrgeiz, da er eine gewisse Schaam über sein Benehmen nicht zu beschwichtigen mußte. Schon einmal hatte er die Thürklinke in der Hand gehabt, aber er war

an das Fenster zurückgetreten, als bedürfte seine Brust noch eines längeren, ermunternden Eindruckes der Sonnenlandschaft, der balsamischen Morgenluft und des Friedens ringsum. Da sahe er am entfernteren Ende des Gartens, durch die Lücken der Bäume hindurch, eine weibliche Gestalt wandeln; das weiße Kleid schimmerte in der Sonne, ein Strohhut beschattete das Gesicht — so pflegte einst Agnes im Garten die Blumen für das Zimmer zu sammeln. Und in der That, auch die weibliche Gestalt blieb hinter einem durchsichtigen Rothdornstrauche stehen, neigte sich nieder und pflückte Blumen zu einem Sträußchen, das sie bereits in der Hand trug. Jetzt trat sie in eine freie Durchsicht des Gartens und Stolberg erkannte Frau Voss, welche lustwandelnd, bald hinter dichterem Laubwerk verschwand. War es die einladende Friedensruhe allein, oder zugleich die an Agnes erinnernde Erscheinung — der Graf fühlte sich angezogen, schnell in den Garten hinunterzueilen, der einsam gehenden Frau zuerst in dieser versöhnlichen Milde des Morgens zu begegnen und sich selbst von dem Gefühle zu befreien, das ihn vorhin zurückgehalten hatte, die Wirthin zu besuchen. — Jetzt verließ er das Zimmer schnell und ging in den Garten. Er hatte die Apfelbaum-Allee kaum bis zur Hälfte erreicht, als Ernestine ihn kommen sahe und ihre Schritte ihm entgegen lenkte; unter

einem schattigen Laubgange, von Linden überwölbt, trafen sie zusammen.

— „Ich wollte Ihnen einen guten Morgen wünschen, liebe Boffin“ — sprach Stolberg — „ich bin ein Langschläfer gewesen, wo ist Bos?“ —

— „Schon seit anderthalb Stunden in der Schule — haben Sie denn gut geschlafen?“ —

Wachte der Ton oder der theilnehmende, vielleicht prüfende Blick, der diese Frage begleitete, für Stolberg etwas Verständliches haben, genug, er fragte schnell und aushorchend: — „Hat Bos Ihnen erzählt, daß ich . . .“

— „Daß Sie noch spät mit einander geredet haben“ — fiel Ernestine mit einer zuvorkommenden Beschwichtigung ein — „ich weiß ja, Sie fangen erst an munter zu werden, je später der Abend wird.“ —

— „Das nennt man nervös, liebe Boffin — nervös — ja, bei Gott! ich war gestern Abend in einer recht nervösen Stimmung, nicht wahr? Sie haben es auch gemerkt?“ —

— „Hatte ich Sie auch nicht heiter erwartet, so dachte ich mir doch die erste Unterhaltung nach so langer, bedeutungsvoller Zeit vertraulicher, die nächsten Interessen berührend — weniger Politik und Religion betreffend — das bringt jedesmal eine unerfreuliche Stimmung hervor.“ —

— „Sie sprechen wie Agnes — Sie haben Recht, aber wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich war — bin — bleiben werde.“ —

— „Sie sind ein Mann und haben zur Ueberwindung des Schicksals Gaben von der Natur empfangen, welche sie dem Weibe versagte — wo wir dulden, da erkämpft sich der Mann die Herrschaft über das Unglück und den Schmerz durch die Stärke seines Charakters, wo unser Herz arbeitet, da wirkt der Mann mit dem Geiste.“ —

— „Es giebt verschiedene Charaktere, liebe Freundin, es giebt Vernunft- und Gefühlsmenschen; ja der Bosß, der ist stark und sicher.“ —

— „Bedürfen Sie seines Beistandes, so wird er ihn freudig leisten — o! fordern Sie ihn, verschmähen Sie ihn nicht.“ —

— „Ich bin Ihnen gestern Abend sonderbar vorgekommen, ich weiß es selbst — ich wollte Ihnen gegenüber stark erscheinen und Sie begriffen mich nicht . . . liebe Boffin, lassen Sie uns dort den Weg am See hinuntergehen, dort weilte Agnes so gern, wir wollen von ihr reden.“ —

— „Reißen Sie eine kaum verharste Wunde nicht auf, ich denke, dem Manne gehört die Gegenwart und Zukunft.“ —

— „Ich fühle ein Bedürfniß, mit Ihnen, der vertrautesten Freundin meiner seligen Frau, über sie

zu sprechen, mein Herz einmal zu erleichtern, ich weiß, Sie haben vor Bosß kein Geheimniß — es giebt Zustände im Menschen, die der Mann gegen den Mann zu stolz ist, ihm geradezu in's Gesicht zu sagen, die er dem Frauenherzen lieber anvertrauet, die der weiblichen Vermittlung von Herz zu Mund bedürfen.“ —

Ernestine sahe ihn mit dem dankbarsten Vertrauen an und folgte dem fortschreitenden Grafen, nicht ohne ängstliche Erwartung, daß sie vielleicht eine trübe Nachricht hören sollte, welche sie noch nicht wüßte. Sie begriff nicht sogleich, daß ein stolzer Mann das Frauenherz außersehen hatte, um darin seine Qualen auszugießen, um von ihm Trost zu empfangen und durch dasselbe dem männlichen, vernunftstarken Freunde verständlich zu werden.

— „Sie wissen“ — begann der Graf — „wie ich daran gewöhnt war, mich von Agnes leiten und, wie an Engelsband, meine Gefühle zu einem Frieden führen zu lassen, in dem mein Glück bestand. Denken Sie Sich einen Schiffer auf blauer See, dem Sterne des Guten und dem Engel vertrauend, welcher wie eine weiße Taube auf dem Schiffe sich niederließ. Plötzlich hebt eine dunkle Wolke sich am Horizonte auf, der Sturm bricht los, die Wellen toben auf und schleudern das Schiff in ihre dunklen Furchen — der Stern ist erloschen, die Taube ist entführt,

der Schiffer hat seine leitende Richtung verloren, er stürzt ohnmächtig nieder. Nach dem Erwachen sieht er die See ruhig, den Himmel bedeckt, das Schiff verödet — da erblickt er Land — Lebensbewegung, Hoffnung, begeisternden Muth in dem Treiben fremder Menschen — er steuert dorthin, er hat nur einen Wunsch, sich an das Leben festzuklammern — — er . . . doch genug — der Schiffer bin ich!“ —

— „O! Herr Graf!“ — seufzte Ernestine betroffen — „das ist ein zu düstres Bild, das Leben bietet für den Schmerzbeladenen weit freundlichere und natürlichere Anknüpfungspunkte dar.“ —

— „Hören Sie mich“ — unterbrach Stolberg seine Begleiterin, indem er ihre Hand ergriff, sie flüchtig klopfte und wieder entgleiten ließ; — „Sie wissen, wie plötzlich mir, mitten im Glücke, Agnes entrisen wurde, wie mich der jähe Schmerz auf das Krankenlager warf und fieberhafte Phantasten durch mein Gehirn brannten — meine Brust blutete wirklich. — Um mich nach der Genesung zu zerstreuen, um den täglichen Erinnerungen an die verödete Stätte meines Lebensengels zu entfliehen, nahm ich den dänischen Gesandtenposten in Berlin an — aber dort war Niemand, der mich verstand, in kein Herz konnte ich mich ergießen, Keiner wußte, wer Agnes war — man nannte sie nur meine verstorbene Gemahlin. — Ich mußte aber Zerstreung haben,

Etwas, das mich mit Hoffnung und Zukunft an das Leben kettete, oder es blieb mir nur der einzige Weg der gänzlichen Hingebung an den Himmel. — Jedoch mein Schmerz bedurfte stärkerer Glaubens-Verheißungen, als das kalte protestantische Wort mir bot, ich suchte bei Lavater Trost, er gab ihn mir, und doch fürchtete ich mich vor dem gänzlichen Hingeben an eine lockende Wunderwelt, wenn Vossen's Geist mahnend vor meine Seele trat. — Da brach die französische Revolution aus, ich hörte Freiheitsjauchzen, ich dachte mir, daß Voss für diese Freiheit erglühen mußte, ich stürzte, um das Leben wieder zu finden, in die Begebenheiten dieser Tage, knüpfte die ermattete Hoffnung meiner eigenen Zukunft an die großen Forderungen eines Volkes, dessen Leidenschaft mir imponirte, ich fühlte den Drang, mit Voss darüber zu schwärmen, mit ihm übereinzustimmen. Ich kam gestern Abend hier an; als ich Eutin wieder erblickte, wurde meine Seele immer beklommener, alle meine Sinne begegneten den Erinnerungen an mein verlorenes Glück; dieser See, dieser Garten, der Anblick von Voss, von Ihnen, liebe Frau, jene Linde — das Haus — ach! Alles wirkte überwältigend auf mich ein, der ich doch stark erscheinen wollte; ich suchte Fassung zu gewinnen in der zuversichtlich erwarteten politischen Begeisterung des Voss — aber er begriff meinen Enthusiasmus nicht,

er widersprach mir, ich fühlte eine Verstimmung, welche mich in meinen Ansichten von der Revolution eigenfinnig machte.“

— „O! Herr Graf“ — fiel ihm Ernestine betroffen in die Rede, da sie den stolzen Mann noch niemals so zwanglos und unbeschönigend über sich selbst hatte urtheilen hören — „haben Männer nicht oft Ansichten, worüber sie sich nicht einigen können?“ —

— „Liebe Frau“ — fuhr Stolberg mit sanftem, dankbarem Lächeln, das schnell um seinen edlen Mund spielte, fort — „hartnäckige Ansichten sind oft Seelenverstimmungen; ich fühle mich krank, aber die Welt soll es nicht erfahren. Sie wissen, wir sprachen auch über Religion, das alte Thema — o! beste Vossin, vermögen Sie Sich ganz in ein unsichtbares Wesen hineinzufühlen, können Sie die Sehnsucht nach Gottesnähe, die innerste Empfindung von einem über uns waltenden Dasein in Ihrem Gemüthe erfahren?“ —

Ernestine beobachtete ihn nicht ohne innere Bewegung, da sie seine erhitzte Wange und sein glänzendes Auge bemerkte, welches sanft schwärmend über den grünen See gleitete; sie dachte zugleich an manche Stunde, wo Agnes die Wolke des religiösen Grübelns mit zärtlicher, leichter Hand von seiner hohen, stolzen Stirn gestrichen hatte; — „O!“ —

klang die Stimme der Freundschaft in ihrer Seele — „wenn es mir doch jetzt gelänge, Agnes! schwebte als Engel zwischen uns in dieser Stunde!“ —

— „Haben Sie dergleichen nie erfahren?“ — fragte der Graf eifriger, indem er seine hellen sinnenden Augen, mit dem unruhigen Wetterleuchten im tiefen Hintergrunde, auf die Begleiterin richtete, weil diese bei ihren stillen Gedanken nicht sogleich Antwort gegeben hatte. Ernestine faßte sich schnell. — „Hat nicht jeder Mensch ein angeborenes Abhängigkeitsgefühl von Gott in seiner Brust, redet nicht eine innere Stimme in uns über Gut und Böse? Wir nennen ersteres den Glauben, letztere das Gewissen — sie sind nicht von dieser Welt, sie zeugen von dem Himmel und unserem Verhältnisse zu Gott.“ —

— „So begreifen Sie, daß der Drang im Menschen so lebhaft werden kann, daß er dem Unsichtbaren durch irgend eine Vermittlung ganz angehören möchte?“ —

— „Eine Vermittlung? — Gott läßt sich nur im Geiste und in der Wahrheit anbeten — eine Vermittlung giebt uns auch die Natur, das Werk Gottes; — eine Bewunderung der Schöpfung ist eine Verehrung ihres Urhebers.“ —

— „Hören Sie ein Erlebniß; — als Agnes gestorben war, konnte ich gar nicht begreifen, daß

ſie nicht mehr mit mir lebte, ſie erſchien in meinen Träumen, ſie rebete zu mir, wenn ich einſam trauerte, ſie lächelte mir aus ihrem Bilde entgegen, ich ſah überall die Spuren ihrer Wirkſamkeit, ich nahm ſie ſelbſt mit meinen Sinnen wahr, an ſie dachte ich, wenn ich Gott meinte. Da wurde mir klar, daß der Ewigke durch Vermittlung guter Geiſter dem Menſchen näher träte, ich betete zu Agnes, vor ihrem Bilde knieend, und nie war ich andächtiger, nie fühlte ich Gott näher, Agnes war der Engel, welcher mich mit Gott vermittelte. Iſt das nicht Heiligendienſt, ſo ſchön und beſeligend, wie zur Zeit, wo die Menſchheit nicht anders wußte, als daß die heilige Marie die Gebete der Sterblichen zu Gott trage und Gnade vermittele?“ —

— „Nein, nein!“ — verſetzte Erneſtine, unwillkürlich vom Gefühle ihrer Ueberzeugung in eine feierliche Sprache gerathend — „nur dem traurigen Gemüthe war es ein tröſtendes Mittel, den ſichtbar geweſenen Engel des Lebens auch als unſichtbaren Träger der heiligſten Gefühle zu denken — aber Gott bedarf keiner Zwischenträger zwiſchen ſich und Menſchenherzen; — lebt und webt er nicht in uns, empfinde ich ihn nicht in meinem eigenen Weſen, als Glauben, redet er nicht durch mein Gewiſſen? Sehen Sie dort den jubelnden Vogel auf dem Zweige; — das iſt Gott, der darin lebt; dort die

auffschlagende Blume, welche den Sonnenstrahl einathmet, ist Gottes Zeugin, Alles, draußen und drinnen, in der Natur und in meinem Herzen, wohnt Gott, er selbst, der Allgegenwärtige.“ —

Der Graf sah zu Boden und sprach nach einer Pause: — „So denkt Voss — ja, ja, heiterer ist diese Anschauung, sie macht selbstvertrauend . . . aber sie raubt dem Gemüthe die erquickliche Nacht des geheimnißvollen Lebens, die weiten Sterne, welche ein Jenseits winken, das wunderbare Niedersteigen der Boten Gottes — sie raubt uns die Nähe heiliger Geister.“ —

— „Geister der Nacht? — O! was sind sie mehr, als Bilder menschlicher Sünde, Schatten unseres eigenen Wesens, die wir fürchten oder denen wir vertrauen, wo wir nicht direct in Gottes helles Auge zu schauen wagen! Meine Religion ist wie dieser Sonnenmorgen, tageshell, heiter, hehmisch und zuversichtlich in der Wirklichkeit. Lieber Graf, wenden Sie Sich dem Lichte zu; die Nacht der verborgenen Kräfte, welche den Menschen bannen und von denen ihn Wunder und Fürsprache erlösen sollen, hat Luther für uns vernichtet. Gute Menschen, gute Gedanken und Gefühle, gute Werke, heilige Erinnerungen und frommes Vertrauen auf ein Jenseits sind unsere Engel — so spricht Voss.“ —

— „Glückliche Menschen! Wie fangt Ihr's an,

Euch immer gleich zu bleiben — ist's allein dieser Euer Glaube?" —

— „Nur dieser — der Glaube, daß wir Gottes Kinder sind und er uns seine Mitgift, das Vernünftige, für das Leben mitgegeben hat. Und mein weibliches Herz fühlt, daß es wahr und richtig ist, was Boff denkt.“ —

Stolberg ergriff mit Eile die Hand Ernestine's, drückte sie mit seinen beiden Händen, sah ihr freundlich, voll Herzlichkeit in die begeisterten Augen und flüsterte, unter festem, innigen Schütteln der Hand: — „Ich danke Ihnen, liebe Frau — diesen Gang durch den Garten vergeße ich nicht.“ —

Beide gingen schweigend eine Strecke weiter im Garten; sie hatten die Apfelbaum-Allee erreicht, welche auf das Haus zuführte, als Stolberg den Arm der Frau, die sinnend auf ihren Blumenstrauß niedergeblickt hatte, erfaßte und seitwärts den Weg einbog, auf dem man an die Eingangspforte des Gartens gelangen konnte. Am Rande dieses Weges, auf dem sammetgrünen Rasen stand die Linde, welche Agnes gepflanzt hatte und deren jugendlicher Blatterschmuck gerade hinreichte, um einen leichten Schatten auf die grüne Bank zu werfen, die unter ihr stand. — „Noch einige Minuten, nicht wahr, liebe Boffin?" — sprach Stolberg mit sanfter, einladender Stimme, als er vor der Bank stehen blieb und die Geberde

des Niederlassens machte. Beide setzten sich; dieser Platz war der von Agnes so gern besuchte Ruheort, wo sie ihre glückliche Seele dem Einbruche der Natur zu öffnen pflegte und im frohen Gefühle der Gegenwart und Wirklichkeit oft zum kindlichsten Muthwillen erwachen konnte. Mitten in dem Landschaftsbilde des Lebens, war dieser Platz ein stilles Asyl der Ruhe; an einer Seite barg sich hinter nahe Bäume die Stadt mit ihren Dächern und dem im Sonnenscheine glänzenden, aufsteigenden Rauche, an der andern Seite spiegelte sich der schöne See, dessen jenseitiges Ufer theilweise vom Schlossparke dunkel umsäumt war, theils den freien, lichten Blick in die sonnige Ebene gestattete — und in den Zweigen nah und fern schmetterte die Freude aus der Brust der Vögel und im Rasen zirpte die Grille, über die Wiesenblumen flatterte der Schmetterling. —

— „Ach!“ — sprach Stolberg, sich im Gefühle augenblicklichen Wohlseins mit behaglicher Geberde auf der Bank dehnend — „ich denke eben an meine Kinder — an ihre Verwaisung, an — meine eigene Einsamkeit — geben Sie mir Rath, Sie sind Mutter — was thue ich für meine Kinder, für die Kinder meiner Agnes?“ —

Diese unerwartete Frage brachte Ernestine in eine augenblickliche Verlegenheit. — „Haben Sie ih-

nen eine Erzieherin gegeben?“ — fragte sie, um das Gespräch fortzuführen.

— „Meine Schwester Catharine, welche diesen letzten Winter bei mir war, hat, ehe sie nach Bramstedt zurückreiste, dafür gesorgt — aber — es fehlt die Mutter — das Familienleben — Kinder können nur im Familienleben gedeihen, sie müssen das Beispiel der Eltern sehen — ich kann ihnen meine Zeit nicht widmen.“ —

— „Was die Töchter anbetrifft, so wird das Gemüth einer Erzieherin wol mehr, als die Größe ihrer Kenntnisse berücksichtigt werden müssen — aber der Sohn . . .“ —

— „Ich suche einen guten Hauslehrer für ihn“ — fiel Stolberg schnell ein, als sei er ungeduldig geworden, daß Etwas, das ihm im Herzen und auf den Lippen drückte, noch nicht von der Freundin verstanden und angedeutet sei.

— „Darin wird Ihnen Voss dienlich sein“ — fuhr Ernestine unbefangen fort — „er kennt manche tüchtige Seminaristen und Candidaten . . .“

— „Gut, gut, ich werde mit ihm sprechen“ — unterbrach der Graf nicht weniger schnell — „aber das Mutterherz fehlt — was rathen Sie? Und wieder heirathen? — Eine Agnes beweinen und eine Andere an ihre Stelle führen? — Nicht wahr,

liebe Boffin, das würde Sie erschrecken — das wäre herzlos, undankbar?“

Ernestine suchte ihre Ueberraschung vor den forschenden Blicken des Grafen zu verbergen, der mit einer gespannten, stechenden Schärfe jede Bewegung ihres Gesichtes beobachtete. — „In solchen Dingen läßt sich kein Rath ertheilen, Herr Graf“ — erwiderte sie vorsichtig — „Verhältnisse reden dabei mächtiger, als das Herz — Freunde sind darin leichter zufrieden gestellt, als Der, den es betrifft — schon mancher weinende Witwer hat im Besitze einer zweiten Gattin den Schmerz vergessen —“

— „Vergessen? Das vermöchte ich nicht — Sie haben Recht, es giebt Verhältnisse — o! wie würde Agnes darüber denken!“ —

— „Wenn es einem Sterblichen erlaubt ist, Gedanken der Engel zu errathen, dann . . .“ Hier stockte Ernestine und sahe mit einem Blicke träumerischer Erinnerung in das flüsternde Laub der Linde empor.

— „Dann? dann?“ — fragte der Graf stürmisch. —

Diese Heftigkeit der Stimme schreckte Ernestine aus ihrem Aufblicken und als sie die bekannte, hitzige Röthe auf den Wangen des Grafen bemerkte, konnte sie nicht gleich das rechte Wort finden. — „Ich denke“ — begann sie zurückhaltend — „Agnes hatte

nur den einzigen Wunsch, Sie glücklich zu sehen; ein solcher Wunsch, dem man selbst einen Theil seines Lebens gewidmet hat, kann mit dem Tode nicht erlöschen, er muß auch jetzt noch die Lichtgestalt der Eblen erfüllen und auf Ihre Wege niederstrahlen — Alles, was Sie und die Kinder glücklich, ruhig, zufrieden macht, das ist im Sinne der seligen Agnes.“

Stolberg sah unruhig umher. — „Hören Sie, liebe, verständige Freundin“ — hub er dann, die Hand Ernestinen's ergreifend, an — „gewisse gute Leute drängen mich, meiner Einsamkeit zu entfliehen, mich — wieder zu verheirathen.“ — Er hörte einige Secunden lang inne, um die Wirkung dieses Geständnisses in Ernestine's Miene zu erwarten, als er aber bemerkte, daß diese ruhig blieb und keine Ueberraschung zeigte, fuhr er freier und kühner fort: — „Man behauptet, daß ich es den Kindern und mir schuldig sei, ein neues Familienleben zu begründen — meine Schwester, namentlich meine Schwägerin Louise, bringen in mich — was meinen Sie?“ —

— „Ich erwartete es mit der Zeit — möge der Engel Ihr Herz dabei leiten.“ —

— „Und Was? — was würde er mir antworten?“ —

— „Gewiß dasselbe.“ —

— „So erfahren Sie, daß meine Reise zu Ih-

nen, das Eintreffen meines Bruders, seiner Frau und meiner Schwester, auch diesen Zweck hat. Auf ihr stetes Zureden erwiderte ich endlich, daß ich mit Noth darüber reden wolle — sie fürchten einen Widerspruch und . . . nun wissen Sie, warum sie nach Gutin kommen. . . nicht allein, um eine Wohnung für den nächsten Sommer zu miethen, wenn meiner Schwägerin die Gegend gefällt. — Begreifen Sie nun, liebe Boffin, warum ich gestern Abend stark erscheinen wollte und mit den Erinnerungen in diesem Garten und Hause kämpfte?“ —

— „Und Sie haben bereits eine Dame für würdig erkannt, Ihren Blick auf sie zu richten?“ — fragte Ernestine, dreister durch das Vertrauen gemacht.

— „Nein“ — antwortete Stolberg entschieden — „die Angelegenheit ist eine Sache des Verstandes, noch hat kein Gefühl Antheil daran, und wo ich nicht mit ganzem Herzen dabei sein kann, da geschieht nichts, da bleibt mir nur das Gefühl Dessen, was ich befaß.“ —

— „Eben Ihr Herz ist es, das mich, ohne Angst, einer solchen Aenderung in Ihrem Leben entgegen sehen läßt“ — sprach Ernestine. — Er klopfte ihr schweigend und ernst die Hand und über seine, auf dem Spiegel des See's fortschwimmenden Blicke legte sich der ihm eigenthümliche Nebel einer träumerischen

Schwüle. — In demselben Momente kam vom Hause her die Magd, von zwei Knaben umhüpft, in der Hand trug sie ein in der Sonne hell schimmerndes Papier. Sie trat zu ihrer Frau heran und bat sie, in die Küche kommen zu wollen, um einige Anordnungen zu treffen. — „Eben ist auch die neueste Zeitung gebracht“ — sagte sie.

— „Ha! der Hamburger Correspondent!“ — rief der Graf schnell und griff danach, sogleich die Rubrik „Frankreich“ suchend. — „Machen Sie nur Ihre häuslichen Geschäfte, liebe Frau“ — sagte er lebhaft — „lassen Sie mich hier ganz unbeachtet allein, ich werde die Zeitung lesen.“ —

Ernestine folgte der Magd und führte die Knaben mit sich zurück. Noch einen prüfenden Blick warf sie seitwärts nach der Linde, ehe sie in das Haus trat, denn der Graf hatte ihr heute zum ersten Male sein Herz erschlossen.

Dieser war in der ruhigen Einsamkeit des Gartenplätzchens in eine immer eifrigere Lectüre gerathen; die Nachrichten, welche die neueste Zeitung gebracht hatte, mußten ihn ungewöhnlich interessiren, denn seine Augen leuchteten, die Wangen wurden wieder heiß, die Bewegungen unwillkürlich lebhaft; mehre Male rief er mit halber Stimme: — „Unmöglich! das ist arg! Nimmermehr!“ — oft gerieth er aus dem Lesen in ein allmälliges Sinnen, wobei

die Hände mit der Zeitung sich herabsenkten und die Blicke durch die Luft schwammen, bis er sich plötzlich wieder, wie vor einem schreckhaften Resultate seines Grübelns, aufraffte und zuletzt mit den Worten: — „Davor bewahre uns der Himmel!“ — von der Bank emporsprang, die Zeitung auf dieselbe niederwarf und tiefer in den Garten eilte. —

Die Mittagstunde war gekommen, Voss hatte, aus der Schule heimgekehrt, bereits den Gastfreund gesprochen und war, während dieser mit deutlicher Ungebuld bald nach der Stadt, bald auf die entferntere Landstraße spähetete und endlich einen Gang in das Feld antrat, auf seine Studirstube gegangen, wo Ernestine ihn über die Unterhaltung im Garten die nothwendigsten Mittheilungen machte. Anfänglich stuzte er etwas, doch schnell beherrschte sein besonnener Verstand die Sachlage seines Freundes und er sprach: — „Im letzten Grunde wäre eine Wiederverheirathung des Grafen ein Mittel gegen mögliche Schwankungen des Herzens und Charakters, denen der trauernde, melancholische Einsame nur zu leicht ausgesetzt ist — aber es hängt Alles von der Wahl, von der Natur der Frau ab — sie muß der Agnes gleichen. — Dann werde ich ihm recht herzlich Glück wünschen.“ —

Die Mittagstafel, welche Ernestine mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln und im Einklange mit

der im Voss'schen Hause herrschenden sauberen Einfachheit hergestellt hatte, vereinigte den Grafen mit dem Ehepaare gegen Ein Uhr. Voss mußte um Zwei wieder in die Schule und er versäumte nie freiwillig eine Unterrichtsstunde, was Graf Stolberg mußte, der früher in Gütin ebenfalls in einer bürgerlichen Einfachheit und Tagesordnung gelebt hatte, da Agnes dieselbe liebte und sich gern nach Ernestine richtete, welche sie als Muster einer Hausfrau ehrte. Bei Tische war Stolberg ungewöhnlich heiter, er erzählte von Berlin, von dem Ausbleiben seiner Verwandten, von der Poeste und den projectirten eigenen Arbeiten, er war dabei lebhaft, frei und froh, und nichts erinnerte an die Gespräche, welche er vor Mitternacht auf Voss's Studirstube und Vormittags im Garten gepflogen hatte. Gegen das Ende des Mittagmahles blickte Voss auf den Tisch neben der Thür, wo sein Auge einen täglich gewohnten Gegenstand zu vermiffen schien; als gleichzeitig der älteste Sohn Heinrich hereintrat, welcher heute ausnahmsweise mit seinen jüngeren Geschwistern in einem andern Zimmer gegessen hatte, fragte Voss: „Hast Du die neueste Hamburger Zeitung nicht gesehen, welche heute Morgen gebracht sein muß?“ —

— „Doch, Vater“ — erwiderte der Knabe, ehe die Mutter das Wort zu nehmen vermochte — „als ich aus der Schule kam und durch den Garten

ging, fand ich sie auf der Bank unter der Agnes-Linde — ich habe sie in meine Mappe gesteckt und vergessen.“ — Rasch sprang der Knabe hinaus, um sie zu holen, während der Graf ausrief: „Ah, dort auf der Bank habe ich sie liegen lassen — ich blätterte darin.“ —

— „Und welche Nachrichten bringt sie aus Frankreich?“ —

— „Schlechte — ein revolutionaires Volk macht doch stets Mißgriffe und raset sich selbst in das Bodenlose hinein“ — sagte der Graf mit einer lauen, fast gleichgültigen Stimme.

— „Ei, Freund, wäre Ihre Begeisterung schon so schnell verraucht? Was hat sich denn Absurdes ereignet?“ —

— „Die Nationalversammlung weiß nicht, was sie will, ihr begonnener Constitutionsplan erschien wie eine Morgenröthe der Freiheit, wie wir sie immer in unsern klassischen Schriftstellern des Alterthums bewundert haben, die Erstürmung der Bastille ließ auf eine ruhige Vereinigung der vulkanisch tobenden Elemente schließen, wie der Ausbruch des Vesuves die umliegenden Fluren mit Bildungstrieb befruchtet; aber denken Sie Sich, Woz, man greift die Grundsäulen der gesellschaftlichen Ordnung an, anstatt auf den drei Säulen des Adels, des geistlichen und gelehrten Standes und des Bürgerthums

ein harmonisches Gebäude zu erheben, das in allen seinen Theilen im Gleichgewichte steht, reißt man die eine und älteste Säule um und bauet auf Luft, auf Ideen — jede Köchin weiß schon, daß ein Dreifuß fester steht, als ein Topf auf zwei Füßen.“

Wosß mußte lächeln. — „Und was ist denn geschehen?“ — fragte er eben, als Heinrich mit dem Hamburger Correspondenten zurückkehrte und ihn dem Vater darreichte. — „Nun will ich selber lesen, Sie reden zu geheimnißvoll, Ueber Stolberg“ — fuhr Wosß fort, indem er die Zeitung entfaltete.!

— „Nun, was ist's weiter, man hat die Absicht, die Lehnsrechte des Adels aufzuheben“ — sprach Stolberg mit erzwungener Gleichgültigkeit — „man predigt dort die Menschenrechte, als ob die französische Nation eben erst an der Schwelle der menschlichen und bürgerlichen Gesittung angekommen wäre, löset alle sociale und staatliche Fundamente in philosophische Sätze auf, fordert den Naturzustand der Menschheit, als ob die Menschen wilde Bestien wären; — man sollte lieber, statt dieser Menschenrechte die zehn Gebote voranschicken und das Evangelium als das erste Gebot betrachten. Menschen mit alleinigen Naturrechten gehören in die Wildniß — diese freveln zuerst gegen Diejenigen, welche sociale Rechte besitzen, die Aeligen. Man wilddiebt am Eigenthume der Gutsbesitzer.“ —

Der Selbstzwang, gleichgültig zu erscheinen, hatte, bei diesen immer eifriger gesprochenen Worten, der inneren Aufwallung des Temperamentes nicht Widerstand leisten können; Stolberg bekam den blaßrothen Anflug des Gesichtes, schien aber die Erhitzung schnell zu fühlen und erzwang seine frühere Ruhe wieder. Wosß legte die Zeitung bei Seite und sahe ihn freundlich an. — „Nicht wahr, Freund, der kalte Schulmeister gestern Abend hatte doch Recht, wenn er vor dem Freiheitsbilbe seines Freundes nicht gleich enthußtastisch aufjubelte, ich denke, wir sind auch hierin einerlei Meinung geworden.“ —

— „Ja, ja“ — versetzte Stolberg rasch und begann mit dem Knaben zu spielen, welcher ihn mit großen, neugierigen Augen anblickte.

Die herannahende Schulzeit beendete die gemüthliche Vereinigung am Mittagstische; Wosß ging auf seine Studirstube, um seine Bücher zu holen. Plötzlich stand Stolberg hinter ihm, welcher schnell und still gefolgt war. — „Freund!“ — begann er — „hat Ernestine Ihnen Mittheilungen gemacht?“ —

Im ersten Augenblicke schwieg Wosß, da er nicht wußte, ob er ein Recht habe, das Vertrauen seiner Frau zu verrathen; der Graf mußte diese Zögerung verstehen, denn schnell fuhr er fort: — „Ich denke, zwischen Ihnen und Ernestinen wohnt kein Geheimniß — es ist ein böser Traum von mir

gewichen, Bof, ich habe mich selbst wiedergefunden, ich bin der Alte, ich fühle mich in der Atmosphäre von Eutin so gesund, wie der Fisch im Wasser, wir verstehen uns, wir wollen Beide an der Wahrheit und Schönheit des Lebens arbeiten. Ja! mein lieber Bof!" — Mit diesen Worten schlang er beide Arme um den Freund, dieser that dasselbe und sie hielten sich Brust an Brust einige Secunden umfaßt. — „Ein freier, heiterer Geist des Guten segne diese Stunde" — sprach Bof feierlich und gerührt. — „Ich habe mein Herz einmal gegen Ernestine ausgeschüttet, mir ist leicht, mir ist, als säßen wir bei Hölty, Miller, Claudius, als schwebte Klopstock zwischen uns — doch, wir verstehen uns, später, nach vier Uhr, reden wir über das Andere." —

Bof gab durch seine Geberde zu erkennen, daß er wisse, was Stolberg meinte; dieser drückte ihm flüchtig die Hand und ging schnell in die gegenüberliegende Stube. — Als Bof unten in das Haus zurücktrat und Ernestinen sein Fortgehen meldete, da erkannte diese eine glückliche Erregtheit in seinem Gesichte und sahe ihn forschend an. — „Du erräthst!" sprach er, ihre Wange klopfend — „heute Nachmittag wollen wir uns aussprechen." — Durch den Garten wanderte er dann vergnügt seinen Schulweg, von dem Gedanken getragen, daß die Wandlung des Freundes, die Aufklärung seines Nebelhimmels,

nicht nur der lichte Augenblick eines Wolkentages nicht die vorübergehende Wirkung der letzten Eindrücke sein möge. — —

Als Voss am Nachmittage denselben Weg von der Schule heimkehrte, bemerkte er schon aus der Ferne, daß mehre Personen in seinem Garten lustwandeln; auf der Anhöhe am See erkannte er die Gebrüder Stolberg, es war also Graf Christian mit seiner Gemahlin Louise und Schwester Katharina eingetroffen. Beide Brüder kamen ihm jetzt vor dem Gartenthore entgegen; eine herzliche Begrüßung fand zwischen Christian von Stolberg und Voss Statt und die mehr kräftige, offenere Natur des Ersteren hatte immer Wohlgefallen an der schlichten, ehrlichen Erscheinung des poetischen Freundes gefunden, der ihm durch Urtheil, Ruhe und Festigkeit einen stillen Respect einflößte. — „Wir haben uns lange nicht gesehen, Voss!“ — sagte er — „Sie sind immer der Alte, und haben nur an Jahren, Dichterruf und Gelehrsamkeit zugenommen. Es muß in Gütin eine besondere Lebenslust herrschen, Bruder Fritz ist erst seit gestern Abend hier, wie er sagt, und schon finde ich ihn frischer, lebensfroher, mit einem Worte gesunder. Die Berliner Hofluft taugt für ihn nicht, reden Sie ihm nur zu, daß er wieder in Gütin'sche Dienste tritt, dann ziehe ich vielleicht auch hierher, an den schönen See und dichte

wieder mit Tuch Famben. Aber nun sollen Sie meine Frau kennen lernen." —

Bei diesen Worten legte er Bosen's Arm in den seinigen und schritt, während Fritz Stolberg neben ihnen ging, der Gegend des Gartens zu, wo Ernestine mit zwei Damen lustwandelte. — „Wann sind Sie angekommen?“ — fragte Bos. — „Gleich nach Mittag; — während Fritz uns auf der Straße von Plön her am Fissauer Wirthshause erwartet hat, sind wir mit Extrapost über Köbel in die Stadt gefahren und, nach einer kurzen Restauration im Gasthause, hierher gekommen. Morgen früh reisen wir weiter, meine Frau wünscht noch einen Besuch in Breez zu machen, wir kommen von Travemünde und ich denke, Fritz begleitet uns morgen.“

Bos hatte nicht Zeit, sein Bedauern über den kurzen Besuch auszusprechen, denn Christian rief den ihnen bereits nahe gekommenen Damen entgegen: — „Nun, liebe Louise, sollst Du auch den Mann selber kennen lernen, von dem Du viel gehört hast.“ — Bos kannte bereits Katharine, die Schwester der Grafen, von früher her, eine milde, wohlthuende Erscheinung, die Familienzüge der Brüder tragend, namentlich dem Jüngeren an feiner, sensibler Gesichtsbildung und edler Freundlichkeit gleichend; eine andere Erscheinung bot jedoch die Gräfin Louise dar. Als sie in hoher, schwebender Gestalt, das hochfrisirte

Haupt auf üppigem, weißen Nacken schaukelnd und stolz empor werfend, einen mehr verwundernden, neugierig lächelnden, als freundlichen Blick auf Voss richtete, welcher entblößten Hauptes sich verneigte und dann in seiner offenen, freien und ruhigen Weise zu ihr empor sah, als sie mit dem Fächer anmuthig wehend und mit den Fingerspitzen der anderen Hand das weite, rauschende Kleid graciös und selbstgefällig in einer Falte ergriff und nachlässig hob, so daß der gewölbte, kleine Fuß auf den spitzen Modehacken sichtbar wurde, als sie dabei einen vornehmen, flüchtigen Blick auf ihren Gemahl richtete und dann zu Voss sagte: — „Herr Rector, Sie üben eine starke Macht der Anziehung auf meinen Schwager aus, ich war sehr gespannt, Sie kennen zu lernen“ — da glaubte Ernestine sofort in der Seele ihres Mannes zu lesen, daß sie kalt und ruhig geblieben sei.

— „Es gereicht mir zur großen Ehre, daß Sie mir Ihr Interesse und Ihren Besuch geschenkt haben“ — versetzte Voss, sie mit seinen unerschrockenen, großen und vorstehenden Augen fest anschauend — „das gemeinschaftliche Streben nach Wahrheit, Schönheit und klassischer Vollendung hat Frits Stolberg eng mit mir verbunden und dieser Freundschaft danke ich auch diese heutige Begegnung.“ —

— „Frits Stolberg!“ — wiederholte sie, mit aufhorchendem, mitleidigem Lächeln nach ihrem

Schwager blickend; dann, das Haupt überwerfend und mit dem Fächer stärker wehend, richtete sie die hellen, hübschen Augen auf einen Punkt in der Luft, als wolle sie ein spöttisches Gefühl unterdrücken — „Wie ich höre, sind Sie sehr intim. — Sie haben hier einen recht hübschen Garten.“ —

— „Gefällt Dir die Gegend?“ — fragte Graf Christian schnell, während der Bruder auf den eben empfangenen Blick der Schwägerin sich abgewendet hatte und, die Hände auf den Rücken gelegt, scheinbar gleichgültig im Kreise um die stehende Gruppe schritt.

— „Diese Gegend?“ — erwiderte Gräfin Louise — „Nun! es ist hier allerdings sehr ländlich, für Idyllendichter gewiß recht geeignet — eine unschuldige Landstadt, wo die kleinen Häuser große Gärten haben — lieber Christian, ich glaube, es ist für einen nichtpoetischen Menschen recht langweilig!“ —

— „Wir müssen erst einmal durch die Stadt wandern, den schönen Schloßpark, den nahen Ukley mit dem königlichen Jagdschlosse besuchen, es wird Dir vielleicht gefallen“ — erwiderte Graf Christian lebhaft. —

— „Mein Gemahl sieht mit poetischen Augen — wir können über die Gegend ein anderes Mal reden“ — fiel sie mit beherrschender Liebenswürdigkeit und den schmelmischen Blicken bewußter Ueberlegenheit

ein — „machen wir einen Gang am Ufer des See's, wo es kübler ist, als hier.“ —

Man promenierte; Wosß war mit Katharine von Stolberg in ein Gespräch gerathen und Graf Friß hatte die Frau Wosß zu einer Unterhaltung gefunden. Gräfin Louise ließ sich vom Gemahl führen; indem sie nur leicht ihren, aus reichen Spitzenmanschetten hervorschimmernden Arm in den ihres Führers legte, nur zerstreut dessen eifrigen Hinweisungen auf die Schönheiten des See's ihre Aufmerksamkeit widmete, jedoch mit strengen Seitenblicken den ruhig, aber mit ernstern Mienen zu Katharinen redenden Wosß beobachtete und gleichzeitig das suchende helle Auge zu dem Schwager schweifen ließ, dessen vertrauliches Wesen zu der Rectorin ihr Interesse zu erwecken schien. Man hatte die Promenade nach einer Viertelstunde beendet und wieder den schattigen Ruheplatz erreicht, wo schon vor Vossens Heimkehr von Ernestine ein Kaffeetisch eingerichtet war. Eine allgemeine Unterhaltung hatte hier die Rede auf das Tagesereigniß gebracht, Graf Christian theilte, als Mann von freier Gesinnung, die allgemeine Begeisterung, meinte sogar, daß die Aufhebung der Adelsprivilegien auch ihr Gutes haben, wunderte sich, daß sein Bruder so lau und gleichgültig darüber urtheilte und fragte endlich: — „Was halten Sie davon, lieber Wosß?“ —

Dieser antwortete in seiner gewohnten, freimüthigen Weise: — „Wollte man dem Adel sein altes Eigenthum rauben, so würde es eine Gewaltmaßregel sein, die vor dem Rechte keine Billigung fände. Wie aber der Blitz oft die ehrwürdigsten Bäume und Gebäude zerspittert, so zerstört auch die empörte Natur der Menschen oft das scheinbar Gesichertste. Die Revolution wird, ich zweifle nicht daran, jedes Privilegium niederreißen, kein Gehege besonderer Menschenrechte stehen lassen — man wird den Boden umpflügen und ebenen, ehe man darauf die neue Saat der gesellschaftlichen Zukunft ausstreuet. Ja, ja — es wird mancher ehrwürdige Stammbaum brennen.“ —

Gräfin Louise sah den Sprecher mit einem Lächeln an, das ebenso viel Spott wie heitere Bewunderung ausdrückte — „O!“ — sagte sie mit pathetischer Betonung — „wenn das Alles brennt, wie schön und herrlich werden dann die alten Stammbäume in ruhigen Flammen aufgehen, während das junge niedere Holz knattert und sprühet — wie stolz und strahlend wird der Adel untergehen — mein Gemahl und mein Schwager freuen sich schon darauf, wie Feuersüchtige, welche gern ihr eigenes Haus anzünden möchten; — es heißt, sie wären Beide in der freisinnigen Schule des Herrn Rectors gewesen.“ —

Bos sah die Dame, welche ihn ungemein liebenswürdig, fast neckisch anlächelte, mit fragender Strenge an. — „Meine Gnädige!“ — versetzte er — „wenn Sie mir einen Einfluß auf meine edlen Freunde zuschreiben, so ist es kein anderer, als der, welchen das heroische Alterthum und eine offene Brust für Wahrheit und Recht, ein freies Auge für Licht und Schönheit auf jeden geistigen Menschen machen.“ —

— „Brav, das gefällt mir“ — sagte Gräfin Louise mit weiblicher Schlaueit, um das Vertrauen des Rectors zu gewinnen, da sie seinen eben empfungenen Blick der Strenge zu würdigen verstand — „eine offene Brust und ein freies Auge; — ein Wort möchte ich mit Ihnen reden — glauben Sie, daß ein einsamer Mann, mit einem Herzen voll Wolken . . .“

— „Liebe Louise“ — fiel Fritz Stolberg, plötzlich aus seiner bisherigen ruhigen Stellung hervortretend, in seiner Schwägerin Wort — „mit Bos und seiner Gattin redet man immer ohne Umschweife; sprich es aus, Christian, was Ihr Alle von mir wollt, ich habe bereits mich verständigt.“

— „Und Du willst Dich wieder verheirathen?“ — fragte Christian überrascht, während Gräfin Louise hinter dem Fächer ihr zwar angenehmes Erstaunen verbarg, aber mit den durchdringenden Au-

gen des unwillkürlichen Mißtrauens die Geberden der Umstehenden beobachtete.

— „Fritz hat mir vorhin mitgetheilt, daß er unsere Wünsche erfüllen wolle, sobald die Verhältnisse ihm dazu günstig würden“ — nahm Katharine das Wort — „ein Gespräch mit Frau Bos hat ihn zu einem Entschlusse geführt.“ —

— „Ihr wisset es nun, redet nicht weiter darüber“ — rief Graf Friedrich unbehaglich und einen bedeutsamen Blick auf Ernestine und Bos werfend — „die Luft von Gütin hat auf mich, wie die Alpen auf einen Kranken gewirkt. Ihr verlieset mich einst in Berlin in dumpfer Stimmung — seht — ich bin froh und frei. Dabei beruhigt Euch!“ —

Christian sprang vom Stuhle auf, umarmte seinen Bruder und drückte dann Bos die Hand, während Gräfin Louise abwechselnd, mit der Miene der Ungewißheit, die Gesichter des Schwagers, des Bos'schen Ehepaar's und Katharinen's durchforschte, ob nicht irgend eine Verstellung die weitere Anregung dieses Gegenstandes beschwichtigen oder ihr zuvorkommen solle. Der schöne Mund verrieth aber für das kundige Auge einen Zug der Reizbarkeit, indem sie Bos beobachtete, als empfinde das stolze Herz eine eifersüchtige Verwundung, daß ein Anderer in kurzer Zeit vollbracht haben konnte, worauf sie selbst schon seit Anfang des Frühlings mit al-

len Mitteln ihrer Persönlichkeit hinzuwirken gesucht hatte. Den Weg, auf welchem Bos so rasch in dem oft eigenstinnigen Herzen des Schwagers zur Herrschaft gekommen war, wünschte sie kennen zu lernen und da zu wußte sie die Gelegenheit zu finden. Die entschiedene Abneigung des Grafen Friedrich, dem Drängen von Schwester und Schwägerin, eine zweite Gattin zu nehmen, um der nachwirkenden Trauer und dem Veröden des Hauswesens ein Ende zu machen, auch nur eine entfernte Hoffnung zu gewähren, seine Vorgeben, darüber mit Bos reden zu wollen, hatte Gräfin Louise auf den Gedanken gebracht, daß Bos für die Sache gewonnen werden müsse und man hatte deshalb unter anderem Vorwande die Zusammenkunft in Gutin verabredet. Der Graf hatte den Zweck wol durchblickt und an dem Orte, wo seine theuersten Erinnerungen lebten, wo die lebenden Zeugen seines schönsten häuslichen Glücks und die innigsten Freunde der entschlafenen Agnes das Andenken daran heilig bewahrten, mit sich selbst zu Rathe gehen wollen, ob er für den Schritt in ein neues Verhältniß die Kraft in sich selbst und die Billigung seiner Gutiner Freunde finde. Der vormittägige Gang mit Ernestine, die unerwartete Ruhe, womit sie seine Andeutungen und sein dreifaches Geständniß ohne irgend einen Widerspruch aufgenommen und wie Bos, in der kurzen Zwiesprache



vor dem Schulgange, seine Mitwissenschaft des Verständnisses in herzlicher, stummer Billigung verrathen hatte, war auf Stolbergs Gemüth von nachwirkendem, entscheidenden Einflusse geworden — Gräfin Louise bedurfte ihrer gewinnenden Kunst der Uebersetzung bei Voss nicht mehr. —

Graf Christian schlug einen Spaziergang in den Schloßpark vor; er wünschte seiner Gemahlin die Gegend angenehm zu machen, da er eine unverholene Neigung zeigte, Tutin zum Wohnorte zu wählen. Man trat die Promenade an, als bereits die Schatten der Bäume länger geworden waren und am Himmel ein sanftes Gelb eine spätere, schöne Abendröthe verhieß. Gräfin Louise hatte bald die Frau Voss als nächste Begleiterin gefunden und mit ihr ein eifriges Gespräch angeknüpft, worauf sie, im Schloßparke angelangt, Voss durch ihre Anrede festsetzte und einen Gang mit ihm in die schattige Gegend der alten Baumgruppen am See einschlug; Ernestine's Augen verfolgten sie mit stiller Beklommenheit, und die leichte Erröthung ihrer Wangen, welche sie aus der Unterhaltung mit der Gräfin zurückbehalten hatte, deutete darauf hin, daß ihr Gemüth nicht theilnahmlös dabei geblieben war.

Graf Friedrich zeigte heute Nachmittag eine ungewöhnliche, still heitere Ruhe; in seinen Blicken, welche Ernestinen begegneten, lag Vertrauen, in sei-

nem Gespräche mit dem Bruder erschien er unbefangen, ohne seine sonstige Aufwallung. — An dem Geländer des Altan, den eine von Moos und Farnkraut bewachsene Mauerwand am Ufer bildete, lehnte Gräfin Katharine und weidete das Auge auf dem grünen Spiegel des Sees, welcher die rötheren Farben des Himmels in seiner Tiefe mit dem Bilde der Uferbäume vermischte, die kleine Insel in der Mitte erfüllte die Luft mit dem Gesange der hier gehetzten Singvögel, gegenüber, am anderen Ufer des Sees, lag die Stadt, hinter der die rothe Feuerkugel des Tages sich feierlich senkte. Katharine liebte die Natur und war in die Scene der Landschaft träumerisch verloren; — da schlug eine leichte Hand mit dem Fächer auf ihre Schulter, sie wurde durch die Worte: — „Komm, setzen wir uns hier“ — angerebet. Gräfin Sophie stand neben ihr, die hellen Augen voll Glanz der Erregtheit, wie ein Stern, der durch das Blau des Abendhimmels zittert. Zu gleicher Zeit schritt Bos in einiger Entfernung vorüber, warf einen ernsten Blick nach der Gräfin, die ihn soeben verlassen hatte, und wurde dann von seiner Gattin, die ihm absichtlich mit unruhiger Erwartung entgegen eilte, wieder in das Dunkel der dichteren Baumgruppen zurückgeführt.

Gräfin Louise setzte sich unter dem rauschenden Lärm ihrer Kleider auf die Bank des Altan, kühlte

sich mit der gewohnten Fächerbewegung die Brust und sprach zu der neben ihr Platz nehmenden Schwägerin: „Katharine, ich begreife Deine Brüder, vorzüglich den Friß nicht; ich habe mir von dem Voss ein Bild entworfen, wie man einen Weltweisen, Poeten und Grafenfreund sich vorzustellen pflegt — wie ist es möglich, daß ein Stolberg mit seinem alten Adel, seinem gerechten Stolze, seiner frommen Gesinnung, und in seiner Stellung und Pflicht vor der Welt, dieses Mannes Einflusse sich unterwerfen, für ihn schwärmen, ihn anstaunen kann?“ —

— „So hat er auf Dich keinen angenehmen Eindruck gemacht?“ — fragte Katharine überrascht; — „freilich muß man solche Geister erst länger kennen und mit ihnen umgehen, wenn man sie in ihrem Werthe schätzen lernen will.“ —

— „Meinst Du? Der erste Blick eines Weiberauges ist oft durchdringender, als die langsame, vom Zufalle geknüpft und von Gewohnheit befestigte Verbindung zwischen Männern — es liegt schon in der Erscheinung dieses Voss Etwas, was mich zu seiner Feindin machen könnte, mich ärgert diese unhöfliche Entschiedenheit, seine pedantische Ruhe, sein strafender Ernst, wenn man ihm widerspricht, seine langweilige Gründlichkeit und die dreiste Vertraulichkeit, womit er jeden Unterschied ignorirt und das Zartgefühl nicht besitzt, daß er sich, trotz der

Herablassung vornehmer Personen, ihnen nicht gleich stellt.“ —

— „Um Gotteswillen, Louise, Du bist ja ganz erregt!“

— „Ja, ich ärgere mich über diesen . . . ja er ist ein ächter Schulmeister!“ —

— „Aber hat er Dich denn beleidigt? Er hat es gewiß ohne Absicht gethan, denn meine Brüder und die selige Agnes lobten stets sein gutes rechtschaffenes Herz.“ —

— „Mich beleidigt sein ganzes Wesen — da blickt er mich mit seinen hervortretenden Augen an, als überwältige er mich, als läge ein Vorwurf darin und doch hat er ein entsetzlich einfältiges Gesicht!“

— „Soll ich denn gar nicht erfahren was Dir begegnet ist? Ihr ginget ja so lange und im eifrigsten Gespräche dort bis an das äußerste Ende des Parkes.“ —

— „Kannst Du mir sagen, warum oft ein ganz Fremder Dich durch seine Gegenwart verstimmt? Da ist's nicht eine Miene, ein Wort, eine Gestalt, nein, es ist der ganze Mensch.“ —

Katharine versuchte zu lachen, während der Gräfin Blicke mit recognoscirender Unruhe nach der Gegend schweiften, wo eben Bosß an der Seite seiner Gattin einsam wandelnd durch das Gesträuch sichtbar wurde. — „Ich muß lachen“ — sagte Katha-

rine — „Deine Wangen sind ordentlich geröthet in eifriger Erhitzung; — ich glaube gar, Du bist eifersüchtig.“ —

— „Ich müßte nicht worüber“ — erwiderte Gräfin Louise stolz, indem sie das Haupt überwarf, ein verächtliches Lächeln um den rothen Mund spielen ließ und den Fächer mit nachlässiger Grazie in Bewegung setzte, um den Rosenduft, welcher ihrem parfümirten, mit spitzen Fingern sanft geschüttelten Mouchoir entströmte, gegen das Gesicht zu wehen.

— „Du möchtest gern, daß Fritz nach allen Deinen Wünschen lebte und handelte, Dein Herz hat sich einmal darin gefallen, ihm eine rathende und . . . maßgebende Schwägerin zu sein. Nicht wahr?“ —

Gräfin Louise richtete die grellen Augen streng und forschend auf Katharine — aber sie fand keine Spur von Ironie oder Vorwurf in deren freundlichem und muthwillig lächelnden Antlitze und antwortete, die strenge Miene zum milderen Ausdrucke umstimmend: — „Die weiche, sanguinische Natur des Schwagers bedarf einer Führung; er folgt immer dem mächtigsten Eindrucke — Agnes und Bos machten ihn zu einem bürgerlichen Manne, ich und hoffentlich eine künftige Gattin müssen ihn für seine ursprüngliche, angeborene Natur, für die Welt der Aristokratie, wieder gewinnen. Dieser Bosische Ein-

fluß, diese Agnes-Erinnerungen, wie man die magnetische Kraft hier nennt, erhält ihn in einer bürgerlichen Gesinnung, ohne Adel, Stolz und edelmännische Neigungen. Eine Wiederverheirathung, eine geeignete Gemahlin muß diesen Einfluß brechen.“

— „Und Du bist eifersüchtig auf diesen Einfluß — aber hat Bruder Christian nicht oft behauptet, daß Voss allein im Stande sei, die schwärmerische Anlage in Fribz zu mäßigen und ihn für vernünftige Forschungen und ruhige Anschauung zu gewinnen?“ —

— „Die schwärmerische Seele liebe ich über alle Maßen, namentlich bei einem ritterlichen Manne. Ohne sie hätten wir keine Kreuzzüge, keine romantische Zeit, überhaupt kein Mittelalter gehabt; einem Grafen aus altem Stamme muß der urahnliche Mythos nie verloren gehen, im schönen, romantischen Lande wurzeln unsere Namensbäume, ihr Duft muß den Odem der Ritterzeit in die Nüchternheit dieser Gegenwart wehen — solche nüchterne Menschen wie Voss arbeiten am Niederreißen der Romantik — ich ärgere mich über solche Männer.“ —

— „Ich begreife Dich nicht, Louise — ist doch Dein eigener Mann anderer Meinung —“

— „Durch wen? Durch diesen Voss, durch seine imponirende Ruhe und Gewißheit — glaube mit, dieser Voss ist ein Feind des Adels.“ —

— „Und doch ein so intimer Freund zweier Grafen.“ —

— „Du bist auch heute von dieser Guter Luft angesteckt, Katharine.“ —

— „Ich muß über Dich lachen, Du bist nicht bei Laune und redest Dich in eine Opposition hinein, während Dir Niemand widerspricht.“ —

— „Doch — der Schulmeister —“

— „Mein Gott, er hat seit gestern Abend erreicht, woran wir seit Frühlingsanfang vergeblich arbeiten, Fritz wird eine zweite Gattin suchen — nennst Du das Widerspruch mit Deinen und unseren Wünschen? Warst Du nicht darauf vorbereitet, Bos für Deinen Wunsch zu gewinnen, und seine Mitwirkung zu sichern? Siehe, das wurde Alles nicht nöthig, Fritz hat unsere wahre Absicht, welche uns zum Besuche in Gutin veranlaßte, durchblickt, hat sich Bosen's Frau offenbart und ist entschlossen. Auf dem Gange nach diesem Parke sprach er mit mir, er redete so warm und dankbar über die Bosin und ihren Mann, daß mein Herz blutete, als Du vorher so erregt gegen den Mann warest. Aber hat Deine lange Unterhaltung mit der Rectorin Dich nicht befriedigt?“ —

— „Es mögen herzensgute Leute sein, in ihrer Art, bürgerlich einfach und nach den Begriffen des Mittelstandes auch von guter Sitte, aber sie passen

nicht für die Welt der Etiquette, sie haben ein zu plumpestes Trogen auf Gesinnung und Ueberzeugung an sich." —

— „Da kommen meine Brüder“ — flüsterte Katharine schnell — „kränke sie nicht in ihrer Freundschaft.“ —

Louise antwortete nicht, stand auf, warf die weite Faltenfülle ihrer rauschenden Kleider in Ordnung, legte die Schleppe mit gewandtem, anmuthigem Griffe über den linken Arm und trat in der stolzen Grazie ihrer Gestalt und im Bewußtsein derselben den Ankommenden entgegen. — „Wir haben einmal die Aussicht vom Schlosse genossen“ — rief Christian vergnügt — „ist dieser Aufenthalt nicht schön? Wenn wir uns dort am See ein Haus kaufen, liebe Louise; — Fritz hat mir versprochen, daß er um Zurückversetzung nach Cutin beim Könige nachsuchen wolle —“

— „Und was weiter?“ —

— „Warum gehen denn Bosß und Ernestine so allein?“ — fragte Graf Friedrich, ehe auf die etwas spitze Frage der Gräfin geantwortet werden konnte. Christian und Katharine folgten mit den Augen der angedeuteten Richtung, während Gräfin Louise an das Geländer des Altans rauschte, über den See blickte und leise flüsterte: — „Hm! Ernestine — immer besser.“ — Und laut fuhr sie fort:

— „Wo wird das Haus der Stolberge künftig stehen? Was ist's, das Euch hier anzieht?“ —

Folgen wir zunächst dem allein wandelnden Bossischen Ehepaare. Als Ernestine ihren Mann erblickt hatte, wie er die Gräfin verließ und ihr einen ernsten Blick nachsandte, war sie auf ihn zugeeilt, und seinen Arm ergreifend, mit ihm in den dunkleren Laubgang des Parks zurückgegangen. — „Heinrich!“ — sprach sie bewegt — „ich sehe es Dir an, Du bist verstimmt.“ —

— „Und ich sollte Deine gerötheten Wangen nicht bemerkt haben, womit Du die Gräfin verließest, als sie mich zu einem Gange aufforderte? Ernestine, was redete sie mit Dir?“ —

— „Gewiß hat ihr Herz nichts Arges dabei empfunden, als sie meine Seele tief verwundete, ich weiß, Sie kennt Agnes nicht. Sie meinte, ihr Schwager bedürfe für seine öffentliche Stellung und Zukunft, wie für die innere Herstellung seiner wahren Natur eines ganz anderen Klima's, als diese idyllische Agneserinnerung; in leicht hingeworfenen Nebenforderte sie mich auf, die Zeit des bürgerlichen Zusammenlebens und poetischen Verkehrs nicht immer in ihres Schwager's Gemüthe anzufrischen, des Grafen Stolz durch keine Nachempfindungen dessen, was er vergessen müsse, zu schwächen, meinen Einfluß auf ihn — und dieses Wort betonte sie so

schneidend — dadurch zu bewähren, daß — daß . . .
o! es hat mich tief gekränkt — daß ich ihm den
Unterschied zwischen uns und ihm fühlbar mache.“ —

— „Und was antwortetest Du? Was?“ —
fragte Bos lebhaft, seine Gattin am Arme festhaltend
und sie stolz anstarrend.

— „Ich widersprach ihr!“ — antwortete Ernes-
tine mit gleichem Stolze und Bos nahm eine frohe,
dankbare Miene an. — „Und was sagte sie mir?“
— sagte er, den Weg in das Gebüsch weiter schrei-
tend — „was muthete sie mir zu? Ich sollte mich
selbst verleugnen, mich selbst betrügen, sollte ein
falscher Freund werden.“ —

— „Unmöglich — sie kennt Agnes nicht, sie
kennt uns nicht, sie fühlt eine eifrige Sorge für
ihren Schwager, meint es gut mit ihm und was
kann sie dafür, daß sie in anderen Ansichten erzogen
wurde, daß sie keine Agnes ist!“ —

— „Du hast Recht, ich mag ihr nicht zürnen,
aber sie wird nicht meine Freundin geworden sein
— sie erklärte das Schwankende im Charakter des
Schwagers für eine Folge meiner Opposition gegen
seine ursprüngliche Natur, wie zwei entgegengesetzte
Winde einen edlen Baum ergreifen und in seiner
Wurzel lockern — sie forderte, ich solle sein eigent-
liches, ritterliches Wesen und sein frommes, ahnendes
Gemüth, das ihm so gut stehe und wohl thue, un-

angerührt lassen, er sei eine ganz andere Natur, als ich, er bedürfe des ungeschwächten Bewußtseins seines Standes und seines Glaubens, um seiner Bestimmung treu zu bleiben; meine Verstandeskritik, meine religiöse Freisinnigkeit, meine Verkenning des äußeren Unterschiedes der Menschen, meine . . . ja, sie sprach es mit anmuthigem neckischen Lächeln aus — .. meine bürgerliche Gleichheit, die sie rasch mit philosophischer Gleichheit verbesserte, hätten im Grafen ein qualvolles Ringen geweckt, worin sein naturwüchsiges Wesen mit meinem Einflusse und einer von Erinnerungen geheiligten Anhänglichkeit und Hingebung kämpfe.“ —

— „Und Du?“ —

— „Ich erklärte ihr ruhig, daß ich, so lange Fritz Stolberg mich seiner Freundschaft würdige und meinem Herzen nahe stände, nicht aufhören würde, kraft meiner besten Ueberzeugung von Wahrheit und Recht, ihn dafür zu begeistern, darin zu befestigen und, in allen Schwankungen, auf den sicheren Boden der Vernunft und klassischen Schönheit zu führen — ich erklärte ihr, daß die Erinnerung an Agnes der verknüpfende Engel bleiben müsse, welcher zwischen ihm und uns schwebe, daß das gleiche Streben und die Achtung vor dem Geistigen uns gleichstellen werde vor Gott und Menschen.“ —

— „O! das sagtest Du? Heinrich! wie freut mich das, wäre ich kein Weib, ich hätte ihr Aehnliches sagen mögen.“ —

— „Sie hörte mich an, spielte mit dem Fächer, lächelte geheimnißvoll, fixirte mich mit einem verwundernden, vornehmen Blicke, den ich dreist aushielt, dann sprach sie über Gleichgültiges, war sehr heiter, witzig, fast wie in einer gereizten Stimmung liebenswürdig — dann, aus dem Laubgange hervortretend, verließ sie mich mit stolzem Schritte, flüsterte, mit einem Lächeln, das durch das Niederschlagen der Augen etwas Beängstigendes für mich hatte: — „Nun Philosoph! ich danke Ihnen für die gütige Begleitung!“ — und schritt rasch davon nach dem Altan, wo sie jetzt noch weilt.“ —

— „Glaube mir, Heinrich, sie kennt den Schwager nicht so wie wir; oft meinen es die Leute gut, während sie das Verkehrte empfehlen, oder Unrecht thun — sie will ihn aus einer Melancholie retten, so ungefähr deutete sie mir ihr Interesse an, die Zerstreuung der vornehmen Welt scheint ihr das geeignetste Mittel für einen Grafen zu sein.“ —

— „Siehe, da treten die beiden Brüder auf den Altan — man scheint uns zu erwarten, man blickt auf uns — komm, Ernestine, keine Verstimmung mische sich zwischen unseren Verkehr mit ihnen, seien wir froh und offen, wie zuvor.“ —

— „Wenn mir ein gekränktes Gefühl aufstieg, so dachte ich an Agnes“ — sagte Ernestine — „und ich empfand eine Gewißheit, daß Fritz Stolberg nicht von uns lassen kann.“ —

— „Wir wollen zu ihnen gehen“ — antwortete Voss schnell, da eben der Graf Friedrich, vom Altan herab, ihnen entgegen eilte. Auf halbem Wege trafen sie zusammen; der Graf war heiter und in seiner Miene lag die sanfte, empfindsame Ruhe wieder, wie sie ihm einst Agnes zu geben wußte und wie sie sein Antlitz veredelt hatte, als er am Vormittage unter der Agneslinde gesessen und nach Tisch auf Vossen's Studirstube erschienen war. Er drückte dem Freunde die Hand; es lagen Wärme und Verständnis in diesem Drucke; dann bot er Ernestinen den Arm, um sie nach dem Altan zu führen. Gräfin Louise, mit einem Ellbogen auf das eiserne Geländer gelehnt, den Fächer auf- und zuschlagend, schauete, wie in ein lustiges Schauspiel versunken, mit stillem Lächeln auf die Ankommenden hinab.

Man rebete von der Rückkehr, da die Dämmerung sich merklicher machte und das glühende Abendroth der hinter dem Horizonte gesunkenen Sonne nur noch die Spitzen der höchsten Gegenstände und die Wölkchen vergoldete, welche wie weiße Lämmchen auf dem Azur des Himmels lagerten. Gräfin Louise ergiff den Arm ihres Schwagers mit einer

Eile, als hätte sie einer anderen Person zuvorkommen wollen, schritt mit ihm voran und man sahe sie lebhaft mit einander reden. In der Stadt angekommen, schlug sie den Weg nach dem Gasthause ein, lehnte die Einladung auf den Abend im Bossischen Hause ab, da sie ermüdet sei und beschränkte sich nur auf eine höfliche Geberde, als ihr Gemahl die Gütiner Freunde einlud, den Abend bei ihnen zu verleben. — Man verständigte sich dahin, daß nach dem Abendessen die beiden Grafen zu Boss kommen wollten. Still und ihren eigenen Gedanken nachhängend, erreichten Boss und seine Gattin den Garten, wo die entgegeneilenden Knaben rasch jede etwa über ihrer Seele lagernde Wolke verscheuchten. — Erst in später Stunde erschienen die gräßlichen Brüder, um ihr Versprechen zu erfüllen. Man redete fast ausschließlich von poetischen Dingen, worauf Friedrich mit einer ungewöhnlichen, anscheinend absichtlichen Ausdauer bestand, als wollte er damit jede andere Unterhaltung abwehren, und trennte sich früh wieder, da man beschloffen hatte, am anderen Morgen zu guter Stunde abzureisen. Ruhig und freundlich wandelten, nachdem Graf Christian von dem Bruder und Boss das Geleit erhalten hatte, die letzteren im Mondlichte durch den Garten zurück; es lag in Friedrich's Wesen eine Milde, die mit der stillen, friedlichen Sommernacht übereinstimmte, und zu-

gleich eine freudige Erweckung des Lebens, wie man sie empfindet, wenn ein längeres Ringen, Schwanken oder Rathen endlich zu einem Abschluß, zur That oder zum Entschlusse gekommen ist, denn das Ungewisse im Menschen macht verstimmt, schwach und unruhig, das Gewisse aber froh, fest, gefaßt und ruhig, selbst im Unglücke. —

Unwillkürlich sahen sich Beide groß an, als redeten ihre Gedanken mit einander. Boff konnte sein Gefühl nicht zurückhalten, er sprach: — „Halten Sie fest Freund, an dem einzigen treuen Führer unserer Ueberzeugung und Handlung — an dem vernünftigen Rathe der Selbstprüfung. Diese kann niemals täuschen, wenn das Herz für das Gute glühet, der Geist nach Wahrheit dürstet und der Sinn frei in das Leben gerichtet ist.“ —

Stolberg blieb stehen — sie befanden sich in der Apfelbaum-Allee, der Mond schwamm feierlich über die Gegend, die Agneslinde lispelte im Luftzuge; — er blickte zum Himmel empor, fest, fragend und ernst, dann athmete er tief, wie man zu thun pflegt, wenn man von einem Wesen stillen Abschied nimmt, dem man entsagt. — „Boff!“ — rief er plötzlich, die Hand nach ihm ausstreckend — „Boff! ich fühle Muth, mich auf das offene, freie Meer des Lebens zu wagen und Ihrem, unserem Sterne nachzusteuern — o! seit heute ist eine Centnerlast

von meiner Brust gefallen, zwei Seelen wohnten in ihr, die eine rang nach dem unsichtbaren Pfade, den selige Geister schweben, den Agnes entschwand — die andere mahnt an des wirklichen Lebens lichte Wahrheit, Lust und That — beide, Freund, beide habe ich in mir versöhnt — in diesem Garten und Hause gewann ich den eigenen Schwerpunkt wieder, um ihr — Louisen zu imponiren. — Wenn Sie, lieber Freund, von mir hören, dann denken Sie an diese Stunde, dem Genius vertrau' ich meinen Rahn.“ —

— „Frisch, frei und froh!“ — rief Bos — „nur was wir selber Gutes thun, das ist Gottes Werk, denken wir mit Luther: — fest in mir selber und ich fürchte nicht die Welt!“ —

Fünftes Kapitel.

Das folgende Jahr hatte, trotz seiner großen politischen Ereignisse, welche auch in Deutschland alles Interesse zu verzehren schienen, doch die stilleren Sympathien der poetischen Freunde nicht geschwächt. Obgleich Bos im friedlichen Göttingen eben nur so viel Antheil an den Weltbegebenheiten nahm, wie einem denkenden Manne, welcher die Schwankungen und Durchbrüche im socialen und staatlichen Leben als Pulschläge seiner eigenen Zeitgeschichte und als Bewegungen des allgemeinen Geistes betrachten muß, unvermeidlich ist, so hatten doch seine literarischen Freunde durch ihre verschiedene, meist begeisterte Auffassung der Ereignisse auch Bos nicht ohne Anregungen gelassen, die ihn zum Urtheile herausforderten. Der Begriff „Menschenrecht“ fand auch in intelligenten Köpfen Deutschlands, namentlich im Holstein'schen, mancherlei Deutungen und erweckte die ver-

schiedenartigsten Hoffnungen. Cramer in Kiel, Clau-
 dius in Altona, Hennings in Plön, Reimarus in
 Hamburg, ebenso Klopstock und viele Andere, regten
 in Wosens's Nähe die Zeitfrage an und, wie es im-
 mer geschieht, wenn auf einem Punkte Europa's eine
 neue Lebensidee gewaltsam nach Verwirklichung ringt,
 und ein revolutionärer Durchbruch die Völker er-
 schüttert, so regt sich auch in benachbarten Staaten
 der Volksgeist und erwacht zum Bedürfnisse neuer
 Lebensformen, zur Forderung von Rechten und Be-
 griffen, welche seither im Schooße der Philosophie,
 der Wünsche und öffentlichen Bildung langsam und
 still reiften. Wos hatte in dieser erregten Zeit nur
 den Grundsatz der Wahrheit und des Rechtes —
 er, dem jede Lauheit, Halbheit oder Gefinnungs-
 schwäche in Sachen der Ueberzeugung eine Sünde
 gegen das Heiligste erschien, was der Mensch be-
 saß, kannte keine Menschenfurcht, wo er im sittlichen
 Eifer sich berufen fühlte, für Wahrheit und Recht
 aufzutreten. Auch in seiner Umgebung, in den Her-
 zogthümern, regte sich der von Frankreich angestosene
 Geist der Zeit, Wos ergriff nicht die politische, son-
 dern die ideelle Seite der Bewegung, denn ein regeres
 Streben nach Aufklärung, ein offeneres Verlangen
 nach Freiheit in Glauben und Wissenschaft bewegte
 auch in Deutschland die Gemüther, sowie Schrift
 und Wort. — Wos hatte nur das Gute im Sinne,

er, der da glaubte, daß kein Gelehrter und Dichter tüchtig sein könne, wenn er nicht gut als Mensch sei, der Leben, Kunst und Wissenschaft nur als Organe des Guten und Wahren, zur Veredelung der Menschheit angewandt wissen wollte, fürchtete sich nicht, seine Gesinnungen offen zu bekennen, aber er wirkte still in seinem Kreise als Lehrer und Gelehrter, ohne aber dem Schicksale aller Wahrheitsfreunde entgehen zu können, daß Verläumdung, Mißgunst und Verdächtigung seine Person umschlichen und seinen Namen zu verbüßern suchten. —

Jeder freien Erhebung geht eine rückwirkende Macht Schritt für Schritt zur Seite; — die traditionellen Rechte, die Privatinteressen und das, mit unzähligen Bequemlichkeiten und Errungenschaften verwachsene Gewohnheitsleben, endlich aber auch die Vielen angeborene Liebe zum Alten und Ueberkommenen, treten der auf neue Zustände sinnenden Zeit immer entgegen. Auch in Deutschland rührte sich der Gegner, und namentlich hatte die orthodoxe Kirche gleiche Veranlassung, wie der Adel, ihre Stabilität vor großer Gefahr zu schützen, da die Vorgänge in Frankreich sowohl Religion wie Standesvorrecht in leidenschaftlichen Ausschweifungen bedrohten. Es konnte nicht ausbleiben, daß von Seiten der Reaction die Gestimmung und die freie, furchtlose Vertretung der Menschenrechte, welche Bos von

jeher ausgezeichnet hatten, mancherlei Verdächtigungen erduldeten.

Der Frieden, welcher Haus und Garten des Dichters in Gütin beherrschte, war indessen nicht gewichen, der Frühling des Jahres 1790 warf seine Blüthen wieder über die Apfelbäume, die Agneslinde duftete Weihrauch der Erinnerung, der See spiegelte den klaren, sonnigen Himmel, im Hause waltete Ernestine sanft und wohlthätig, belohnt von der Liebe des Gatten, vom lachenden Blicke der Kinder. —

Seitdem Graf Stolberg im verflossenen August in Gütin gewesen war, hatten beide Freunde sich nicht wiedergesehen; aber ein eifriger Briefwechsel zwischen Gütin und Berlin war der Träger aller Gedanken und Gefühle geworden. — Stolberg, welcher als Gesandter am preussischen Hofe lebte, hatte bis zum Sommer 1790 in derselben freien, selbstzufriedenen Stimmung geschrieben, mit welcher er damals von Böß abgereiset war, er meldete von seinen klassischen Studien, poetischen Plänen, von Agnes, den Kindern und der Absicht, sich wieder zu verheirathen. Daß er fast gar nicht über die politische Lage der Welt schrieb, oder gelegentlich eine mißbilligende oder spöttische Bemerkung über die Volksregierung in Frankreich machte, fiel Böß nicht auf, da er diese Sprache anfangs für diplomatisch, allmählig für Ueberzeugung

zu halten geneigt war, indem er zu Ernestine sagte: „Die meisten Menschen nehmen, wie der Vogel das Gefieder im fremden Klima wechselt, auch von der Luft, worin sie athmen, einen Theil in ihr inneres Wesen auf, der ihm einen gewissen Ausdruck giebt; Fritz Stolberg lebt am Berliner Hofe, das erklärt mir vollkommen seine politische Verwandlung — aber er meint es gut und ein guter Mensch wird stets die Freiheit schätzen.“ —

Nicht so unbefangen tröstete Bosß sich und Ernestine, als er erfuhr, daß Graf Stolberg im Herbst dieses Jahres sich vermählt habe. — Derselbe hatte zwar in herzlicher und vertraulicher Weise an ihn geschrieben: „Ich heirathe in diesen Tagen die Gräfin Sophie von Hedern, ein edles, frommes Gemüth — nicht so lebhaft und schelmisch wie Agnes, aber ein Engel an Tugenden, voll starken, religiösen Gefühls, für das Gute schwärmend. Nach der Hochzeit reise ich mit ihr auf ungewisse Zeit nach Dänemark — wann wir uns wiedersehen, weiß ich noch nicht anzugeben.“ — Diese Mittheilung aber hatte auf den Empfänger eine bedrückende Einwirkung gehabt, Bosß wiederholte damals mit stillem Sinnen die Worte: „starkes, religiöses Gefühl . . . für das Gute schwärmend . . .“ und sahe Ernestine dabei bedenklich an. — „Wenn zwei starke, schwärmende Gefühle für Religion auf einander wirken,

so drängen sie den Geist in eine dritte, diagonale Richtung — wohin wird sie führen — welchen Anziehungen wird sie folgen? O, hätte er mir nur geschrieben, daß er seine Vernunft mit ihrem Gefühle vermähle!“ — So dachte Bof. —

Diese stille Besorgniß theilte Bof den ganzen Herbst hindurch, wo er von dem Freunde nichts gewahr geworden war; gegen Weihnachten endlich hatte er erfahren, daß Stolberg, mit seiner Gemahlin von Kopenhagen zurückgekehrt, den Winter über auf dem Gute Einkendorff, unweit Kiel, bei dem jüngeren Grafen Friedrich von Reventlow zu verweilen gedente, wo ihn die Gattin in neue und engere Verbindungen eingeführt hatte. Diese Nachricht beunruhigte Bof noch mehr, als er der Unterhaltung gedachte, die einst der Graf Christian über die Gräfin, eine geborene von Schimmelmann, in früheren Zeiten, an einem der glücklichen Hölty-Abende, gepflogen hatte — Julie, der fromme Engel, wie sie genannt wurde, sollte einen ganzen Winter lang auf Friedrich Stolberg's Gemüth einwirken können — das quälte Bofen's Gefühle unablässig und um so beunruhigender, da er keine Zeile seit Herbst von dem Freunde erhalten hatte. So war es Neujahr 1791 geworden, der Februar in einen lauen März übergegangen, als Bof endlich seinem Herzen keinen Zwang mehr anlegen konnte und eines Tages, als

der Schnee geschmolzen und die erste Frühlingsstimme der heimkehrenden Vögel im Garten leise aufzirpte, seiner Ernestine zurief: — „Ich halte es nicht mehr aus, liebe Frau, ich muß wissen, wie es um Fritz Stolberg steht, er kann uns nicht vergessen haben, höre draußen den ersten Vogel — so wie er das baldige Erwachen der Natur aus starrem Schläfe verkündigt, so will ich einen Frühlingsboten nach Emkendorff senden, der ihn mahnt an Alles, was sich an den Namen Bos knüpft.“ —

— „O, das thue, das dachte ich schon lange!“ — rief Ernestine freudig — „und ich will Deinem Briefe Schneeglöckchen beifügen, welche Agnes so sehr liebte.“ —

.

Wir treten in der Phantasie auf dem Rittergute Emkendorff ein. — Unweit Kiel, gegen Rendsburg zu, deuten die Pappeln am Dörfchen auf die Höhe hin, welche das Schloß des Gutsherrn hier am Ende einer stolzen Allee repräsentirt. Hier wohnte Graf Friedrich von Reventlow, derselbe, welcher mit seinem älteren Bruder Cai einst in Göttingen zur Zeit der beiden Stolberge studirt hatte und hier auch den Mitgliedern des Hainbundes, wenn auch nur äußerlich, bekannt geworden war. — Das Schloß zeigte den Charakter der früheren Zeiten in Styl und Einrichtung; weit hinaus die flache, von

Acker, Forst, Seen und Moorflächen bedeckte Gegend beherrschend, mahnten seine grauen Steine, das burgähnliche Thor mit dem Wappen, die hohen Fenster und steinernen Lauben an die Ritterzeit und die schwärmerische Romantik des Mittelalters. Hätten die dem Dorfe zugekehrten Fenster durch ihre herabgelassenen, schweren Gardinen und die scheinbare Verödung auf eine strenge Abgeschlossenheit des Besitzers schließen lassen dürfen, so zeigte dagegen die nach einem reichen und weiten Parke hinausgehende Fronte, daß in diesem stolzen Hause ein ebenso gemächliches als angenehmes Leben herrsche. Denn alle Fenster waren klar und durchsichtig, Blumen, Schmuckstücken, hervorblickende, goldene Bilderrahmen und manche andere auf den Fensterbrüstungen ruhende Gegenstände verriethen die vornehme Einrichtung und die gemüthliche Benutzung eines üppigen Wohllebens. Livreebedienten bewegten sich auf Flur und Treppe des Gebäudes, Gärtner und Leibjäger wanderten durch den vom Winterschlaf erwachenden Park.

In einem der hohen Zimmer der Beletage, in das man durch einen mit Hirschgeweihen und großen Delgemälden decorirten Saal gelangte, hörte man zwei weibliche Stimmen mit einander reden. Die breite Doppeltreppe, welche von hohen, als antike Bildsäulen mit phantastischem Laubwerke ge-

geschmückten Pfeilern getragen wurde und das gräfliche Wappen in Stuckarbeit über dem Portal zeigte, stieg ein kleiner, runder, beweglicher Mann herauf, dessen Tritt auf dem Teppich, der die Stufen bedeckte, unhörbar verhallte; für den Fremden hätte es auffällig sein können, daß dieser etwa 38 Jahre alte Mann bei seinem Eintritte in das Haus die alsbald hervoreilenden Bedienten mit großer Freundlichkeit grüßte und auf seine Frage, ob die gnädige Frau auf ihrem Zimmer sei, geradewegs die Treppe hinaufging, ohne von den Dienern angemeldet zu werden. Er trug einen schwarzen Anzug, sein rundes, feistes Gesicht sah frisch und behaglich aus, mehre Unterfinne ringelten sich über des weiße Halstuch, das Profil aber gab durch die unmerklich gebogene, sehr spitze und mit weitgeschweiften Nasenlöchern versehene Nase, sowie den kleinen, lusternen und blanken Mund, welcher immer zu schmecken und durch seine mannichfaltigen Bewegungen das vornehmste Organ zu sein schien, durch welches dieses Gesicht seinen physiognomischen Ausdruck der inneren Stimmungen verrieth, demselben einen sensibeln, sinnlich schlaun und zugleich ehrgeizigen Zug, welcher, wenn man dieses Gesicht von vorne sah, in ein breites, grinsend heiteres, oder in wehmüthiges, welches Lächeln verschwamm. Die kleinen, in Fett eingelagerten Augen glänzten stark und bargen ihr un-

stetes, lauerndes Wesen und den oft strengeren Seitenblick hinter einer Brille. — Bei der anscheinenden Jugend dieses Mannes deutete sein rundes, wohlgenährtes Bäuchlein, sein schmeckender Mund, so wie die hitzige Unruhe in allen Bewegungen auf einen Genußmenschen, Feinschmecker und Speichellecker hin, denn sein freundliches Grüßen der Dienerschaft schien mit der Vertraulichkeit, womit er die Treppen ohne Anmeldung hinaufstieg, und der vornehmen Herrschaft des Hauses nahe stehen mußte, in keinem rechten Einklange zu sein, zumal die Diener ihn mit einem respectvollen Wesen behandelten.

Er war die breite Treppe hinangestiegen; eben so lautlos öffnete, er die Saalthür und schritt über den Teppichstreifen, welcher den Weg durch den Saal nach einer hohen Flügelthür bezeichnete. Das laute Reden der beiden weiblichen Stimmen hielt seinen Fortgang auf, seine Miene wurde horchend, als prüfe er, wem die zweite Stimme angehören könne. Den dreieckigen kleinen Hut unter dem Arme, die Hände hinter sich gelegt, trat er, jedes Geräusch vermeidend, vor eins der großen Oelgemälde und nahm die Miene an, als versenke er sich ganz in den Anblick desselben. Das Bild stellte die stattliche, ritterliche Figur eines Ahnherrn dar, die Hand auf die Bibel gestützt, in der eine Kornähre als Leseseichen lag. Der ganze Saal trug über-

haupt die Symbole eines alten hohen Familienstammes; — die übrigen Ahnenbilder blickten mit stolzem Ernste aus dem Rahmen heraus, als forderten sie eine feierliche Achtung, ihre Ritter- oder Jägertracht deutete auf ihren Stand, die Hirschgeweihe, vielleicht von Manchem unter jenen nicht lebenden Bildergestalten als Trophäe mit von der Jagd gebracht, waren von jeher das Attribut gutsherrlicher Hoheit, die reichen Stuckverzierungen, welche Wände und Decke mit verschlungenem Laubwerk und Medaillons schmückten, in denen Scenen aus alten Romanzen dargestellt waren, gehörten einer neueren Zeit an und bewiesen, daß der Luxus des Versailler Geschmacks auch hier seine nachgeahmte Stätte gefunden habe.

Gehen wir in der Zeit um eine halbe Stunde zurück.

In dem vorhin bezeichneten Zimmer, dessen Fenster nach dem Parke hinaus gingen und über dessen niedere Baum- und Gebüschgruppen die Fernsicht in das Land mit seinen zerstreuten Dörfern darboten, saßen um die dritte Nachmittagsstunde zwei Damen, welche sich laut unterhielten. In violettem Sammetessel am Fenster, das, einer Nische gleich, mit gelbseidenen und weißen Gardinen decorirt war, wo blühende Topfgewächse, ein altarähnlicher Tisch mit grünsammetnem Pulte und mehreren Büchern, und über

ihm an der Wand das Bild des Abendmahls von Meisterhand, den Geschmack der Besitzerin bezeichnend, saß eine schöne, blasse Dame von edler Haltung, das Haupt sinnend auf die wohlgeformte, magere Hand gestützt, die sanften Augen schwimmend und fühlend auf einen Punkt im Zimmer gerichtet, wo das Gemälde von Rom eben von einem gelblichen Streiflichte getroffen wurde, den eine Oeffnung des märzlichen Nachmittags-Himmels über den Park und das Haus warf.

In den Augen dieser Dame, der Gräfin Julie von Reventlow, schwamm eine unendliche Sehnsucht und auflösende Milde; ganz in der Tiefe glimmte ein eigenthümlicher Funken, wie das nächste Leuchten eines Diamanten, aber ein träumerischer Schleier war über diesen Blick gespannt, der die Tiefe der Seele und den Glanz des Lebens mehr ahnen, als erkennen ließ. Die ganze Erscheinung hatte etwas Aetherisches, Ueberirdisches — die fränkliche, durchsichtige Blässe der Haut, das verfeinerte Gefühl, welches der verklärte Mund verrieth, die hingegoffene Ruhe, die den zarten Körper beherrschte, so wie die glückliche Holdseligkeit, welche aus dem schmerzlichen Lächeln, dem sehnennden Auge in Momenten einer lebhafteren Rede leuchtete, endlich das in blonden Locken ungezwungen niederfallende Haar und das blasblaue, gewölkte Schlepplleid, erinnerten

an jene Gemälde von verklärten Menschengestalten, wie man sie wol in römischen Kirchen erblickt, an jene Friedensengel, welche, von blauen Wolken getragen, durch die glücklichsten Träume des irdischen Lebens schwimmen. —

Der Gräfin Julie gegenüber, auf dem schwelenden Kanapee, saß eine andere Dame, welche in Erscheinung, Geberde und Sprache eine weniger hingebende, als von lebhaftem Geiste durchdrungene Seele verrieth. Auf den ersten Augenblick Adel, Vornehmheit und Abgeschlossenheit kund gebend, lösete sich doch, wenn sie sprach oder die Freundin mit deutlichem Wohlgefallen anblickte, oder deren Worten aufmerksam lauschte, ihr scheinbar stolzes Wesen in eine weiche Empfänglichkeit und die wohlthuende Wärme lebhafter Empfindung auf; die Augen erhielten ein Feuer, das nach einer unbefriedigten Kühlung zu dürsten schien, ein starkes Gefühl, mit einer gewissen Strenge das Willens verbunden, leuchtete aus Blick und Miene, ein Sinnen, wie das Horchen auf sich selbst, überraschte sie oft mit unwillkürlichen Phantastebildern, welche ihren Blick starrer, verklärter und leidender machten — mit einem Worte — Gräfin Sophie von Stolberg erschien, wenn auch nicht wie der „fromme Engel Julie,“ doch der Beschreibung ihres Gatten ähnlich, die dieser an Voss in den Zeilen: „ein edles, frommes Gemüth, nicht

so lebhaft und schelmisch wie Agnes, aber ein Engel von Tugenden, voll starken, religiösen Gefühls, für das Gute schwärmend" — gemacht hatte.

— „O!“ — hauchte Gräfin Julie — „wenn wir uns dort einmal gemeinschaftlich wohl fühlen könnten — in jener weichen Luft, vom Vesperläuten durchklungen, wo jeder Sinn die Umgebung des Heiligsten einsaugt, und der Himmel dem Menschen mehr als hier angehört, o! schönes, glückliches Italien!“ — Diese Worte hatte sie eben gesprochen und sie klangen noch wie das Nachwirken einer sanften Silberglocke in ihrer Seele nach, als sie die wächserne Wange auf die feine Hand stützte und ihre Blicke auf dem Gemälde von Rom ruheten, das von gelblichen Lichtstreifen der Märzsonne getroffen wurde.

— „Ich theile mit meinem Gemahl die Sehnsucht nach Italien“ — erwiderte Gräfin Sophie — „noch in diesem Jahre müssen wir die Reise antreten, mein Fritz hat mir noch alle meine Wünsche erfüllt, warum sollte er nicht gewähren, was ihm selbst ein immer stärker werdender Wunsch ist?“ —

— „Und meine Seele wird Euch begleiten, ich werde mit Euch empfinden; — wie könnte ein Mensch von Gefühl an jenen Kirchen und Altären vorübergehen, ohne sich stets in Gottes Nähe zu

fühlen! Ach! hier in unserer Gegend ist es so kalt, in den Herzen und draußen.“ —

— „So fühlt Stolberg auch; — seine Sehnsucht nach der Befriedigung des Herzens, für welches die hiesigen Menschen so kalt sind, hat ihn schon früher nach Italien und Griechenland schauen lassen; dort, in römisch-griechischer Vergangenheit suchte er das Gute zum Schönen, aber auch Plato hat ihn nunmehr unbefriedigt gelassen, seit sein Gefühl für das Heilige lichter, selbstständiger geworden ist.“ —

— „Sein Gemüth ist so edel, die Empfindung des Guten in ihm so fein — wie konnte er auf klassischem Boden nur Römer und Griechen suchen, da doch ein neues Gottesreich dort die alten Tempel in Trümmern legte? — Wurde er an Kleinasien's ödem Gefilde nicht an den Messias gemahnt, der dort die Menschheit erlösete, dachte er in römischer Stadt nur der falschen Götter der Schönheit, ohne den Eindruck des heiligen Erstaunens zu empfinden, wenn ihm der Sanct Peter die Gegenwart Gottes auf Erden verkündigt? Solche Fragen legte ich Ihrem Gemahl einmal in vertraulicher Stunde vor, wo wir uns über unseren Glauben unterhielten, und er antwortete mir: Sie haben Recht, man ist ein sinnliches Kind, wenn man die Göttergestalten des Alterthums bewundert, man wird ein Mann,

wenn man nach dem unsichtbaren Urquell im eigenen Glauben strebt!" —

— „Liebe Julie, Sie haben eine Wirkung auf unser Gemüth gehabt, die Sie zu unserem Engel macht. — Als ich Stolberg kennen lernte, war er mit sich selbst zerfallen, er rang nach Ueberzeugungen und kämpfte mit Erinnerungen an seine erste Gattin, ein Weltkind hatte ihm die leichte Freude der Gegenwart vorgezaubert, ohne seine eigentliche Natur zu verstehen — er war unglücklich; — ich bin in meiner Seele ernster und kirchlicher, er begann die heitere Ruhe zu gewinnen, als sein religiöses Bedürfniß in meinem Gemüthe Wiederhall und Mitschlag fand, wir lernten uns lieben im gleichen Gefühle der Andacht, des Guten und der Sehnsucht zu Gott. — Dieser Winteraufenthalt auf Emdendorff hat unsere Glückseligkeit entschieden — o! Julie, guter, frommer Engel, wie danke ich Ihnen in Stolberg's und meinem Namen, wie danke ich Ihrem Ausflusse der Seele auf uns — welch' ein gütiger Bote des Himmels führte uns vorigen Herbst von Copenhagen in dieses Haus! Wie ein Palmenengel, der über das wogende Meer schwebt, um es zu besänftigen, so schwebten Sie durch unsere innere Welt — seit ich auf Emdendorff lebe, sagte Stolberg heute noch, ist Sabbath in meinem Herzen. Julie! — o! daß wir schon so bald scheiden sollen!" —

Im lebhaftesten Drange des Gefühls ergriff Sophie der Freundin zarte Hand und küßte sie. Und um eine stärkere Nührung zu bewältigen, sprach sie beschwichtigend: — „Wir kommen wieder — Julie — wir bedürfen noch Ihrer Nähe und des Strömens von Mund zu Mund, von Herz zu Herz — noch ist mein Fриз nicht ganz frei von Erinnerungen.“ —

Beide Freundinnen sahen sich mit schwärmenden Blicken in die Augen — Sophie ausstrahlend, Julie in sanfterem Glanze, empfangend. — — „Liebe Schwester“ — sprach Julie in einer Weise, als verweile ihr Geist in schöneren Gefilden und als rede ihr Mund wie in einem glücklichen Halbwachen, indem die langgewimperten Augenlider sich halb über das Himmelsblau ihrer verschleierten Blicke niedersenkten — „was hat der Mensch Heiligeres und Seligeres auf Erden, als für den Himmel zu leben? Aber nur wenige Menschen verstehen das! — Da glauben sie gut und fromm zu sein, wenn sie gelegentlich beten, wohlthun, das Sacrament nehmen, aber doch der Welt Lust theilen und Stunden verleben, wo sie nichts an Gott erinnert. Religion ist eine Gefühlsangelegenheit, nur Derjenige vermag von sich zu sagen, daß er Christ sei, welcher ganz und gar in seinem Herrn und Heilande lebt, webt, denkt und empfindet, der nicht mehr zu unterscheiden weiß, ob er oder der Geist Gottes in ihm

gedacht und gehandelt hat. Verschmelzen in Gott, in Liebe sich vereinigen mit dem Blute des Erlösers, voll seliger Himmelsempfindung, von dieser sündigen Erde emporsteigen in ahnender Andacht und wieder dahin zurückkehren, um von Gott zu zeugen und die Menschen glücklich zu machen — o! Freundin! das ist so schön, so unaussprechlich schön!“ —

— „Ich fühle mich beschämt vor Ihnen, Julie — mein Glaube ist stark, mein Sehnen ist dahin gerichtet, mich und alle Menschen glücklich und zufrieden zu machen — ich glaubte fromm, tugendhaft und christlich zu sein, aber seit ich Sie sahe, mit Ihnen lebte, erkannte ich recht, wie schwach ich noch in Gott sei — es giebt Augenblicke in mir, wo ich Gott inbrünstiger ansehnen möchte, mir meine Sünde zu vergeben, wo ich mir lau und träge in meinem Herzen vorkomme, ohne eigentlich zu wissen, was mich ängstigt und . . .

— „Nun? Sophie, und?“ — lächelte Gräfin Julie fragend, wie ein Engel, welcher des Bekenntnisses harret, um Vergebung durch den verklärenden Blick der Milde zu spenden.

— „Es ist mir oft, als wäre der Gottesdienst unserer lutherischen Kirche nicht ausreichend, um dem nach Gottesnähe schmach tenden Gefühle volle Gewährung zu geben und das Herz mit dem Maße zu füllen, womit es sein Sehnen nach Oben aus-

frömt. Wenn ich früher in der Kirche zu Berlin war, dann fühlte die Predigt des Geistlichen mehr die unbefriedigte Seele, als sie dieselbe hätte im heißen Ströme der Begeisterung emportragen müssen — ich dachte oft, es läge an mir, an meiner irdischen Schwere des Glaubens . . .“

— „O! liebe Sophie. Sie haben Aehnliches empfunden, wie ich — von frühen Jahren an erschien mir das Erdenleben nur wie ein Schattenland, in das wir Menschen von oben hernieder gesandt wären, um unser Lichtgewand abzulegen und eine Mission zu erfüllen in Erniedrigung. Mit dem Lichtkleide legten wir auch das volle Bewußtsein unserer Herkunft, unsere Reinheit und Schönheit ab, und nur das träumerische Ahnen ist in unserer Seele geblieben, das dunkle Sehnen nach der Heimath. Und in der Gestalt schwacher, irrender und ringender Menschen, gefesselt vom bösen Triebe dieser Erde, sollten wir das Verlorene wiederfinden durch Entbehrung, Ahnung, Mühseligkeit, Schmerz, Sehnsucht und Tugend, sollten wir den in uns nachglimmenden Funken zu neuer Flamme entzünden, daß sie uns wieder lichtvoll durchbringe und die träumerische Gotteswelt in uns, die die Menschen „Glauben“ genannt haben, erleuchte und uns wieder läutere zu Lichtwesen des Himmels. Nicht Alle fühlen diese Mission, darum bleiben sie

gefesselt und dunkel, oder sie irren und wollen mit dem Wegweiser dieser armen Erde, dem Verstande, zur Heimath zurückfinden — oder sie erkennen das Paradies in der Ferne, von Heimweh, wie der Wandervogel, nach der rechten Himmelsgegend getrieben, aber ihre Flügel sind noch zu schwer, um sich durch den lichten Aether zu erheben, ihre Sinne sind noch zu stumpf, um den überirdischen, letzten Pfad zu dem Allgöttlichen zu sehen. Dieses sind die gewöhnlichen religiösen Menschen, wie wir sie unsere Glaubensbrüder nennen, dürstend nach dem Himmel und nur von ferne seine Sphärenmustik, seine Seligkeit wahrnehmend.“ —

— „Ach!“ — seufzte Sophie — „solche Stimmung kenne ich — aber wer giebt diesem Dürsten Labung, dem Suchen die vermittelnde Brücke?“ —

— „Glauben Sie mir, es giebt Vermittlungen zwischen Himmel und Erde, welche nur die in der Stärke ihres Glaubens begnadigten Menschen erfahren; es wohnen Engel und Heilige zwischen Gott und uns, die unsere Gebete befürworten — ich zweifle nicht daran, wenn auch mein Gemahl, ein strenger Lutheraner, meiner Ansicht widerspricht, sie unlutherisch nennt und . . . nun Sie werden mehr davon erfahren, wenn Sie diesen Frühling nach Neapel ziehen!“ —

— „Ich sehne mich nach Italien, wie eine Schwalbe nach dem Süden, wenn ich von der mahnenden Besperglocke, der Psalmenmusik und der heiligen Kunst höre, welche dort dem Himmel dient. Er ist nicht nur sonniger und klarer, sondern auch näher für das fromme Gemüth. Wenn Stolberg von der Antike redete, von den pompejanischen Zeiten, und mit Begeisterung nach dem Boden strebte, wo einst die Vorbilder seiner Poesie in heroischer Menschenschönheit wandelten, wenn er sinnend vor dem Gemälde Roms stand und die gewaltigen Riesenwerke einstiger Weltgröße betrachtete, das Capitol, die Triumphbögen, die Tempel, das Amphitheater, das Colosseum, die vereinzelt Säulen, welche als Reste der alten Welt stumm und traurig in die Gegenwart starren — dann weilt mein Blick mit einer unwillkürlichen Vorliebe auf dem heutigen Rom, das über das Grab der alten Roma, wie Blumen auf dem Hügel einer Todten emporgewachsen ist im Sonnenschein eines neuen Himmels, eines neuen Dienstes der Gottheit — ja, Julie, ich habe es nicht geleugnet, daß das überirdische Reich der römischen Kirche einen gewaltigen Eindruck auf mich ausübt, Alles, die Bildnerei der Kunst, die fromme Lust der Sinne, der Orgelton, das Hochamt — die Gegenwart des Heiligen in tausend Zeichen des Glaubens, die verheißende Gewißheit des priesterlichen

Wortes — das Nieder sinken eines ganzen Volkes vor dem Höchsten, das Erscheinen Gottes und seiner Boten in der sichtbaren Welt — o! wie heiter und vom schützenden Himmel umflossen, muß sich in dieser Welt die gotterfüllte Seele fühlen!“

— „Sie haben eine Empfindung, wie ich sie auch schon durchlebte — schon als Kind ging ich mit Vorliebe in die katholische Kirche, um Gott zu sehen, seine Gegenwart zu fühlen — der Eindruck war so wohlthwend. — Das Gottesreich ist eine Weltmacht, in deren Gebiete man, wie in einem geordneten Staate, sich sicher und geschützt weiß — wir Lutherischen müssen, mitten im sündigen Leben, nach Gott suchen und ach! wie Wenige finden ihn — das Grübeln über Gott führt von ihm ab, er will nicht studirt, sondern empfunden sein, wie das Osterblümchen den Frühling träumt, der ihr Leben und Ziel ist. — Liebe Sophie, schreiben Sie mir recht oft aus Neapel, schildern Sie mir die Eindrücke, welche das religiöse Leben dort auf Ihr Herz macht; das Selige und Heilige umgiebt und durchbringt die Menschen dort, wie bei uns die erste, warme Mailuft unsere Gemüther öffnet und erweitert, je mehr der enge Horizont sich aufklärt.“

— „Ach!“ — seufzte Gräfin Sophie und sah nachdenklich durch das hohe Fenster über den Park, in die nachmittägigen Zwielfichter des Märzhimmels

— „wenn Stolberg nur endlich zu einem Entschlusse käme! Er schwankt und — als er heute nach Eisch mit Ihrem Gemahle ausging, redete er wieder so begeistert von Gutin — wie kann dieser einfache, ländliche Ort ihn fesseln?“ —

— „Er soll ja dort einen Freund, einen bösen Freund haben“ — erwiderte Julie — „einen Mann von magischem Einflusse, der zu den Freigeistern gehört.“ —

— „Den wird er gottlob vergessen haben; so lange ich mit ihm vermählt bin, hat er kaum mehr davon gesprochen — man hat mir den Böß als einen starrköpfigen, verstandeskalten, adelsfeindlichen Mann geschildert, der keinen Standesunterschied kenne und in religiösen Dingen zweifle — bei Stolbergs Charakter kann eine Freundschaft zwischen Beiden nicht bestehen — er ist durchaus Gemüthsmensch und durch Gefühlsindrücke bestimmbar.“ —

— „Und sein Winteraufenthalt auf Emtendorff wird ihn von aller Freigeisterei des Göttinger Umganges, von dem mir Reventlow gelegentlich erzählte, vollends abgelenkt haben, Sie wissen, liebe Sophie, mein Mann ist ein Edelmann durch und durch, er hält auf das Althergebrachte im Politischen und Religiösen und haßt alle freigeistige Unterwühlung des von der Geschichte und der Autorität Geheiligten. Dennoch aber widersprach er mit Entschiedenheit

Stolberg's Entschlusse, als dänischer Gesandter nach Neapel gehen zu wollen — und hat Ihr lieber Mann nicht bereits deshalb nach Copenhagen geschrieben?“ —

— „Er wollte es vor mehren Tagen thun; auf meine Nachfrage gestern gab er eine sehr zerstreute Antwort.“ — Gräfin Sophie hielt plötzlich inne, weil eine schüchterne Hand vorsichtig an die Thür klopfte. —

— „Ach!“ — sagte Gräfin Julie, von ihrem Sessel aufstehend und ein emallirtes Kästchen, das vor dem Fenster stand, öffnend — „es wird die arme Frau sein, welche ihren Behrgroschen für die Woche holt — achten Sie einmal auf ihr dankendes Auge, ihre Miene, welche die für mich betende Seele verräth; — giebt es wol einen reichern Lohn für die geringste aller Menschenpflichten, wohlthätig zu sein? Und wie wenig kann Gott mir die Gabe anrechnen, da er mich mit Ueberfluß gesegnet hat!“ — Bei diesen Worten hatte sie in der ihr eigenthümlichen, frommen Milde ein Goldstück aus dem Kästchen genommen, das die mit Perlmutter eingelassene Schrift auf dem Deckel trug: „Sprüche Salomonis, 3, 27.“ — und war an die Thür getreten, wo das leise Klopfen sich etwas vernehmlicher so eben wiederholte. — „Kommen Sie mir herein!“ — rief Julie mit ihrer sanften, friedlichen

Stimme, aber als sie die Hand nach dem Schlosse ausstrecken wollte, öffnete sich gleichzeitig die Thür und der kleine, pralle, rundbäuchige Mann, welcher schon eine Viertelstunde im Vorsaale gewesen und anscheinend mit dem Betrachten der ihm längst bekannten Familiengemälde des Hauses beschäftigt gewesen war, trat der Gräfin entgegen. — Sein Benehmen war ein auffällig anderes, als während seines Alleinseins im Saale; — hatte er sich hier mit einer gewissen sicheren Behaglichkeit, mit listigem Schmunzeln und selbstbemusterter Würde auf den kurzen, runden Beinen gewiegt und oft seinen eigenthümlichen, forschenden Seitenblick auf die Thür gerichtet, durch welche die Unterredung der beiden Gräfinnen ziemlich deutlich erscholl, hatte er unwillkürlich, als koste er eine piquante Speise, mit dem verlangenden, blanken Munde geschmeckt, so näherte er sich jetzt der Gräfin mit gebeugtem Haupte, von unten auf blickenden, flehenden und wässerigen Augen, weinerlichem, in breite Rührung gezogenen Munde und überhaupt in der Weise, wie ein Katholik vor einem Heiligenbilde sich zu demüthigen pflegt.

— „Ah! Sie sind es, lieber Diacomus“ — sprach Julie überrascht — „so schnell von der Reise wieder zurück?“ —

— „O! gnädige Frau — verzeihen Sie, daß sich meine Augen an Ihrem Anblicke weiden, ist's

mir doch immer, als sähe ich eine jener holdseligen Gestalten Bethaniens, eingetreten in das Leben, um Frieden und Segen auf die Wege sündiger Menschen zu streuen — Gnädige — ich bitte um Vergebung, wenn ich Sie in Christi Namen . . .“

— „Sprechen Sie nicht aus!“ — fiel Gräfin Julie ein, ihre edle Hoheit, welche sie unbewußt in Gestalt und imponirender Ruhe besaß, durch einen demüthigen Blick nach Oben mäßigend — „nur Gott allein ist gnädig und kann vergeben — setzen Sie Sich, haben Sie Ihre Reise verkürzt?“ —

— „Zu Befehl — ah! wie freut es mich, auch die Frau Gräfin von Stolberg noch hier zu treffen — und darf ich nach dem Befinden der beiden Herren Grafen fragen?“ —

Gräfin Sophie schien das unerwartete Eintreten des Diaconus mit einem ganz besondern Wohlgefallen zu empfinden, sie begrüßte den kleinen, unterwürfigen, aber eben so lauernd freundlichen Mann wie einen guten Bekannten, fragte nach den Ergebnissen der Reise und blickte die Freundin Julie mit still triumphirenden Augen an, als diese sich auf den Sessel am Fenster wieder niederließ und das schöne Haupt auf die feine Hand neigend, die zutraulichen Worte sprach: „Nehmen Sie Platz, lieber Herr Diaconus, und erzählen Sie uns etwas.“ —

Der Aufgeforderte gab einige allgemeine Andeutungen von seinem Ausfluge nach Hamburg, wo er französische Flüchtlinge gesehen hatte, berührte die neuesten politischen Ereignisse und wußte bald dadurch, wie mittelst der Erwähnung, Klopstock gesehen zu haben, die Unterhaltung auf sein eigentliches Thema zu lenken, wodurch er sich bei beiden Frauen beliebt gemacht hatte, nämlich auf Religion.

— „Was halten Sie von Klopstock?“ — fragte Julie mit einer Miene, welche der erwarteten Antwort gewiß schien.

— „Meine Gnädige — ist es nicht schlimm, mit der Religion wie mit einem Komödienstoffe umzugehen und Phantasie statt unverrückbarer Thatsachen in das Volk zu bringen? — Aber so ist die Welt, sie möchte gern auf dem ehrwürdigen Grundsteine neue Luxusgebäude aufführen. Wenn der poetische Sinn nach Anschauung heiliger Scenen dürftet, so giebt es in den Legenden der Kirche einen unerschöpflichen Born tiefer Gottinnigkeit und wunderbarer Kraft.“ —

— „Ich liebe es auch nicht, irgend ein Wort in der heiligen Schrift verändert zu sehen, der Mensch soll Gottes Wort nehmen wie es ist“ — sagte Gräfin Julie.

— „In der heiligen Schrift?“ — wiederholte der Diaconus mit süßem Mitleid, während sein

Mund die schmeckende Bewegung machte — „erlauben Sie mir, daß ich Ihnen einmal einige Geschichten von Heiligen, alte, wunderbar ergreifende Traditionen zur Ansicht mitbringe — doch, was wage ich Ihnen etwas zu empfehlen, was Ihre reine Seele längst erlebt hat; — wie weit sind Sie mit Ihrer Malerei gediehen, der Raphael'schen Madonna? Das ist die ächte Kunst, welche dem Heiligen dient — sie erhebt den Sinn, redet durch Sichtbares mit dem Unsichtbaren in uns und sowie sich in die Bildsäulen der Griechen die heidnischen Götter niederließen und darin verkörperten, wirkten, erschienen, so steigt auch das Göttliche in die christlichen Kunstwerke herab, die heilige Dreifaltigkeit, das Himmlische und Heilige lebt wunderthätig in seinem Abbilde.“ —

— „Sie bringen mich wieder auf das Thema, was ich schon einmal mit Ihnen besprach; war es nicht kurz vor Ihrer Abreise? — Wenn ich an Gemälden arbeitete, mein ganzes Wesen in den verklärten Mutterblick der Madonna, das verheißende Lächeln des heiligen Kindes versenkte, dann gewannen die Züge Leben und Bewegung, ich vergaß, daß meine eigene Hand diese Bilder gemalt hatte, ich fühlte Andacht, Gottesnähe, Versöhnung, eine wunderbare Leichtigkeit, als wäre mir eine Sünde vom Herzen genommen.“ —

— „Das ist's ja gerade“ — erwiderte der Dia-

corus und sein Gesicht nahm die fromme Bewunderung wieder an, womit er bei seinem Eintritt die Gräfin betrachtet hatte — „das ist's gerade, gnädige Frau; wer dem Heiligsten sein irdisches Wesen zugehrt, dem wendet es seine himmlische Seite zu — o! es liegt ein tiefer Sinn in dem Opfer, das der sündige Mensch dem Unsichtbaren darbringt — Gott und Mensch wirken auf einander wie zwei anziehende Pole und ziehen sich mächtig an, wenn der träge, menschliche, in sündige Umhüllung gefallene Pol sich durch irgend einen Gedanken, ein Gefühl, eine That freier und reiner macht. Wenn Jemand dem Altare des Herrn ein kostbares Geschenk weihet, wenn eine fromme Frauenhand Jahre lang an einem Schleier oder Teppich sticht, um ihn der Kirche zu opfern, was ist das vor Gott anders, als wenn Ihre kunstfertige Hand ein Gemälde der Heiligen arbeitet? Wie die Frömmigkeit den Schleier für einen Altar sticht, und mit dem Faden tausend andächtige Gefühle, stille Reflexionen voll Reue und Gelübde, vertrauensvolle Hoffnungen auf Gottes Barmherzigkeit, sich von der Arbeit an die Seele knüpfen, so lebt auch in Ihnen das Heilige wirksam und verklärend, wenn Sie Sich in das Gemälde einer göttlichen Erscheinung mit Gefühl, Phantasie und Sinn versenken; glauben Sie mir, die Hände, welche unsere berühmtesten heiligen Bilder gemalt haben, sind vom

Glauben geleitet und von himmlischer Wunderthat gekräftigt worden.“ —

— „O! wie Sie das so eindringlich zu sagen wissen!“ — rief Gräfin Sophie, während Julie, das Haupt gestützt, wie in einem träumerischen Halbwachen, den Diaconus anlächelte, als habe sich vor das Gemälde versetzt, um die frommen Empfindungen noch einmal in der Seele nachwirken zu lassen. Sophien's Augen dagegen leuchteten und verriethen ein romantisches Wohlgefallen an dem Gedanken mit dem Unsichtbaren in sichtbarer Werkthätigkeit zu verkehren. — Es bedarf wol keiner weitläufigen Nachweisung, daß in beiden Frauen ein religiöses, schwärmerisches Gefühlleben vorherrschte, das, wie gewöhnlich im weiblichen Gemüthe, der Grundsätze fester Ueberzeugung entbehrte. Auf diese Gefühlsseite der Frömmigkeit hatte der Diaconus einen berechneten Einfluß gesucht und gewonnen, denn obgleich die Bekanntschaft mit diesem Manne erst von Weihnachten datirte, so hatte Gräfin Julie ihn doch schnell durch die Weise seiner ersten Erscheinung und durch seine Unterhaltungen als einen Mann lieb gewonnen, der ihren religiösen Empfindungen nicht nur das vollkommenste Verständniß darbot, sondern auch selbst auf das Zarteste und Nachhaltigste neue Anregungen und Erweiterungen zu geben verstand. So war der Diaconus trotz seiner Neuheit



und kaum bekannten Herkunft und Zukunft, im gräflichen Hause zu Emkenborff schnell zur Vertraulichkeit eines häufigen Besuchers gelangt und er hatte die Zuneigung der Gräfin noch durch manche andere Handlungen zu einer fast vaterlichen Gottesgemeinschaft zu steigern gewußt.

Es war einige Tage vor Weihnachten gewesen, als er sich, ein gänzlich Unbekannter in dieser Gegend, bei der Gräfin Julie hatte anmelden lassen; der geistliche Stand war für ihn sofort bei der frommen, schönen Frau, welche in der weitesten Umgebung als „Engel“ und wohlthätige Mutter aller Armen und Hülfbedürftigen geliebt und verehrt wurde, eine Empfehlung geworden — er war gekommen, wie man der Gräfin jederzeit gelegen kam, als Bittender für eine arme Witwe unweit Kiel's. — Da er als Gefühlsmensch aufgetreten war, so waren die weiblichen Sympathien bald geweckt, als die Barmherzigkeit gegen Arme zu religiösen Erörterungen und Austauschungen geführt hatte. Der Diaconus war dabei so mild, gefühlvoll, schwärmend und in heiligen Dingen so anregend für das weibliche Herz gewesen, daß Gräfin Julie, von der Freundin unterstützt, den Diaconus ihrem Gemahl vorstellte und dieser den frommen Mann zur Tafel einlud. So war er zu der Stellung gekommen, die beiden Damen zu religiösen Unterhaltungen oft und unan-

gemeldet besuchen zu dürfen. Er mußte so schön und enthüllend die innersten Geheimnisse der christlichen Kunst zu erklären, kannte so viele berühmte Altargemälde, daß Julie, welche mit Vorliebe Malerei trieb, von ihm viele neue Stimmungen und Anschauungen empfangen hatte. War dem fremden Manne auf diesem Wege durch die Gräfin selbst der Aufenthalt verlängert worden, so hatte er auch selbst ein Mittel gefunden, seine schnelle Wiederentfernung zu verzögern. Er nannte sich einen begeisterten Christen, der seine Mission darin suche, überall, wo er lebe, für den heiligen Geist zu wirken, der, wo er Menschen von Frömmigkeit und Tugend finde, die Atmosphäre solcher „Engel“ athme, um dadurch selbst geläutert zu werden und der in Gräfin Julie ein Wesen erkannt habe, das er anblicken müsse, wie ein wunderthätiges Heiligenbild, dessen Nähe beselige und verkläre. Die Gräfin Julie hatte ihm darauf nur mit einem demüthigen Lächeln geantwortet, aber Gräfin Sophie das Wort genommen, welches den Diaconus recht lange zu bleiben hieß. Von den Frauen hatte er auf die Männer zu wirken gesucht, um auch hier Annäherungen zu gewinnen, namentlich war Graf Stolberg leicht auf religiöse Dinge anzureden gewesen und hatte mehre Male mit dem Diaconus einsame Spaziergänge durch den Park gemacht, wo sein stets unterwürfiger, das ihm gewidmete, vornehme Ver-

trauen vorsichtig erwidrender Begleiter viel von Italien, von christlicher Kunst, von den sinnlichen Bedürfnissen der religiösen Anbetung, endlich von der Wunderkraft des heiligen Geistes im römischen Kirchendienste geredet hatte. Und als was hatte der Diacomus sich eingeführt? Als einen katholischen Priester, der sein Amt im Beichtstuhle auf längere Zeit mit einer Missionstreife nach Amerika vertauscht habe, und nur durch zufälliges Begegnen der Gräfin hier festgehalten werde, da das Schiff, worauf er abzufahren gedenke, den Frühling erwarte. — Er war es besonders gewesen, welcher den Grafen Stolberg und dessen Gemahlin zur Annahme des dänischen Gesandtschaftspostens in Neapel überredet und ihnen die Sehnsucht nach Italien, welche in Gräfin Sophie zu einem fortwachsenden Gedanken ihrer liebsten Wünsche geworden war, mit großer Kunst der lockenden Schilderung genährt hatte.

Als Gräfin Julie das von träumerischem Nachdenken verschleierte Auge emporichlug, um es durch das Fenster über den Park weg gegen den Horizont zu wenden, wo die Sonne ihre letzten Scheideblicke durch ein prächtig erleuchtetes Gewölk warf, das auch das Zimmer mit einem feierlich violetten Lichte färbte, trafen ihre Augen auf einen Gegenstand, der sie plötzlich zu großer Lebhaftigkeit fortriß: — „O, mein Gott!“ — rief sie auffpringend, ihr emailirtes

Kästchen öffnend und dann freundlich durch das Fenster in den Park hinab winkend — „da wartet in der feuchten Kälte des Spätmachmittags eine arme Frau mit dem Kinde!“ — und an die Scheibe unter ermunterndem Nicken klopfend, gab sie zu verstehen, daß die Frau in das Haus eintreten solle. Dann eilte sie aus dem Zimmer ihr entgegen.

Gräfin Sophie und der Diaconus waren schon bei Julien's Ausrufe an das Fenster getreten und hatten hier vor dem dürren, wehenden Gebüsch eine hagere, bleiche Frau mit einem fröstelnden, dürstig bekleideten Kinde auf dem Arme, und in stehender Erwartung das bleiche, kummervolle Angesicht unabgewandt zum Fenster aufgerichtet, stehen sehen; als Gräfin Julie sie bemerkt und ihr gewinkt hatte, war eine Freude, ähnlich wie der bleiche Sonnenstrahl, welcher plötzlich durch wolkigen März-
himmel auf eine öde Landschaft fällt, über ihr Gesicht gekommen und hatte ihr den Muth verliehen, auf das Haus zu schreiten. — „D!“ — sprach der Diaconus, indem er einen Blick nach Oben warf, seine Miene eine weinerliche Rührung annahm und er dann, beide Arme ausstreckend, die Hände faltete, das Haupt senkte — das feiste Kinn in sein weißes Halstuch drückte und die Gräfin Sophie von Unten auf ansah — „D! warum kann diese Frau nicht heilig gesprochen werden, sie verdiente es, sie ist in

ihrer Seele eine Gebenedeiete! — Kaltes, undankbares Lutherthum! warum trübst du dieser Heiligen ihr Recht, ihre Glorie!“ — Gräfin Sophie horchte auf — der eigenthümliche Funke ihres Auges leuchtete aus einer mystischen Tiefe hervor. — „Ja, ja — wenn ich sie mir denke, das milde, friedenstrahlende Antlitz, die himmlische Heimath im blauen Blicke, das selige, erquickende Lächeln, die feine, aetherische Hand, welche lindert und heilt, ein Strahlendiadem um ihr Haupt, den Fuß auf lichten Wolken, wie sie einem Engel gleich, durch das Leben schwebt — o! ein solches Bild könnte ich anbeten, ich könnte davor niederfallen!“ —

— „Und es würde Wunder thun. Diese Heilige würde Sünden vergeben können, durch Gottesmacht — sie muß es werden — sie wird —“ —

— „Heilig genannt zu werden, fortzuwirken auf die arge, irdische Welt, um von Gott zu zeugen — ein Lebensziel, der größten Opfer würdig!“ — sagte Sophie erregt.

— „Und doch so leicht für eine Auserwählte — ein schmerzloser Schnitt in das Band, welches der Irrthum um das Kind gelegt hat und mit dem Leben nur locker verwachsen — einen festen Entschluß, der allein seligmachenden Wahrheit angehören zu wollen, wo die Seele längst darin wohnt — ein Gelübde, das nicht mehr sagt, als was das Herz

längst besitzt — o! mein Gott! — warum wollen nicht alle Menschen, nicht die besten, ihrer Sünde ledig und in Christo selig werden?“ —

Hatte die Gräfin Sophie anfänglich ihre Worte mit Begeisterung gesprochen, die ihr Antlitz heißer, die Gestalt höher und den Blick schwärmerischer machte, so schien sie plötzlich, als der Diaconus in gleichem Eifer fortfuhr, nach einem kurzen Aufhören, betroffen zu werden; wenigstens sahe sie den feisten Mann, dem sie diese offene Sprache nicht zugetraut hatte, mit einer erwartungsvollen Befangenheit an. In demselben Augenblicke kehrte Gräfin Julie zurück; schnell nahm der Diaconus seine unterwürfige, andächtige Haltung wieder an, als sei ein Engel vor ihm erschienen, während Julie an das Fenster trat und, der armen Frau nachblickend, sagte: — „Barmherziger Gott! Du hast viele Menschen recht elend werden lassen!“ — Gräfin Sophie näherte sich gleichfalls dem Fenster, um einen Blick auf die reichbeschenkte Frau zu werfen, welche am dürren Busche, wo sie vorhin gestanden, das Kind gegen die am Fenster stehende Wohlthäterin emporhob und dann, mit dankbarer Geberde zum Himmel, verschwand. —

Der Park hatte einen Ausgang in das freie Feld; über eine graue Moortiefe führte auf künstlichem Damme der Weg gegen das nächste Holz.

— Diesen Weg schritten in der Richtung nach dem Schlosse zwei Herren, Arm in Arm gehängt, in Erscheinung und Bewegung den vornehmen Stand verrathend. Der Eine, welcher nachlässig in des Begleiters Arm hing, war Graf Friedrich Leopold von Stolberg, der Andere, ein Mann von unverkennbarer aristokratischer Form und Strenge in Haltung und Anstand, erschien wie ein feiner, diplomatischer Weltmann, oder wie ein steifer, stolzer Träger seiner Würde, jenachdem er erscheinen wollte, immer aber als ein Mann von festem, unbeugsamen Charakter und einer von Weltflughheit und Verstand geleiteten Sicherheit. Es war Graf Friedrich von Reventlow, der Gemahl der frommen, zarten und bis zur Kränklichkeit empfindsamen Gräfin Julie. Gleich auf den ersten Blick erkannte man den Gegensatz beider Männer, aber einen solchen, der seine natürliche Anziehung bedingt; der von Phantasie und mächtigen Eindrücken leicht bestimmbare Gefühlsmensch Stolberg mußte sich an der Seite seines entschiedenen, von festen Grundsätzen geleiteten Freundes sehr bald in eine Abhängigkeit versetzt fühlen, welche der Schwächere gern für eine freiwillige hält, eigentlich aber nur die unwillkürliche Hingebung an das Stärkere ist, das über ihn herrscht. Was der Schwächere nicht besitzt, den festen Ueberzeugungswillen, die Kraft des Widerstandes, die kluge Rasi-

gung, das bewundert er unwillkürlich am Stärkeren und jede Bewunderung ist schon der erste Grad der Unterwerfung. So war auch Stolberg in eine Lage zum Grafen Reventlow gerathen, welche die beiden Charaktere während der Zeit ihres täglichen und engeren Zusammenlebens im Winterhalbjahre in gleichem Grade befreundete, als sie einander unähnlich waren, und indem Stolberg sich in der festen Ueberzeugungswelt Reventlow's angenehm sicher fühlte und eine kräftige Stütze fand, gewährte es dem Letzteren eine Befriedigung, den Freund an seine Anschauungen zu fesseln.

Sie führten auf dem Heimgange von einem nachmittägigen Spaziergange, den sie in das benachbarte Holz gemacht hatten, ein Gespräch, dessen Inhalt hier theilweise mitgetheilt werden muß.

— „Welcher verständige Mensch wird noch Hoffnungen auf einen vulkanischen, unterhöhlten Boden erbauen?“ — sprach Graf Reventlow, mit der Miene der Geringschätzung — „noch nie in der Welt ist eine dauernde, geordnete Regierung von Advokaten und bewaffneten Bürgern errungen worden — sie wühlen in Leidenschaft auf, was sie für ihr eigenes Dasein bedürfen, sie zerplagen mit ihren Hypothesen an der eisernen Nothwendigkeit des Wirklichen und auf ihrem verwüsteten Felde erhebt sich nach ewigem Geseze das alte, von Samen zu Sa-



men überlieferte Recht wieder, schöner als zuvor, wie Bäume auf einer Brandstelle.“ —

— „Ja, in Frankreich geht es schlecht, ich sehe dort nichts, als Leutlein mit kleinlichen Leidenschaften“ — sagte Stolberg.

— „Habe ich etwas Anderes jemals dort erblickt? Das phantastische Fieber der europäischen Erwartungen hat nur die Exaltirten ergreifen können, ich war von Anfang an ein Gegner aller dieser Feuerköpfe und wie hätte überhaupt ein Mann von Adel anders darüber denken dürfen.“ —

— Und doch giebt es einen Noailles“ — sagte Stolberg mehr für sich — „hm! ein unbegreiflicher Mensch — mit ihm endete jede Sympathie, welche ich an den Beginn der Ereignisse knüpfte.“ —

— „Und ich habe mit jenen Ideen niemals sympathisiren können, sie sind das Gegentheil meiner eigenen Existenz. — Nicht über die Erstürmung der Bastille, nein, über die Schwäche des Königs, die Schreckhaftigkeit seiner Rathgeber zu Versailles ärgerte ich mich, denn die Folge davon waren Gewalt und Mord, den Mirabeau sogar in der Nationalversammlung zu loben wagte. — Sie nannten vorhin Noailles — wie konnte ein Adliger einer herrenlosen, von Theorie und metaphysischen Grübeleien durchsieberten Volksrepräsentation den Vorschlag machen, die Adelsrechte aufzuheben, die Unterthänigkeit

der Landleute für erlöschten, alle Zehnten für abgethan zu erklären? Stolberg! welcher Adliger von Ehre und gutem, alten Rechtsgeföhle sollte gegen diese Gewaltthätigkeit, die jede geschichtliche Existenz leugnet, nicht empört sein? Ohne Abel giebt es keinen Thron, ohne diesen keinen geregelten, christlichen Staat — wir leben in einer Zeit furchtbaren Sünde!“ —

— „Vielleicht hätte Mirabeau mit seinem Talente den Fortgang der Revolution in eine bessere Bahn lenken können, wenn er gegen den Robespierre . . .“

— „Ha! diesen entseßlichen Redner der Volkssouveränität, deren Consequenz nur Gewalt und Mord ist! — Mit Mirabeau ist's vorbei, haben Sie die neueste Zeitung nicht gelesen? Er ist in eine tödtliche Krankheit gefallen, man glaubt, daß er bei seiner verwüsteten Gesundheit schon in wenigen Tagen sterben müsse — nun, dann rettet ihn der Tod vor dem Fallbeil. Es ist hohe Zeit, daß die Reaction handelt, die geflüchteten Prinzen Artois und Condé rüsten bei Coblenz ein Heer aus, um die Unentschlossenheit des Königs Ludwig wieder auszugleichen. Glauben Sie mir, lieber Stolberg, die Characterschwäche allein hat dem revolutionären Ströme alle Schleusen geöffnet.“ —

— „Und jetzt kehrt man die Waffen gegen die Religion, die Entfesselung von allem kirchlichen und göttlichen Dogma; die wilde Freiheit, keinen Glauben zu haben, hat zu einem fanatischen Religionshaffe geführt.“ —

— „Wie kann es anders sein, lieber Stolberg, wo man Erbabel, wo man das ganze geschichtliche Dasein vernichtet! Und es ist hohe Zeit, daß wir in Deutschland der ansteckenden Corruption der Ideen entgegenarbeiten. Auch in unserem Holstein regt sich der verderbliche Geist. Natürlich hat der deutsche Mittelstand immer die Vorrechte des Adels mißgünstig betrachtet, er jubelte über die französischen Ereignisse und erblickt darin den Sieg des Rechts und der Wahrheit; auch unsere Bürger und Bauern schwagen von Freiheit, aber ich hoffe, daß die braven Hannoveraner Rehberg und Brandes, vernünftige Männer des Mittelstandes, durch ihre Schriften und die ruhige Beurtheilung der französischen Theorie, das Volk erschrecken und zur Besonnenheit zurückführen werden. Man hat in Deutschland dem Geiste der Zeit schon zu viel gehuldigt, die Staatsweisheit muß durch einen energischen Rückschritt Recht und Ordnung befestigen.“ —

— „Meiner Meinung nach“ — sagte Stolberg — „fehlt der rechte Genius, der allein im Stande ist, die Gegenwart mit der Vergangenheit

in's Gleichgewicht zu setzen, der Glaube nämlich an eine unsichtbare Grundlage aller irdischen Dinge — das feste, unantastbare Bekenntniß.“ —

— „Sagen Sie, lieber Freund, mit einem Worte — unser gutes, orthodoxes Lutherthum, worauf Staat und öffentliche Ordnung gegründet sind, ist in Gefahr gekommen; — aber wenigstens in unserm Lande soll es anders werden — ich hoffe, wenn mein Bruder Cai Minister geworden ist, dann wird die rechte historische und religiöse Grundlage wieder hergestellt; eine feste Burg, Staat und Kirche, darf nicht dulden, daß man philanthropische Kanäle überall hinzieht, um den Strom der Revolution zu verbreiten. — Was ist Revolution? Gründung des öffentlichen Zustandes auf den Willen der Menschen, statt auf Gottes Ordnung und Fügung, Revolution fordert Freiheit bis zur Unsitte und Gotteslästerung — Gleichheit bis zur unrechtlichen Aufhebung aller Stände und Corporationen — Trennung von Staat und Kirche bis zur Gesetz- und Gottlosigkeit. Aber das Christenthum befiehlt, die eingesetzte Obrigkeit zu achten, Gott hat Staat und Kirche eingesetzt, daran müssen wir festhalten.“ —

— „Davon bin ich, seit wir uns diesen Winter vielfach darüber ausgesprochen haben, mehr als jemals überzeugt.“ — nahm Stolberg das Wort — „Je tiefer ich in das Christenthum einbringe, um so

gewisser wird mir die überlieferte Sägung Gottes — sein sichtbares Reich auf Erden darzustellen, ist der Menschheit einziger Beruf.“ —

— „Und was thut die Gegenwart?“ — fiel Reventlow mit dem Ausdrücke einer sichern Ueberlegenheit ein — „sie lehnt sich in tausend Gestalten gegen die Obrigkeit Gottes auf, mit willkürlichem Gebahren möchte das Volk sein eigener Herr sein — aber es ist und bleibt immer nur ein Kind, das sich von einigen Ungerathenen verführen läßt und der Zucht bedarf. Sie, lieber Stolberg, müssen als Abliger und Schriftsteller mit Ihren Standes- und Glaubensgenossen handeln, in unserem Lande hat man angefangen, den Freiheitsideen Thür und Herz zu öffnen, die Ideen, welche Bernstorff unter einem liberalen Könige austreute, haben auf dem Boden des Mittelstandes ein Unkraut aufwuchern gemacht, gegen das wir die Mittel einer rechtlichen, christlichen Ordnung anwenden müssen — Stolberg, auch Sie gehören einem alten Geschlechte an, das tief in der Ueberlieferung des alten Rechtes wurzelt — wie haben Sie jemals schwanken können, welchen Weg Sie wandeln sollten? An den Namen Reventlow wird sich immer das alte Regiment, die von Gott eingesetzte Obrigkeit, das strenge Lutherthum knüpfen — das ist unsere Erbschaft — mein Bruder und ich werden den christlichen Beruf finden

Dasjenige zu schützen und zu verwirklichen, was Gott will — er hat uns aber Staat und Kirche vorgeschrieben und nicht gewollt, daß Menschen Gesetze und Regierungen erfinden.“ —

— „Ich theile Ihre Ansicht — ich werde an der Herstellung des Regiments Gottes freudig mitarbeiten, ich sehne mich nach besseren Zuständen, ich möchte allen Menschen Zeugniß von Gott geben —“

— „Und Sie wollen das Land verlassen, dem Sie angehören und in welchem Ihre Geburt und Ihr Namen Sie in die Reihe Derer ruft, welche verpflichtet sind, Gottes Obrigkeit in das Leben zu führen? Stolberg, Sie wollen den Boden des Vaterlandes, wo jeder Mann von Stand und Glauben Noth thut, verlassen und sich um die Gesandtschaft in Neapel bewerben?“ —

— „Mißverstehen Sie mich nicht, Freund — ich wollte die Wünsche meiner Frau berücksichtigen, der Diacomis weckte durch seine Schilderungen ihre und meine Sehnsucht nach dem Süden, ich selbst hegte den Gedanken schon seit Jahren.“ —

— „Wie eine Schwalbe, welche gefangen ist — aber soll ich Ihnen aufrichtig sagen, lieber Freund, was Sie gefangen hält? Die Poeterei und die daraus entstehende Grübelelei und ästhetische Auffassung des Lebens — überlassen Sie den Gelehrten und Poeten die kritzelnde oder malende Feder, der Ab-

lige hat dem Staate seine Arbeit zu zollen; die alte Göttinger Zeit war recht hübsch für den Jüngling, aber der Beruf und die Standesinteressen fordern andere Ansichten und Verbindungen. Was man als Student pries und forderte, verbietet man als Mann seinem Sohne. — Wohlan, wir sind in unseren Ansichten völlig gleich, machen Sie dieselben nun geltend durch eine Amtswirkung. In Neapel als dänischer Gesandter können Sie nichts für unser gutes Holstein thun, wo ein kräftiger Rückschritt nöthig ist. Ein Wörtchen in Vertrauen — mein Bruder Cai wird als designirter Minister die Zügel der Regierung in die Hände nehmen und die von Bernstorff und der französischen Revolution in's Land getragenen politischen und religiösen Ausflockerungen wieder in alte, von Gott verordnete Zustände zurückführen; ich bin geneigt, die Grundsätze, welche meinem Namen von jeher verwandt gewesen sind, und welche mir eine alte Familie überliefert hat, auf die studirende Jugend, auf das Regulativ des öffentlichen Unterrichts und die Bildung geltend zu machen, indem ich das Curatorium der Kieler Universität übernehmen will — nehmen Sie doch irgend eine Präsidenschaft in unserm Lande und den verbundenen Herzogthümern an, wo auch Sie unseren Grundsätzen gemäß wirken und Staat und Kirche dienen können.“ —

Stolberg schwieg und seine unruhigen Blicke über das weite Feld, wo er nach einem hervorragenden Gegenstande zu suchen schien, verriethen sein inneres Suchen nach festem Entschlusse. Graf Reventlow hatte mit den Augen des klugen Weltmannes den Freund längst durchforcht, und wie er früher schon im Laufe des Winters auf ihn mit Ansicht und Energie einzuwirken gewußt hatte, so verstand er auch Stolbergs Schweigen in diesem Augenblicke recht gut. Vor Wochen schon hatte er seinem Bruder Cai in Copenhagen geschrieben: „Der Fritz Stolberg ist ganz so, wie ihn mir seine Schwägerin geschildert hat — ein tiefer, blauer See, in dem sich der Himmel spiegelt, der aber auch jedem Winde offen liegt; er muß trocken gelegt werden, damit sein Boden an das Licht kommt und seine eigentliche Natur entfaltet, ein stilles, anmuthiges Thal, von frommem Geläut erfüllt, reich an eigenem Triebe und sanftem Heimathsgefühl.“ —

Als Graf Reventlow den schweigenden Freund mit klugem Seitenblicke flüchtig und unbemerkt beobachtet hatte, hielt er ihn plötzlich zurück und zeigte auf das vor ihnen sich zeigende, aus dem Gebüsch frei hervortretende Gut. — „Sehen Sie, Stolberg,“ — hub er mit stolzer Befriedigung an — „dieses stille Emkendorff ist in allen Zeiten eine feste Burg gewesen, wo die alten göttlichen Einrichtungen, die wir Staat

und Kirche nennen, ihren sichern Schutz gefunden haben — die Schleswig-Holsteinische Ritterschaft kann, wenn jemals ihr gutes, hergebrachtes Recht von dem Volke bedroht werden sollte, seine Blicke hierher richten, denn hier hat der historische Geist von jeher gewohnt und von hier aus soll und wird sich auch der treu gepflegte Glaube, wie ihn unser lutherisches Bekenntniß ausspricht, von Neuem über das Land verbreiten. Sie können nicht verschlossen geblieben sein, Stolberg, ich weiß, wenn Sie von mir scheiden, daß viele gute Eindrücke in Ihrer Seele dauernd sein werden.“ —

— „Ja, das bekenne ich“ — erwiderte Stolberg mit einer Wärme, welche deutlich verrieth, daß er Wahrheit sprach. — „Es ist mir auf Emkendorff Vieles klar und gewiß geworden“ — setzte er sinnend im Anschauen des nahen Schlosses hinzu — „so viel sehe ich ein, es müssen Weltregiment und Kirche von Gott kommen, wenn sie gut und dauernd sein sollen. — Frankreich's Beispiel, Emkendorff's friedliches Uthyl haben mich überzeugt, daß Menschenwillkür Auflehnung gegen Gott ist!“ —

— „Daran halten Sie fest — und Sie gehen nicht nach Neapel?“ —

— „Italien muß ich sehen, dieser Sehnsucht muß ich gehorchen.“ —

— „Und Sie wollen in unserem Lande den

Grundsätzen der Ritterschaft und der alten Kirche Ihre Hülfe leisten durch eine angemessene Verwaltung?“ —

— „Ja, das will ich, das muß ich“ — erwiderte Stolberg mit einer Hefigkeit, die den sanguinischen Charakter jedesmal ergriff, wenn er einer Sache mit ganzem Herzen angehörte. — „Wie gesagt, ich sehne mich nach anderen Zuständen, die Wirklichkeit läßt mich unbefriedigt, die Poesie des Alterthums bietet zwar ideale Schönheit . . .“

— „Und Heidenthum!“ — fiel Reventlow ein.

— „Freund“ — fuhr Stolberg mit einer sanfteren Vertraulichkeit fort — „in einem christlichen Gemüthe findet das Alterthum keine rechte Stätte, ich habe es oft gefühlt, wenn der Glaube in mir nach dem Ueberfönnlichen trachtete, wenn der klassische Geist unaufhörlich an der sichtbaren Form haften blieb — die Götter Griechenlands sahen bleich und leblos zu mir auf, wenn der christliche Himmel den Sehenden in seine mystische Tiefe emporzog.“ —

Eine arme Frau, mit einem Kinde im Schooße, welche am Wege neben einem Eichbusche saß, an dem noch die gelben Blätter des vorigen Herbstes im Luftzuge rasselten, erregte Reventlow's Aufmerksamkeit. Namentlich fielen seine Blicke auf den blau-sammetnen Mantel, der die blasse Niedergestalt umhüllte — er wußte, daß diesen Mantel noch vor Kurzem sein eigenes Kind getragen hatte. Die arme

Frau hatte kaum den Grafen erblickt, als sie sich anschickte, vom Rande des Fußdammes aufzustehen und den Weg frei zu machen, aber Reventlow rief ihr sogleich entgegen: — „Bleibt sitzen! Kommt Ihr vom Schlosse?“ —

— „Ach ja, gnädigster Herr — sehen Sie, was mir die barmherzige Gräfin geschenkt hat, Gott segne den heiligen Engel!“ —

— „Wo wohnt Ihr?“ —

— „Unten am Moor, auf dem Rendsburger Fahrwege. Mein Mann ist gestorben, er war Schul- lehrer im Dorfe — ach! ich habe fünf Kinder und kein Brot.“ —

— „Habt Ihr der Gräfin Eure Geschichte erzählt? Oder seid Ihr schon öfter auf dem Schlosse gewesen?“ —

— „Heute zum ersten Male — da so viele Arme dort beschenkt werden, so faßte ich heute den Muth, so weit herzukommen.“

— „Habt Ihr in Eurem Dorfe keine Hülfe?“

— „Gar keine — der Herr Pfarrer hat meinen seligen Mann einen Finsterling gescholten, der die Jugend irre geführt habe — ach! er war ein frommer, lutherischer Mann, aber der Pfarrer ist ein Freigeist.“

Reventlow wendete sich mit bedeutsamem Blicke zu Stolberg, der eben ein Geldstück in den Schooß der Frau legte, und sprach französisch zu ihm: —

„Merken Sie? Der revolutionäre Geist hat auch bei uns seine Kanzeln gefunden — wie der Herr, so der Diener, das Dorf gehört zum Gebiete des . . . schen Gutes, man ist dort ohne Glauben, correspondirt mit Cramer, Knigge, Hennings und anderen Revolutionsfreunden — und geht am Sonntag auf die Jagd, um den Leuten zu beweisen, daß sie das dritte Gebot nicht zu halten brauchten. Wer aber gegen Eins sündigt, der hat sie Alle verlegt.“ — Als die Frau die französische Sprache hörte, stuzte sie und schien befangen zu werden. Sie besah das Geldstück und zögerte mit dem Danke. — „Was habt Ihr noch zu sagen?“ — fragte Stolberg.

— „Ach! vergeben Sie mir, gehören Sie auch zu den Katholischen?“ — fragte die Frau, indem sie den Geber groß ansah. Dieser verrieth eine seltsame Befangenheit, als Reventlow rasch einfiel: — „Welche Frage, wie kommt Ihr dazu?“ —

— „Ach! gnädiger Herr, es ziehen im Lande fremde Männer umher, welche dieselbe ausländische Sprache mit einander reden; die Leute nennen sie Flüchtlinge aus Frankreich — sie suchen die Reichen und Armen auf und thun gern Gutes. Als ich diesen Winter vom Holze kam, begegneten mir zwei Männer, die ausländisch mit einander rebeten; ich bat sie um eine milde Gabe und erzählte mein Unglück. Da sprach der Eine, ein kleiner, freundlicher und

fetter Mann deutsch zu mir, daß mir geholfen werden könne, wenn ich von der Sünde ließe und die Irrlehre abschwürte, wenn ich katholisch würde — aber ich erschraf und betete laut das lutherische Hauptstück, was mein seliger Mann so hoch ehrte.“

— „Da haben wir's“ — murmelte Reventlow — „würdet Ihr den Mann wiedererkennen?“

— „O ja!“ — antwortete die Frau — „als ich heute Nachmittag vor dieses Dorf kam, ging er allein über den Weg, aber er sahe mich nicht“ — und nun gab die Frau eine genaue Beschreibung desselben.

— „Bleibet hübsch bei Luther's Wort“ — sagte Graf Reventlow dann mit Eile — „da habt Ihr noch ein Stück Geld, nun behütet in der Armuth Eure Seele.“ —

Schnell ergriff er den Arm seines Begleiters und ging auf den Park zu. — „Wir haben gegen zwei Feinde des Glaubens zu kämpfen“ — sprach er — „gegen den Geist, der gegenwärtig in Frankreich herrscht, und denjenigen welcher dort flüchtig geworden ist, den römischen. — Was dieser dort verlor, sucht er in Deutschland wieder zu gewinnen; haben uns vor ein paar Jahren die Illuminaten mit ihrem Philanthropismus umschlichen, um alle Gelehrte, Vornehme, Mächtige für die Aufklärung und die moderne Zeitgeisterei zu gewinnen, so sind es jetzt die

Katholischen, welche für ihre Kirche Propaganda machen. Sie haben Geld und Ausdauer; gewinnen sie in einer Gemeinde nur zehn Arme, so bauet sich bald eine römische Kapelle über sie auf —; das wäre für unser lutherisches Land eine Schmach vor der Welt und eine Sünde vor Gott. Es ist mir bereits aufgefallen, daß in den Händen der Kinder bunte, hübsche Heiligenbilder auf ausgeschnittem Pergament mit Sprüchen sich befinden, daß der katholische Diacorus so lange in unserer Gegend bleibt; wir haben die heiligste Pflicht, um so strenger am Lutherischen Bekenntniß zu halten und kein Wörtlein davon trüben zu lassen. — Einen guten Rath im Vertrauen, lieber Stolberg — Ihre werthe Gattin hat viel Sinn für ein sichtbares Himmelreich, viel Sehnsucht nach dem feierlichen Glanze, welcher Andacht vermittelt, sie hat Sie zur Gesandtschaftsstelle in Neapel überredet — mäßigen Sie darin Ihre Gefühlsneigung, legen Sie als Holsteiner Edelmann, treu dem Glauben der Väter, die Hand auf die Bibel und reden Sie mit unserem Streiter und Helden: ich kann nicht anders!“ —

Der feine Weltmann hatte diese Worte mit Nachdruck gesprochen und dabei den Freund ganz besonders im Sinne gehabt. Stolberg mußte sich getroffen fühlen, denn er blickte den Grafen mit unruhigen Augen und leichter Wangenröthe an und

fragte dann mit einer vorsichtigen Bestrebung: —
 „Sollten meine Unterhaltungen, welche ich mit dem
 Diaconus bisweilen gepflegt habe, irgend Verdacht
 erregt haben? Ist es nicht die fromme, friedliche At-
 mosphäre zu Emkendorff, das von Julie geschaffene
 Himmelreich, das mich fesselt und manche ungedul-
 dige Welle meiner Seele beruhigt hat? Mein eins-
 ames Sinnen und Suchen darf Sie nicht täuschen,
 meine Natur fordert die stille Forchtung, wie die Lo-
 toßblume das tiefe Wasser.“ —

— „Nein, nein, Freund, kein Mißverständnis —
 ich weiß, wie unmerklich ein edles, religiöses Weib
 auf die Anschauung des stärksten Mannes einzuwir-
 ken im Stande ist; das weibliche Gefühl schwärmt
 auch in göttlichen Dingen und es steht ihm wohl an
 — meine Julie wird nicht ohne Grund ein Engel
 genannt, aber mir kommt es zu, gleich Luther, keinen
 Finger breit vom Evangelium abzuweichen, mit der
 Bibel in der Hand das Leben, die Kirche und mein
 Haus einzurichten.“ —

— „Und in diesem Hause konnte ich mich ein
 halbes Jahr so heimisch fühlen, daß der Abschied
 mir schmerzlich wird?“ — erwiderte Stolberg, seine
 leuchtenden Blicke herausfordernd auf den Begleiter
 gerichtet.

— „Gut, das freuet mich,“ — versetzte Revent-

low schnell, ihm die Hand drückend — „wir reden weiter davon.“ —

Dieser schnelle Abbruch der Unterredung hatte seinen Grund darin, daß den bereits vor dem Schlosse angekommenen Grafen nicht nur die Gattinnen vom Fenster aus entgegenwinkten, sondern auch ein Bedienter nahete, welcher einen Brief in der Hand hielt. Er trat an der Thür auf Stolberg zu und reichte diesem den Brief hin. — „Für Ew. Gnaden vor einer Stunde angekommen!“ — sagte er ehrerbietig. Stolberg hatte nur einen flüchtigen Blick auf die Adresse geworfen, als er mit Unruhe und Hast den Brief in die Tasche steckte und auf die nächste Anrede des Grafen auffällig zerstreut antwortete. Unter irgend einem Vorwande verließ er den Freund, um vor dem Erscheinen im Zimmer der Damen, in seine Gemächer zu eilen.

Graf Reventlow schritt durch den Gemäldeaal direct auf das Zimmer seiner Gattin zu — er suchte, den Diaconus hier zu treffen und nahm jene vornehme, gemessene, aristokratische Haltung an, welche durch die formelle Höflichkeit ebenso wenig beleidigt als sie durch den Stolz der feinen Zurückhaltung in respectvoller Entfernung hält. Mit sanfter Passivität empfing Gräfin Julie die Begrüßung ihres Gatten, während die Freundin nach ihrem Gemahl fragte und die Nachricht, daß er mit einem Briefe

in sein Zimmer gegangen sei, nicht ohne stille Unruhe vernahm.

— „Liebe Julie — wie Deine Wangen glühen“ — sprach der Graf — „was hat Dich so erregt?“

— „Ach!“ — hauchte sie, sich in den Sessel zurücklehrend — „meine Aufmerksamkeit hat mir, ich fühle es jetzt erst — leichte Kopfschmerzen veranlaßt —; der Herr Diaconus wußte mit dichterischer Beredsamkeit die Geschichte der heiligen Walpurga, der Tochter des englischen Königs Richard, zu erzählen, welche im neunten Jahrhundert lebte und, ihrer religiösen Standhaftigkeit wegen, unendliche Leiden erdulden mußte — wie groß war doch damals die Kraft Gottes im Menschen, wie klein sind wir in unserm Glauben gegen solche Heroen!“

— „Julie! die Scene der Aebtissin zu Eichstädt müssen Sie malen!“ — fiel Gräfin Sophie lebhaft ein. — „Und denken Sie Sich, lieber Graf, noch heute fließt von der heiligen Leiche ein wunderthätiges Del aus, von dem mir der Herr Diaconus etwas geben wird.“ —

Graf Reventlow blickte dabei scharfen Auges den Diaconus an, welcher mit süßem, bittenden Lächeln und unterwürfigen Windungen seines feisten, sinnlichen Leibes dem strengen Blicke die Schärfe zu nehmen suchte. — „Nun, dann muß ich wol, damit das Blut wieder in seine alte Bahn fließe, ein Ca-

pitel aus der Bibel vorlesen" — nahm der Graf mit strengem Nachdruck das Wort — „folgen Sie mir einmal, Herr Diaconus, in diesen Bildersaal — sehen Sie" — dabei stieß er die Thür auf und zeigte auf die ernste Gestalt des Ahnen, welcher die Hand auf Luther's Bibel legte, in der eine reife Kornähre als Lesezeichen diente. — „Sehen Sie, dieser Vorfahr war ein Mann von ächtem Augsburgischen Bekenntniß — daran halten auch wir fest und wenn wir über religiöse Dinge mit einander reden sollen, dann lassen Sie uns die Bibel aufschlagen — was da geschrieben steht, das Wort Gottes, das ist unser Glauben und unsere Maßregel." —

Der Diaconus that einen gezwungenen Blick nach dem Bilde, vor dem er vorhin schon mit einem verschmizten Selbstgefühl sich gewiegt hatte, als er im Bildersaal auf das Gespräch der beiden Frauen im Zimmer horchte. — „Ich habe schon früher das respectable Bild betrachtet, Herr Graf" — erwiderte der Diaconus — „ich liebe solche feierliche, ritterliche Männergestalten sehr, gerade diese hat eine große Aehnlichkeit mit dem Bilde, welches im Kloster hängt, in dem ich erzogen wurde." —

— „Das kann nicht sein, sehen Sie noch einmal hin — die reife Kornähre das ächten Glaubens liegt in der Bibel — jener Mann war



ein thätiger Zeitgenosse der Augsbургischen Confession.“ —

Der Diaconus machte eine tiefe, aber schlaue Verbeugung und zog die Thür wieder in das Schloß zurück, da der Graf sich von ihm abwandte und mit prüfendem Blicke die beiden Frauen ansah, welche, wie aus einem angenehmen Traume aufgeschreckt, suchende und fragende Blicke austauschten. Gräfin Julie lächelte ihrem Gemahle in friedlicher Milde zu, als dieser seinen forschenden, aber zärtlichen Blick auf ihr ruhen ließ. — „Die weibliche Phantasie schwärmt gern“ — sprach er, ohne irgend einen Vorwurf in seinen Ton zu legen — „der Herr Diaconus scheint bei den Damen viel Glück mit seinen hübschen Märchen zu machen.“ —

— „Ich bitte sehr“ — erwiderte der Diaconus, einen ermunternden Blick auf die Damen werfend — „aus den heiligen Traditionen unserer Kirche unterhielt ich die hochwerthen Gräfinnen — und wo fände Ihre Frau Gemahlin als Malerin wol zartere, tiefsinnigere Scenen für ihre fromme, künstlerische Phantasie, als in unserer an Stoff und Gefühl so reichen Lehrüberlieferung?“ —

— „Für die Phantasie? Da mögen Sie recht haben . . . setzen Sie Sich noch einen Augenblick, lassen Sie uns ein Wörtchen darüber sprechen — wissen Sie, mein Herr, daß wir hier im Hause

strenge Lutheraner sind?“ — Während dieser Worte hatte Graf Reventlow den nächsten Sessel eingenommen und dem Diaconus zugewinkt, sich niederzulassen; der feine, diplomatische Weltmann schien die Stimmung im Gemüthe der Frauen erkannt zu haben und auf frischer That die Nachwirkung der vor seinem Eintreffen geflogenen Unterhaltung austilgen zu wollen.

— „Herr Graf“ — erwiderte der Diaconus, dessen ehrerbietige Höflichkeit ebenso ausdauernd wie seine glatte Zähigkeit erschien, da er sich niedersetzte, um die weitere Unterredung zu erwarten — „Sie gehören einem alten Stamme an, dessen älteste Wurzeln sich in Traditionen verlieren, die Ihnen gewiß heilig sind — zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts waren Ihre Vorfahren vielleicht selbst Bischöfe oder Klosterpatrone und dienten dem römischen Stuhle — wenn nun Einer unter ihnen sich von der Ueberlieferung los sagte, war das ein Beweis, daß er allein nicht irrte und daß seine Nachfolger ihm unbedingt folgen mußten? So ist manches edle Haus lutherisch geworden, ohne eine andere Ursache als die Tradition von Kind zu Kind.“ —

— „Was wollen Sie damit sagen?“ —

— „Daß Sie durch eines Menschen Willen lutherisch geworden sind und sich nach eines Men-



schen Namen nennen. Wir nennen uns aber nach dem Sohne Gottes!" —

— „Herr, gehen Sie auf Proselytenmacherei aus?“ —

— „Keineswegs, aber gestatten Sie mir die Ansicht, daß es durchaus nicht inconsequent ist, von der alten päpstlichen Kirche zum Lutherthume überzutreten.“ —

— „Ei, Sie machen mich neugierig!“ —

— „Das Lutherthum ist eine geringere, minder ausgebildete Art des Papstthums; ersteres hat nur einen tohten Papst, Luther genannt — letzteres einen lebenden und herrschenden. Je strenger man auf Luther hält, um so päpstlicher ist der Glaube.“ —

— „Das verstehe ich nicht, Herr, ich weiß nur, daß ich bekenne, was zu Augsburg und Schmalkalden für alle Zeiten festgesetzt ist.“ —

— „Und würden Sie daran mäkeln und forschen und prüfen?“ —

— „Nimmermehr, jedes Wort ist bündig, wie es die Bibel spricht.“ —

— „So ist also doch das Princip beider Confessionen dasselbe — Unantastbarkeit der Lehre, Verneinung des menschlichen Rechts, am Worte zu mäkeln und zu prüfen, Berufung auf einen höchsten, monarchischen Kirchenfürsten — Altes und neues Papstthum . . .“ —

— „Jedes Regiment, auch in göttlichen Dingen, will eine feste Ordnung haben — wollte Jeder im Staate am Gesetze mäkeln, oder ein Wort dazueinreden, so würde der Thron unsicher werden, so auch im Glauben — da muß Alles fest und gewiß sein.“ —

— „Ist denn Luther für uns Menschen gekreuzigt? Sind Sie auf Luther's Namen getauft? Sind wir nicht sämmtlich Christi und ist Christus nicht Gottes? Wer dürfte sich eines Menschen rühmen, wo er Gottes Zeugniß hat?“ —

— „Das sind Spitzfindigkeiten, mein Herr, ich kann Ihnen das besser sagen.“ —

— „Herr Graf, ich wage noch eine Bemerkung zu machen, eine Erfahrung anzuführen. So wie der Mensch anfängt, an der religiösen Sägung zu prüfen und mit menschlichem Verstande zu kritteln, dann will er die ewigen Banden der höheren Abhängigkeit sprengen, will frei sein und er lehnt sich auf gegen Staat und Kirche, als Gottes Obrigkeit. So geschieht es jetzt in Frankreich, daher die furchtbare Sünde der Revolution und des Mordes. Auch im Lutherthum fängt man an, die Bibel zu bekritteln, fordert die freie Forschung und Auslegung der Schrift, protestirt gegen die wörtliche Bedeutung und bindende Kraft — und daraus erwächst auch gegen den protestantischen Staat eine

auslehrende Partei —; dieser Protestantismus führt zur Demokratie, der Katholicismus aber zur Monarchie — und ich denke, ein Edelmann hat der letzteren seinen Beistand zu leisten.“ —

— „Darum soll ein ächter Lutheraner nichts am Worte der Bibel ändern oder auslegen wollen, das hulde ich nicht — denn der Glaube ist keine Verstandessache, sondern des ganzen Menschen Sein und Wollen. Unbedingt soll man glauben.“ —

— „Gerade wie in der katholischen Kirche — wir glauben fest, was Gott durch Christum verheißen hat.“ —

— „Nein, mein Herr! Wir verwahren uns gegen alles menschliche Ansehen in Glaubenssachen, gegen alle Menschenfagung, die nicht in der Bibel steht; unser Glaubensbekenntniß lautet, daß die heilige Schrift allein die Regel des Glaubens und Lebens ist und wir nur aus Gnade gerecht werden. Wir glauben nicht an Papst, an Tradition der Kirche, an die Seligkeit durch gute Werke, an Ablass, Anrufung der Heiligen, seiner Sacramente, Ohrenbeichte, Messe und Fegeseuer — damit haben wir uns, glaube ich, deutlich ausgesprochen und gesondert, Sie sehen ein, Herr Diaconus, wir sind himmelweit verschieden von Ihrer Kirche, darum lassen Sie uns künftig über andere Dinge reden.“ — Bei diesen Worten erhob sich der Graf und wandte

sich seiner Gemahlin zu, welche neben der Gräfin Sophie still horchend am Fenster lehnte. Der Diaconus war gleichzeitig aufgestanden, warf einen hülfe-suchenden Blick auf die Damen, welche denselben durch die Miene mitleidiger Güte erwiderten und sprach in der ihm eigenen, weinerlichen Devotion: — „Wann befehlen die gnädige Frau, daß ich das wunderthätige Del vorreichen darf?“ — Gräfin Sophie wollte auf den Diaconus zutreten, aber Graf Reventlow kam ihr mit den Worten zuvor: — „Denken Sie an unser Gespräch, dann werden Sie keines Menschen Gemüth beunrühigen; leben Sie wohl!“ —

Die Frauen erschrafen sichtbar, der Diaconus horchte auf und sein sinnlicher Mund machte eine rasche, schmeckende Bewegung, während er die weiblichen Herzen durch ein wehmüthiges, ungemein bit-tendes Antlitz rasch für sich entzündete. Mit feierlicher Ruhe empfahl er sich, nur der Blick des Gra-fen vermochte die Gräfin Sophie zurückzuhalten, dem Diaconus das Geleit zu geben.

— „Lieber Friedrich!“ — erklang die silberne Glockenstimme Julien's, indem sie den ätherischen Arm auf des Gatten Schulter hing und ihn mit blauen Friedensblicken anlächelte: — „Du warst so hart gegen den freundlichen Mann!“ —

— „Hat nicht Luther härter gesprochen, als er

auf dem Reichstage rief: hier ist die Bibel, widerlegt mich, ich kann nicht anders! — Die Schlange hebt ihr Haupt wieder — Freigeisterei und Papstthum schleichen durch unser Holstein, was sollte aus unserer alten Einrichtung, aus unserm Rechte, unserm Glauben werden, wenn auf Emkendorff nicht alles fest und sicher wäre? Hier heißt's: eine feste Burg ist unser Gott!" —

Julie schmiegte sich wie ein Epheu an den Stamm des Hauses; den festen, ebenso stabilen wie orthodoxen Grafen, und ließ ihre Blicke zu ihm empor schwimmen; Gräfin Sophie aber entfernte sich schweigend aus dem Zimmer.

Der Diaconus schritt, beim Durcheilen des Saales einen bedeutsamen Blick über das bezeichnete Ahnenbild gleiten lassend, schnell aus dem Schlosse; trotz der bereits beginnenden Dämmerung und dem fühlern Westwinde, welcher die hohen Pappeln bewegte und durch die Gesträuche rauschte, beschleunigte er seinen Heimgang nicht, sondern zögerte im Parke, als sänne er auf den besten Weg; seine forschenden Seitenblicke hatten aber im entfernteren Theile des Gartens einen Gegenstand entdeckt, welcher ihn festsetzte, und dem er zu nahen entschlossen war. —

Wir verließen den Grafen Stolberg vor einer halben Stunde, als er den Brief empfangen und mit zerstreutem Wesen in sein Zimmer gegangen war.

Der Anblick der Handschrift hatte ihn mehr erschreckt als erfreuet, der Brief war von Wosß in Gütin, dem Stolberg seit der Verheirathung im Herbst dieses Jahres nicht wieder geschrieben, an den er eigentlich auf Emtendorff gar nicht gedacht hatte. Die aristokratische, religiöse Atmosphäre, welche hier herrschte, die neuen Eindrücke, die der Neuwermählte im Umgange einer Gattin empfing, deren Liebe eben so stark, als ihre Unähnlichkeit mit der verstorbenen Agnes groß war, die schwankenden Projecte für die Zukunft und der engere Anschluß an den Charakter und die Ansicht Reventlow's, hatten in der That dem Grafen Stolberg die Erinnerung an vergangene Zeiten verdrängt und ihn nicht an eine Correspondenz mit Wosß denken lassen. Der Gedanke daran, daß dieser Brief Vorwürfe enthalten würde, hatte ihn bei dem Erblicken der bekannten Handschrift beunruhigt, da er fühlte, den treuen Jugendfreund vernachlässigt zu haben. Er eilte auf sein Zimmer, um ohne Zeugen die Mahnungen des Briefes zu empfangen; hier angekommen, warf er sich auf den Sessel am Fenster und blickte den niederen Wolken nach, welche vor der sinkenden Märzsonne aufstiegen. Als fühlte er den Inhalt des Briefes, oder als suche er erst eine Stimmung zu gewinnen, welche ihn für denselben vorbereite, so absichtlich zögerte er, den Brief zu erbrechen. In seiner Seele vermischten sich,

wie entgegengesetzte chemische Kräfte, zwei Welten mit einander, aber keine lichte, harmonische Gestalt wollte aus dieser tumultuarischen, wolkigen Vereinigung hervortreten — die ernste, gemessene, in strengsten religiösen und edelmännischen Grundsätzen, wie auf unverrückbaren Axen, ruhende Welt auf Emkendorff trat wie eine geheimnißvoll fesselnde, feierlich mahnende Mondnacht vor das heitere ländliche Gemälde, welches der Name Voss in Stolberg's Seele entschleierte. Wenn er sich anstrengte, dem lachenden Jbyll der Gutiner Erinnerung ein stilles Plätzchen der wohlthuedenden Reflexion abzugewinnen, dann trat die Gegenwart mit ihren mächtigen, fortwirkenden Eindrücken und Mahnungen, wie eine drohend verschleichende, stolze Wolke vor den winkenden Erinnerungshimmel und der Schatten der entfremdenden Vergangenheit lagerte sich über die eben noch im Lichte der Phantasie näher gerückten Bilder alter Zeit. —

— „Ha!“ — seufzte Stolberg, mit der Hand über die drückende Stirn fahrend und vom Sessel aufspringend — „die Tage der poetischen Sympathien für Alles, was schön und frei ist, sind vorüber — des Mannes Beruf, Stand, Richtung und eigentliche Natur trennen auf verschiedenen Wegen die Herzen und Ansichten. — Unvergeßliches Gutin — stiller, friedlicher See, glücklicher Traum — —

Traum! Ja! Es ist eine andere Welt, in der ich wachend mich befinde!" —

Mit einer festen Miene und sicheren Bewegung zog er den Brief hervor und erbrach ihn. Anfangs mit erzwungener, gleichgültiger Ruhe, wie man in einem gewissen Gefühl der Passivität und Befriedigung von dem Wohle lieber, aber halbvergessener Menschen erfährt, allmählig aber unruhiger, lebhafter in Blick und Bewegung, heißer in der Miene und gefesselter in Herz und Sinn, hielt er den Brief in den unwillkürlicher und leise zitternden Händen und starrte in die Zeilen, wie in ein Traumgesicht voll wunderbarer Macht; er vergaß das Weiterlesen, das Umschlagen der Seite, er sahe mit der Seele und nicht mit äußern Augen die Studirstube, wo diese Zeilen geschrieben waren, das offene ehrliche Antlitz Dessen, der sie gedacht, gefühlt und niedergeschrieben hatte, er floh vor dessen prüfendem Auge in den Garten, wo die Agneslinde, der vertrauliche Gang am See, wo Ernestine's sanfte und doch so sichere Erscheinung vor ihm aufstauchten, wo er ihr einst den Druck seiner Seele verrathen hatte. Plötzlich schien ihn eine Erinnerung zu erschrecken; war es vielleicht ein bittenbes Anlächeln der seligen Gattin, war es etwa der Wiederhall von Entschlüssen, welche er dort unter jenem Lindenschatten sich feierlich gelobt hatte — er erschrak plötzlich und, aus der Traumwelt sich

emporrassend, schlug er schnell die Brieffseite um — aber in demselben Momente rauschte etwas an seiner Hand vorbei, er zuckte unwillkürlich und trat einen Schritt zurück. — Einige Schneeglöckchen, von Ernestine dem Briefe beigelegt, lagen am Boden. Er hob sie auf, sie waren noch von dem Saft und dem Dunste des Lebens erfüllt, sie waren ohne Zweifel an der bekannten Stelle gewachsen, wo früher Agnes ihre erste Lieblingsblume des Frühlings zu suchen und damit ihr Zimmer zu schmücken pflegte — Gutin, mit dem ganzen Heiligthume tausendfältiger Erinnerungen, stand wie ein offener Himmel vor ihm im Bilde eines friedlichen Idylls, von dort her war ein Frühlingsbote an ihn abgesandt, der heimatliche Gefühle und tief wurzelnde Sympathien weckte. —

Wosß hatte liebevoll, mild, voll biederer Anhänglichkeit an ihn geschrieben, mit zartem Gefühl, aber unverholen zu seinem innersten Lebenskerne geredet und ihn aufgerufen, in dieser Zeit dem Geiste der Wahrheit seine Kraft zu widmen, dem Genius treu zu bleiben, der ihn zum Dichter gemacht habe. Hatte der Freund auch in zarter Rücksicht auf den Wiedervermählten mit keiner Sylbe der verstorbenen Gattin gedacht, so entfaltete sich doch die Zeit jenes Glückes aus jeder Zeile und Stolberg sah sich unfreiwillig von winkenden Agneserinnerungen umgeben.

— Er faltete den Brief zusammen, legte die Schneeglöckchen gedankenvoll auf den Tisch und trat an das Fenster. Der Himmel glich seinem eigenen Seelenzustande — düstere, nähere Wolken lagerten vor einem fernen, transparenten und lichten Seegrün, von dem, wie winkende Strahlen der freieren Höhe, einzelne Streiflichter durch das domartig aufgestürmte, feierlich ernste Gewölk brachen. In Stolberg's Seele war der gleichmäßige Strom, welcher durch die Gemüther des Hauses Emkendorff floß, plötzlich gestauet, er schwellt auf und drohete einen gewaltigen Abweg zu brechen. Angehaucht von den Gutin'schen Erinnerungen, fühlte er sich, ohne den Grund zu suchen, von jener Sehnsucht überrascht, welche ohne bestimmtes Ziel, nur der Ausdruck der Unbefriedigung ist, die plötzlich das Gemüth ergreift, wenn es, im täglichen, einschläfernden Einflusse einer Gewohnheitswelt, unvorbereitet auf das Gegentheil stößt und nun an der eigenen Ungewißheit merkt, daß er etwas wünscht, was er nicht besitzt. So wie Stolberg in diesem Augenblick am Fenster zu Sinne war, empfindet ein Gefangener, der da glaubt, daß die Welt der Freiheit keinen Reiz mehr für ihn habe, nun aber, das Sonnenlicht wieder erblickend, alle Regungen der Brust für das drängende Leben erwachen fühlt, aber mit Beklommenheit, da er die freie Welt nicht mehr zu verstehen fürchtet, in das

finstere, gewohnte Gefängniß zurückblickt. Und in der That, Stolberg kämpfte zwischen zwei Welten, welche Ansprüche an sein bestes, innerstes Wesen machten. Aus der Welt der Lebensschönheit und des freien, frohen Wirkens geflohen, weil ein Schatten ihn verfolgte, der um so bestimmter sich vor ihm ausbreitete, je heller die Sonne schien und je mehr er derselben den Rücken kehrte, hatte er sich dem winkenden Schatten anvertraut und war in eine Welt ernster, geheimnißvoller Contemplation eingetreten, wo die heiteren Lebensfarben nur wie ferne Sterne einfielen und ein unsichtbares Wesen, feierlich wie in einer Kirchenhalle, das unruhige Herz mäßigte durch eine ehrfurchtsvolle Unterwerfung.

Stolberg hatte, nach seiner Entfernung von Voss, die entgegengesetzten Einflüsse seiner Schwägerin und der aristokratischen Kreise erfahren — der fromme, romantische Sinn seiner zweiten Gemahlin hatte nicht nur die verwandte Seite seiner Natur geweckt, sondern der lange Aufenthalt auf Emkendorff war ein Asyl geworden, wo das immer noch schwankende Streben zu einem festeren Anhaltspunkte gelangte. — Mehr als er selbst eingestand, oder sich selber klar werden ließ, fühlte er die Abberufung seiner Agnes und den Kummer um ihren Verlust — es war ein Gefühl, als ob man einen schönen Traum in die nüchterne Wirklichkeit hincinscheinen sieht; es hatten

Kummer und Sehnsucht nach einer Verklärten die überfinnliche Welt für seine theuersten Sympathien aufgeschlossen und die Tröstung an eine höhere göttliche Regierung verwiesen. Nach dem Ewigen, Unsichtbaren stand sein Sinn, die Religion bot ihm die geheimnißvolle und doch so heimische Hand dazu. — Noch einmal war er durch Voss und Ernestine bei dem letzten Besuche in Tutin für die heiteren Ideale des Lebens gewonnen, aber nicht ohne tiefe Bedeutung war für ihn die Wahl der zweiten Gattin, der halbjährige Aufenthalt auf Emkendorff geworden; — strenges Lutherthum und aristokratisches Ritterthum wirkten auf seine biegsame Natur durch den Grafen Reventlow ein, sanfte, sinnlich religiöse Schwärmerei und eine mystische Gnadenwirkung im Gefühle war die Folge des Umganges mit beiden Gräfinnen. — In dieser ländlich-winterlichen Abgeschlossenheit des Rittergutes, unter den unmerklichen Einflüssen einer gleichmäßigen, häuslichen Stimmung, mußte Stolberg's weiche Seele in dem festen und klugen Charakter des Freundes das Vorbild eines Mannes und Abhigen erblicken, dem er schon unfreiwillig nachahmte, indem er ihn bewunderte — und in den Gefühlrichtungen der beiden Gräfinnen einem Strome folgen, der auf heiligen Fluthen seine Neigung zum frommen Empfinden wie die heilige Lotosblume auf stillem, sagenreichen Gewässer, schaukelte. Stolberg

war in diesem geistigen Klima auf Entendörff ruhiger geworden, er hielt sich für angekommen auf dem eigentlichen Schwerpunkte seines Wesens und Wohlens, er war ein ebenso strenger Anhänger des lutherischen Bekenntnisses als aristokratisch gestimmter, an Standesrecht und Althergebrachtem hangender Edelmann geworden.

Der Voss'sche Frühlingsbote war in diese Welt plötzlich wie eine Noachstaube eingeflogen und hatte den Zweig des frischen grünen Lebens gebracht, das von einer andern Welt, als derjenigen zeugte, in welcher er gegenwärtig heimisch geworden war. Und doch war es keine fremde Lebensblume, welche dieser Bote überbracht hatte, der Flügelschlag dieser Friedenstaube weckte Erinnerungen und mahnte an schöne Stunden, die, Lichtblicken gleich, ein träumerisch entferntes Paradies aufdämmern ließen. Die Stirn auf die kühle Spiegelscheibe des Fensters gedrückt, starrte er über den Park weg in die Nebel-ferne, als schweife seine Seele weit jenseits in anderen und helleren Landschaften. Da öffnete eine leichte Hand die Thür und ein liebliches Mädchen von sechs Jahren trat ein, mit leuchtendem, schelmischen Blicke näher schleichend und die Schneeglöckchen auf dem Tische in kindlicher Neugier ergreifend. Stolberg hatte in seiner Gedankenvertiefung nicht gehört, daß er nicht mehr allein sei, er griff sich plöz-

lich vor die Stirn und sprach fast mit unwilliger Betonung: „Agnes! die Menschen ändern sich mit den Zeiten!“ —

— „Lieber Vater!“ — rief die Stimme des Kindes und Stolberg wendete sich erschrocken um, aber der unerwartete Anblick der Tochter schien ihn in neue Bestürzung zu versetzen. Um seine Unruhe und Zerstreuung zu verbergen, fragte er in heftigem Ton: „Was willst Du hier?“ —

— „Ich wollte Dich einmal sehen und Du hast ja eben meinen Namen gerufen, lieber Vater“ — antwortete das Mädchen und blickte ihn mit himmlischen Augen an.

— „Habe ich das?“ — sprach Stolberg und sein Herz wurde im Kindesblicke weich — „liebe Marie-Agnes, meine theuere Tochter — ach! komm an mein Herz!“ — Und er preßte die freudig ihn Umarmende mit zärtlicher Hast und Aufregung an seine Brust, eine schmerzlich-glückliche Miene des Lächelns, ein sich tief in ihre sonnighellen und heiteren Augen einsenkender Blick begleitete die lange, schweigende Umarmung.

— „Vater, was ist Dir?“ — fragte Marie-Agnes in einer plötzlichen Umwandlung von Furcht

— „Du hast eben geseufzt.“ —

— „Kind! o wüßtest Du . . . doch Du kennst

ste nicht mehr — liebes Kind, hier hast Du einen Fuß, nun gehe zu Deinen Brüdern.“ —

Das reizende Mädchen horchte auf, empfing mit schelmischem, neugierigen Aufblicken den väterlichen Fuß auf die frische Wange und sagte dann: „Gieb mir diese Schneeglöckchen, ich habe schon so oft danach gesucht, aber hier wachsen sie nicht.“ —

— „Diese Blumen nicht, Kind, laß sie mir, die hat mir Jemand aus Gutin geschickt, dort wachsen sie viel.“ —

— „O! laß uns dorthin reisen, Väterchen — bitte, bitte, laß uns in Gutin wohnen, mein ältester Bruder ist ja dort geboren!“ —

— „Ja — ja! — Kinderstimme ist Gottesstimme — wir wollen wieder in Gutin wohnen!“

Marie-Agnes klatschte freudig in die Hände und sprang dann jubelnd aus dem Zimmer, wahrscheinlich, um den drei Brüdern die angenehme Nachricht zu überbringen. Stolberg sahe ihr mit erhitztem Angesichte nach und seine Augen hafteten noch lange träumerisch auf der Thür, wo das Kind hinausgeeilt war. —

In der Stimmung, in welcher Stolberg plötzlich von seiner Tochter überrascht worden war, hatte dieselbe einen ungewöhnlichen Eindruck auf ihn gemacht; vor dem Fenster stehend und die von Bos angelegten Erinnerungen verfolgend, welche seine

Phantaste weiter und gewaltiger fortriffen, ohne daß er hätte ihrer Herr werden können, hatte er unwillkürlich den Namen Agnes ausgesprochen, als ihm das Kind und lebende Ebenbild der verklärten Mutter plötzlich Antwort darauf gab. Betroffen stand er vor dem geliebten Weßen, das durch jeden Zug ihres Gesichtes, durch jegliche Bewegung, selbst durch den Blick, das Lächeln und den Klang der Sprache an diejenige erinnerte, welche eben in seinen geheimsten Träumen als ein sanft mahnendes Bild durch die Seele gezogen war. So wie Agnes einst im Märze mit den ersten Schneeglöckchen vor ihn hingetreten war, so stand Marie-Agnes eben vor ihm, das ganze Glück Gutin's unbewußt über ihn ausgießend. Ein rascher Entschluß, ein lautes Hingeben an das Gefühl, welches in diesem Momente ihn allein beherrschte, war die Folge des überwältigenden Eindrucks geworden.

Jetzt wieder allein im Zimmer, empfand er die Unruhe, welche ein Entschluß im ersten Feuer der Erregtheit bei schwankenden Menschen zurücläßt, wenn die stillere Reflexion allmählig wieder aus der Fluth empor taucht. Die Luft des Zimmers wurde ihm zu drückend, er nahm den Hut und eilte hinab in den Park. — Eben hatte er den einsamsten Weg erreicht, der durch das höhere Gebüsch den Blick vom Schlosse aus verhinderte, als der kleine Dia-

conus mit forschenden Seitenblicken, aber scheinbar zufälligem Einschlagen desselben Weges, sich ihm näherte. Stolberg wollte ausweichen, aber schon hatte der Diaconus seinen devoten Gruß gemacht und mit schmeckender Mundbewegung angedeutet, daß er den Grafen auskosten wolle.

— „Ganz ergebenster Diener, gnädiger Herr“ — redete er ihn an — „so habe ich vor meiner Heimkehr doch noch die Ehre, Ihnen wenigstens einen guten Abend bieten zu dürfen —; ich war so glücklich, mit Ihrer werthen, frommen Gemahlin, der gnädigen Frau, ein langes vertrauliches Gespräch führen zu können.“ —

— „Das ist gut, mein Herr, Sie haben ihr gewiß eine angenehme Unterhaltung gewährt?“ —

— „Die Sehnsucht nach Italien hat auch heute unsere Unterredung mit reichem Material versehen. — o! die herrliche Frau — Sie wollen ihr, wie sie mit leuchtender Begeisterung mir sagte, die Sehnsucht erfüllen und nach Neapel ziehen — wahrlich! zwei Seelen, wie die Ihrigen, können nur dort ihre rechte, natürliche Heimath finden.“ —

— „Meinen Sie? Ja, Italien muß ich sehen und durchleben, aber ob ich dort mehr als ein gewöhnlicher Reisender sein werde, bezweifle ich.“ —

— „Ei!“ — erwiderte der Diaconus mit langgezogenem Tone, wobei seine forschenden Seitenblicke

wie stechende Pfeile über den Grafen flogen und die Wiene aufhorchte — „ei, so schnell könnten Sie den schönsten Traum des weiblichen Herzens zerstören wollen? Das traue ich Ihrer weichen, religiösen Seele nicht zu.“ —

Er sagte das vorsichtig beobachtend und schmeckte einige Male mit dem Munde, als suche er nach einem Tropfen überredender Kraft, als Stolberg gleichgültig, eigentlich aber zerstreut, antwortete: „Mein lieber Diaconus, ein anderes Mal, ich bin nicht in der Stimmung heute —“

— „Die beiden Herren Grafen müssen keinen angenehmen Spaziergang gemacht haben, auch der Herr Graf Reventlow erschien mir etwas verdrießlich, wenigstens tabelte er das weibliche Sehnen nach der schönen, unentbehrlichen Romantif des Glaubens.“ —

— „Hat er das?“ — fragte Stolberg plötzlich mit Aufmerksamkeit — „sagte er das zu meiner Gemahlin?“ —

— „Ich glaube nicht, daß er sie meinte — ich weiß nur, daß der fromme Engel dieses Hauses ihm stille Vergebung zulächelte.“ —

— „Ich danke Ihnen, guten Abend!“ — Bei diesen Worten blieb Stolberg stehen und wollte wieder gegen das Schloß umwenden.

— „Da es Ihnen nicht genehm ist, einen un-

ferer gewöhnlichen Spaziergänge zu machen, so erlaube ich mir die Frage, wann ich Ihnen die Geschichte der heiligen Hellscherin weiter erzählen soll? Auch habe ich zu melden, daß ich das wundervolle Buch über die verborgene Kraft der Natur bekommen werde, worin dargethan ist, wie man den Stein der Weisen finden und die Constellationen verstehen kann.“ —

— „Das bringen Sie mir — ich danke Ihnen.“

— „Noch eine Frage — haben Sie die Anleitung, die Macht der Apostel über das geheime Wesen in der Natur und die Kunst, den Teufel auszutreiben, schon studirt? Wann befehlen Sie, daß wir in verschwiegenen Stunden die Experimente machen?“ —

— „Ja — sehr interessant — wir reden ein anderes Mal davon — ich danke Ihnen, mir ist der feuchte Wind heute nicht warm genug, guten Abend!“ —

Stolberg wendete sich ab, der Diaconus empfahl sich mit tiefster Ergebenheit, blinzelte einige Male hinter dem Grafen her und ging dann schnell fort. —

Eine halbe Stunde von Emkendorff gegen Kiel zu, stand eine zum Gutsdorfe gehörende Meierei, welche ein Deconom gepachtet hatte. In diesem Hause hatte der Diaconus ein Quartier gemiethet

und hierhin lenkte er seine Schritte. Als er in das Haus trat, kam ihm der Landwirth entgegen und sprach: — „Ich habe Ihnen von Kiel Briefe mitgebracht, sie liegen oben auf dem Tische.“ —

— „Danke; was sagte denn der Freund in Kiel, der meine Briefe annimmt?“ —

— „Sie möchten bald persönlich kommen.“ —

Der Diaconus ging, ohne darauf mehr, als mit feierlichem Nicken zu antworten, die schmale, düstere Treppe hinauf, überflog schnell, so weit der Schein des Westhimmels es noch gestattete, die auf dem Tische liegenden Briefe, welche mit Bindfaden zusammengebunden waren und zündete Licht an. Ein Brief aus Osnabrück erregte zunächst das Interesse des Diaconus, denn er las ihn mit großer Hast und bedenklicher Miene. Der Brief lautete: — „Bruder Nicolovius! Deine Thätigkeit in Holstein hat noch immer nicht den gewünschten Erfolg gehabt und der General-Vicar fordert Bericht, was Du auf Emkendorff gefunden und für unsere Zwecke erreicht hast. Man ist in Osnabrück und Münster der maßgeblichen Meinung, daß Holstein gegenwärtig in der Lage sich befindet, für die allein-seligmachende Kirche gewonnen zu werden, da viele französische Emigranten dorthin geflohen sind, welche vor den kirchlichen Greuelthaten in Paris ihren treuen Glauben gerettet haben — außerdem aber die Holsteiner

sche Ritterschaft, aus Besorgniß, daß der revolutionäre Geist in Deutschland fortwirken und auch ihre Abelsvorrechte antasten könnte, sich zu einer feudalistischen und altlutherischen Gemeinschaft sammelt, auf welche unsere Kirche am raschesten einwirken kann, je freundschaftlicher und verwandter sie naht. Es ist recht gut, durch Heiligenbilder, Almosen, tröstliche Hülfe und Verheißungen die Leute für das Heil ihrer Seele zu gewinnen, aber wir müssen den Adel bekehren, damit die Edelleute ein Beispiel geben, indem wir ihnen recht klar machen, wie ihre alten Standesfreiheiten und Vorrechte ihre einzig sicherste Stütze in unserer sichtbaren Kirche haben. — Man redet hier von dem Grafen Stolberg, er würde als Gesandter an einem katholischen Hofe die beste Nahrung finden. Früherem Berichte nach, hast Du an den beiden Gräfinnen empfängliche Gemüther erkannt, Du wirst den Saamen des heiligen Gottesreiches auf den ergiebigen Boden zu streuen wissen. Trotz der Verschiedenheit der Bekenntnisse ist doch nur ein kurzer Schritt vom Orthodoren zum Katholischen, denn das orthodoxe Gemüth sehnt sich nach Fleisch und Blut des Unsichtbaren und unsere Kirche giebt den dürstenden Sinnen Labung. — — Vor zwei Wochen ist der neue Rector Kleuker von Lemgo her an unser Osnaabrücker Gymnasium gekommen, ein gelehrter, religiöser Mann, welcher

viel über Zend-Avesta und persische Geschichte geschrieben hat, ein redlicher Denker, der uns von der vortrefflichen Fürstin Galizin zu Münster bringend empfohlen wurde. Wir haben die Absicht, Kleuker mit Stolberg bekannt zu machen zc.“ —

Schon aus diesem Brieffragmente erkennt man die Personen, welche darin genannt werden; der strenge, finstere Geist, welcher in Holstein die Glaubenswelt vieler Prediger und Adbiger beherrschte und die freisinnigen Nachwirkungen des Bernstorff'schen Regimentes zu tilgen beflissen war, hatte die katholische Propaganda aufmerksam gemacht, um die Sorge, welche die französischen Vorfälle bei den höheren Klassen in Schleswig-Holstein um ihre alten Privilegien hervorgerufen hatten, möglichst auszubeuten, da man namentlich in der Ritterschaft durch strengeres Festhalten am Ueberliefertem die Achtung vor den erbten Privilegien zu befestigen glaubte. — Der Diaconus setzte sich noch an demselben Abend hin, um dem Schreiber aus Osnabrück Antwort zu geben. Sein Brief hatte ungefähr folgenden Inhalt: — „Ehrwürdiger Bruder! Ich habe nun lange genug Schleswig-Holstein durchreiset und studirt, um die Stimmung hier eine sehr gemischte und abgeschlossene zu nennen. Die Gemeinden sind lutherisch freigesinnt, was man protestantisch nennt; die Geistlichen bald dasselbe, bald orthodox. Eine von dem General-

Superintendenten Adler in Schleswig, auf Bernstorff's Befehl ausgearbeitete neue Kirchenagende ist einstweilen im Consistorium liegen geblieben, da man bei der jetzigen Stimmung der Abligen fürchtet, Anstoß damit zu erregen. Der Mittelpunkt dieser orthodoxen und feudalistischen Partei ist Emkendorff und ich horste seit Wochen wie ein Habicht in der Nähe und umkreise die Personen mit forschendem Auge. — Gelänge es uns hier, die Burg mit dem Schlüssel des heiligen Petrus zu öffnen, so wäre Alles gewonnen. — Aber der orthodoxe Lutherglaube ist jäh, hartnäckig und mit der Bibel gewappnet, wir der Martin selbst und Graf Reventlow hält fest auf die Bibel. — Seine Gemahlin ist eine führende, fromme Seele, welcher ich durch Begeisterung an der christlich-heiligen Kunst schon viele katholische Stimmungen eingepfist habe, ohne daß sie zu unterscheiden wüßte, wo sie der Bibel oder der Tradition folgte — aber um so weiter kam ich mit Stolberg und seiner Gattin, welche letztere eine glühende Empfindung für Italien, namentlich Rom, hat und deren Religionserhebung eine sinnliche Vermittlung liebt; wenigstens horchte sie mit lebhafter Phantasie auf meine Beschreibung der Kirchenfeste, der Hochmesse, der glänzenden Prozessionen. Ihr Gemahl ist durch sie überredet worden, eine Gesandtschaft in Neapel nachzusuchen und ich fördere diesen Wunsch,

denn Stolberg ist ein Gemüth, auf das alle ungewöhnlichen Eindrücke und die Feierlichkeiten unserer Kirche fortreißend wirken, zumal wenn ein Uebersinnliches in das sichtbar Erhabene niedersteigt. Er hat ein Organ für die katholische Kirche und ich glaube, daß weibliche Vermittlungen bei ihm den nächsten Weg finden. Auf den Grafen Reventlow gebe ich alle Hoffnung auf — darum ist mir's lieb, daß Stolberg demnächst dessen Haus verlassen will — er nimmt von dort ächte aristokratische Grundsätze mit, für die weitere Zukunft seiner launigen Seele muß eine Reise nach Italien, vielleicht in meiner Gesellschaft, wirken u. —“

Wir verlassen den schreibenden Diaconus, um in den Park des Schlosses Emkendorff zurückzublicken. Dem Grafen Stolberg war das heutige Begegnen des Mannes, mit dem er sonst so bereitwillig einsame Spaziergänge machte und metaphysische wie alchymistische Gespräche führte, unangenehm gewesen, seine Stimmung paßte nicht dazu. — Er hat seine Laune“ — hatte der Diaconus gedacht, als er ihm nachsah, wie er nach dem Schlosse umwendete. Hier aber schlug Stolberg einen Seitenweg hart an die Grenze des Parks ein, wo er die Aussicht nach dem freien Felde hatte. Eine Nebelthicht lag bereits über der Ebene, aus welcher die Spitzen höherer Baumzweige gespenstig hervortauchten; mit der Miene

einer Heimatssehnsucht starrte Stolberg auf dieses eintönige, melancholische Grau, als strebe er es zu durchdringen, um eine dahinter liegende, schönere Landschaft zu finden. Er griff in die Tasche und die Berührung des Bossischen Briefes versetzte ihn in die Haltung eines Erwachenden — „Ach!“ — stöhnte er — „diese beiden Mächte in meiner Brust! Wo ist der gute, wo der böse Feind?“ — Rasch wanderte er weiter, da er Schritte zu hören glaubte. Plötzlich rief eine Stimme jenseits des Gesträuches seinen Namen, er blickte hin und, in einen leicht übergeworfenen Mantel gehüllt, nähete Gräfin Sophie; ihr Blick war erregt, ihr Gang eilig, sie streckte schon von Ferne die Hand nach ihm aus, sah ihm besorgt in das sanft lächelnde, aber zerstreute Gesicht und sagte: — „Fritz, was ist Dir? Du suchst die Einsamkeit . . . Deine Tochter kam eben zu mir und jubelte, daß wir nach Cutin ziehen würden, Du hättest es ihr gesagt — Fritz, warum täuschest Du das Kind?“ —

— „Ich habe es nicht getäuscht — es ist wirklich mein Entschluß — liebe Sophie; hat mich nicht Reventlow selbst dazu überredet?“ —

— „Und Du wolltest die Gesandtschaftsstelle in Neapel fahren lassen? Mein heißer Wunsch, Italien zu sehen, gilt Dir nichts?“ —

— „Wir machen eine Reise dorthin, Sophie

— eine unwiderstehliche Gewalt zieht mich nach Cutin — an den schönen See — in das stille Idyll.“ —

— „Ha! dort lebt der Böß, der Feind der Religion und des Adels — so nannte ihn Reventlow einst —“

— „Könnte er dann wol mein Freund geworden sein?“ — fragte Stolberg, seine Gemahlin groß anschauend. —

— „Du bist so verändert, Fritz, Du fühlst Dich doch nicht krank? Deine Hände sind so heiß und zitternd, die Luft in Stallen würde Dich kräftigen und Deine reizbaren Nerven beruhigen; auch mir hat der Arzt für meine sensible Schwäche das schöne Italien dringend empfohlen, o! foltere mich nicht mit dem öden Cutin.“ —

Stolberg schwieg und führte seine Gemahlin auf das Schloß zu. Diese aber konnte sich nicht beruhigen und suchte die Gründe der raschen Sinnesveränderung auszufragen. Mit einer milden, melancholischen Zärtlichkeit unterbrach Stolberg das Weiterschreiten und sah in das brennende Auge der Gattin, in deren Seele vielleicht, mit dem Gedanken an Cutin, die eifersüchtige Erinnerung an Agnes erwacht sein mochte; — „Sophie!“ — sprach er weich — „haben wir nicht seit unserer Verbindung ein Traumleben geführt? Soll aber der Mann nicht

wirken und dem Staate nützlich werden? Sei überzeugt, es wird unseren Einkendorffer Freunden angenehm sein, von meinem Entschlusse zu hören." —

— „Was wird Julie dazu sagen!“ — seufzte Gräfin Sophie, indem sie wenig befriedigt am Arme ihres Gatten weiter schritt und wahrscheinlich Trost in dem heimlichen Gedanken suchte, daß es nur eine Laune sei, wie er deren schon andere gehabt habe, und daß die weibliche Macht der Ueberredung auch über stärkere Männer siegen könne. — Auf der Terrasse des Hauses eilte ihnen Marie-Agnes entgegen, deren weiße Gestalt man in der Dämmerung früher erkennen konnte, als ihren freudigen Ruf; sie empfing die Mutter mit der triumphirenden Frage: „Hast Du vom Vater nun selber gehört, daß wir nach Cutin ziehen? Hastig drückte die Gräfin ihre Hand auf den jubelnden Mund und erwiderte schnell: „Geh' aus der feuchten Abendluft, Kind — Du wirst Dich erkälten!“ —

Nach einer Viertelstunde vereinte die Theezeit die Reventlow's und Stolberg's im bekannten Zimmer. Mit bedeutsamem Blicke auf Gräfin Julie erwähnte Sophie der Absicht ihres Gemahls, in der gewissen Hoffnung, eine sie unterstützende Gegenrede zu hören; allerdings schwammen Julien's milde, fragende Blicke mit lächelnder Ungläubigkeit zum Grafen hinüber, der unruhig und unbehaglich er-

schien, aber Graf Reventlow hatte schnell das Wort genommen, indem er in seiner kräftigen, entschiedenen Weise sagte: — „Recht so, Freund, die Hand darauf — unsere Herzogthümer bedürfen überall gutgestimmter Männer, welche die alten Institutionen schützen und die Kirche unserer Väter vor der neuen Freigeisterei in Hut nehmen — als erster Beamter haben Sie die Mittel und Wege, unserem Althergebrachten die Ehre zu geben und die Eindringlinge französischer Ideen nach Kräften zurückzuweisen. Sie kennen unserer Ritterschaft Pflicht und Recht; — der Aufenthalt auf Emkendorff wird Sie überzeugt haben, daß unsere Ansichten die der gesammten höheren Stände sind und zugleich Ihr eigenes Interesse fördern. Gutin ist so ein kleiner Landtheil, wo sich bürgerliche und antikirchliche Ideen eingemischt haben sollen, dort müssen Sie gewissen Leuten auf die Finger klopfen . . . dort haben Sie einen Boden zum Ausgäten und Umpflanzen. Ich gratulire dazu, lieber Stolberg, morgen werde ich's selbst meinem Bruder nach Copenhagen schreiben, er wird sich freuen, den Namen Stolberg unter den Trägern des guten Systems zu finden. Glauben Sie mir, es wird nicht eher das Vaterland sicher und glücklich, bis die letzten Aufschüsse des von Bernstorff ausgestreuten Saamens untergegraben sind.“ —

Die Frauen tauschten sich still aus, während

Graf Reventlow in berecheter Klugheit und überlegener, staatsmännischer Glätte noch einmal nachdrücklich die Grundsätze, welche der Festhaltung am Alten und Stablen dienten, in Stolbergs Seele einzuprägen bemüht war.

Seit diesem Abend erschien Stolberg sinnender und zerstreuter, als er den ganzen Winter gewesen war; mehrmals hatte er sich niedergesetzt, um an Pöß zu schreiben, aber entweder die Feder nach vergeblichem Grübeln wieder fortgeworfen, oder das halbbeschriebene Blatt zerrissen. Wenn in solchen Stunden unbehaglicher Einsamkeit die freundliche Engelgestalt seiner kleinen Tochter zu ihm trat und Schneeglöckchen oder Osterblümchen brachte, dann empfing er das Kind mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit und blickte oft so tief und feierlich in ihr liebliches Antlitz, daß die kindliche Seele dadurch geängstigt wurde. —

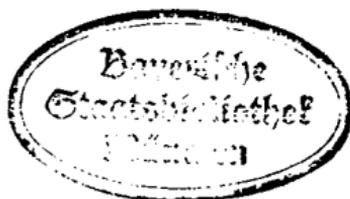
Es ging bereits der April zu Ende, die Lerchen stiegen vom Felde empor, die Weiden und Pappeln am Rande des Parkteiches prankten schon mit ihren Blüthenkäpchen und der Frühlingshauch öffnete die Wolken des Himmels und der Herzen, als Graf Reventlow dem im Park mit seiner Gemahlin wandelnden Stolberg vergnügt entgegen ging und einen großbestiegelten Brief in der Hand hielt. —

„Unter den eingelaufenen Schriften ist auch diese gewesen“ — sprach er — „ich gratulire! —

Hastig griff Stolberg darnach und erbrach das Regierungsiegel; — man merkte ihm ein gelindes Zittern der Hand an, als er rasch die Zeilen durchflog und dann seiner Gemahlin das Papier mit einem stummen, aber bittenden Ernste darreichte — Sie aber hielt das Schreiben ungelesen in der Hand und blickte schweigend, gedankenvoll und mit wogender Brust, dem Fluge zweier Möven nach, welche dem Meere zuflüchten und weiter und weiter, über Wiese, Gebüsch und Gewässer hinweg, den Horizont erreichten.

Das Schreiben enthielt aber die Bestallung des Grafen Stolberg zum Präsidenten in Gutin'schen Diensten. —

Ende des ersten Bandes.



Druck von Gebrüder Meyer in Braunschweig.